



Bur Volkskunde von Tirol und Vorarlberg.

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Tirol und Vorarlberg.



elsten hat der Lauf geschichtlicher und vorgeschichtlicher Begebenheiten so vielerlei Menschen verschiedener Stammesangehörigkeit auf engem Raum zusammengeführt und vereinigt, wie dies in Tirol und Vorarlberg geschehen ist. — Die Geschichte unterrichtet uns, daß die rhätischen Volksstämme, welche den Urstock der Bevölkerung gebildet haben, zu verschiedenen Zeiten von einer großen Zahl fremder Elemente durchsetzt, ja zum Theil völlig verdrängt worden sind; doch ist das Maß und die Ausdehnung, in welcher diese letzteren zum Aufbau der gegenwärtigen Bewohnerschaft mitgewirkt haben, im Einzelnen nicht auf das entfernteste zu überblicken. Immerhin aber ist unter solchen Umständen anzunehmen, daß sich in vielen Thälern des Landes gar manche körperliche Eigenthümlichkeiten des ursprünglichen oder des hinzugekommenen Stammes erhalten, ja sogar noch weiter ausgebildet haben und noch heute dem besonderen Gepräge der Bewohnerschaft zu Grunde liegen.

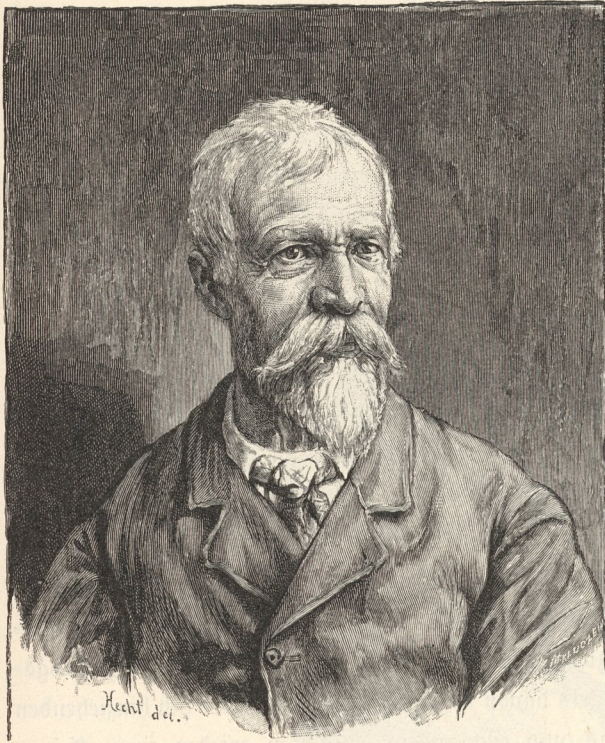
Dem gegenüber kommt jedoch wesentlich in Betracht, daß sich alle diese Menschen Jahrhunderte hindurch unausgesetzt unter dem Einfluß äußerer Umstände befunden haben,

welche wenigstens für bestimmte größere Gebiete des Landes der Art nach als gleichmäßige bezeichnet werden können. Es dürfte kaum zu bestreiten sein, daß die Summe dieser äußeren Einwirkungen, als welche namentlich das Klima, die Nahrung und die ganze durch die Gebirgslandschaft, sowie durch die socialen Verhältnisse bedingte Lebensführung hervorzuheben sind, eine namhafte Veränderung gewisser körperlicher Eigenschaften der Bewohner, und zwar soweit sie gleichartige waren, nach gleicher Richtung hin begünstigt, ja geradezu hervorgerufen hat. Abkömmlinge verschiedener Stämme haben sich so hinsichtlich gewisser körperlicher Eigenschaften in einheitlichem Sinne verändert und im Laufe der Zeit eine Reihe gemeinsamer Eigenschaften des Körpers erworben. Stämme oder Familien, deren Mitglieder und Nachkommen die zur Beherrschung der gegebenen äußeren Einflüsse unumgänglich nöthige Körperbeschaffenheit von vorneherein nicht oder nur in geringem Maße besaßen haben und auch nicht befähigt waren, dieselben sich voll anzueignen, mögen allmählig verschwunden sein, während andere in dieser Hinsicht besonders begünstigte sich mehr und mehr ausgebreitet und die Grundlage für die Hauptmasse der gegenwärtigen Bevölkerung geliefert haben.

So wird es verständlich, daß die aus den verschiedensten Elementen zusammengewürfelte Bewohnererschaft des Landes in bestimmten Gebieten desselben zu einer nicht zu verkennenden Übereinstimmung der körperlichen, sowie der geistigen Eigenschaften gelangt ist, unbeschadet der Erhaltung mannigfacher Stammeseigenthümlichkeiten. Daß sich diese Gebiete zum Theil nicht scharf gegen einander und gegen die angrenzenden Theile der Nachbarländer abheben, daß sich stellenweise ein unmerklicher Übergang des einen in das andere vorfindet, und daß selbst im Innern der einzelnen Gebiete da und dort fremdartige Einsprengungen vorkommen, ist aus mancherlei Gründen leicht erklärlich; im Großen und Ganzen aber scheinen dieselben der sprachlichen und politischen Gliederung des Landes, Wälschtirol, Deutschtirol und Vorarlberg, zu entsprechen.

Der Körperbau der Tiroler ist im Allgemeinen ein derber und kräftiger, seien sie schlank und hager von Statur, wie der Mehrzahl nach im Oberinntal und im östlichen Pusterthal, in Wälschtirol und in Vorarlberg, oder stämmig, unterseht und breitschultrig, wie vorwiegend im Burggrafenamt und im Sarnthal, im westlichen Pusterthal und im Unterinntal. Neben dem vierschrötigen, knietief und gemessen einherschreitenden Hochthalbewohner, neben dem schwerfälligen und ungelenken Bergbauer kann man allenthalben junge Burschen und Mädchen sehen, welche nach Ebenmaß und ausgeglichener Form des Leibes, nach Haltung und Bewegung an die mustergiltigen Typen des classischen Alterthums mahnen. Die Leichtigkeit und Elastizität ihres Ganges, ihre Regsamkeit und Gewandtheit bei jeglicher Arbeit erfreut das Auge des Beobachters. Allerdings halten Anmuth und Frische der Jugend gewöhnlich nicht allzulange vor. Denn vorzeitig beginnt

die Mühsal und Noth des täglichen Lebens den strammen Körper unter der Last harter Arbeit zu beugen, das glatte, schwellende Antlitz in zahlreiche Furchen zu legen und der Miene einen ernsten, ja harten Ausdruck aufzuprägen. Trotzdem bleibt der starkknochige, muskulöse Deutschtiroler bis ins hohe Alter hinein wetterhart und der schwersten Anstrengung gewachsen, ebenso wie der geschmeidigere, lebhaftere Vorarlberger und der zarter geformte, stets bewegliche Wälschtiroler eine oft geradezu erstaunliche Leistungskraft, Widerstandsfähigkeit und Ausdauer an den Tag legt.



Wälschtiroler.

Die Körpergröße schwankt in den verschiedenen Theilen des Landes nicht unbeträchtlich. Verlässliche Angaben darüber können jedoch vorläufig nur für das männliche Geschlecht gemacht werden.¹ — Die mittelgroßen Männer (von 160 bis 169 Centimeter Körpergröße) machen durchwegs etwa die Hälfte aller aus. Diesen erscheinen Große (170 Centimeter und darüber) und Kleine (unter 160 Centimeter) in den verschiedensten Verhältnissen beigemengt, woraus sich im Allgemeinen die Größe des Menschenschlages ergibt.

Ein Gebiet sehr großen Menschenschlages erstreckt sich im Unterinnthal über die Gerichtsbezirke Ruffstein, Ritzbühel,

Rattenberg und Hopfgarten, in welchen annähernd die Hälfte aller Männer zu den Großen zählt und nur 3 bis 5 Procent Kleine eingestreut sind. Daran schließen sich die Bezirke Schwaz, Fügen und Zell am Ziller, in welchen die Großen noch immer 45 bis

¹ Der besonderen Zuvorkommenheit des früheren Commandanten des Tiroler Jägerregiments, Herrn k. u. k. General-Majors Ritter von Kurz, verdankt der Verfasser eine von dem Herrn k. und k. Hauptmann Franz Kasperowski mit größter Sorgfalt angefertigte, nach Gerichtsbezirken geordnete Zusammenstellung der Körpergrößen sämmtlicher im Jahre 1890 unterjuchten Stellungspflichtigen aus Tirol und Vorarlberg, deren Zahl im Ganzen 16.384 betrug. Dieses Material ist den obigen Angaben zu Grunde gelegt.

46 Procent, die Kleinen aber schon 8 bis 10 Procent ausmachen. Noch sehr ansehnlich ist ferner das Procentverhältniß der Großen (38 bis 43) in einem Gebiete, welches sich entlang der ganzen nördlichen Landesgrenze nach Westen erstreckt, die Landeshauptstadt in sich schließt und die um dieselbe gruppirten Gerichtsbezirke Hall, Nieders, Telfs, Imst, Silz und Reutte umfaßt. Ein zweites Gebiet besonders großen Menschenchlages bilden die Gerichtsbezirke Lienz und Windischmatrei mit 48 Procent Großen und etwa 5 Procent Kleinen. Hier haufen die weitaus Größten unter allen Tirolern, die Bauern des Kaiserthals. Unter ihnen fand sich keiner, dessen Körpergröße weniger als 165 Centimeter betragen hätte, wogegen die Zahl der über 170 Centimeter messenden sich bis zu 61·1 Procent erhob.

Auch von diesem Gebiete aus sinkt westwärts die Körpergröße, erhält sich aber in den Bezirken Sillian, Welsberg, Bruneck, Brigen und Klausen noch auf ganz beträchtlicher Höhe (37·8 bis 43 Procent Große und 7 bis 11 Procent Kleine). Ein drittes Gebiet sehr großen Menschenchlages bilden endlich im Herzen Tirols die Gerichtsbezirke Sterzing, Sarnthal und Passeier mit einem Procentsatz von 44 bis 50 an Großen. Hieran reiht sich südwestlich der Meraner Bezirk mit 40·5 Procent Großen und 7 Procent Kleinen.

So erscheint der bei weitem größte Antheil Deutschtirols von einem hochwüchsigem Menschenschlag bewohnt, dessen ebenbürtige Nachbarn das baierische Hochland und den Pinzgau bevölkern. Nur im Süden und Westen Deutschtirols finden sich Gebiete mittleren und kleinen Menschenchlages. Zu den ersteren zählen zunächst die Gerichtsbezirke Bozen, Lana und Rastelruth mit 34 bis 37 Procent Großen und 11 bis 12 Procent Kleinen, während die Bezirke Kaltern und Neumarkt mit 18 und 21 Procent Kleinen und nur 25, beziehungsweise 26 Procent Großen sich bereits an den kurzwüchsigem Schlag Wälschtirols anlehnen. Das westliche Gebiet mittleren Schlages erstreckt sich auf die Gerichtsbezirke Landeck und Nied mit 32, beziehungsweise 35 Procent Großen und 12, beziehungsweise 13 Procent Kleinen; die südwärts davon an der Westgrenze Tirols sich hinziehenden deutschen Bezirke Naubers, Gurns und Schlanders enthalten wieder einen kleinen Menschenschlag mit nur 23 bis 27 Procent Großen und 12 bis 17 Procent Kleinen.

Bemerkenswerth ist, daß die ladinische Bevölkerung im Osten des Landes sich hinsichtlich der Körpergröße keineswegs gleichmäßig verhält. Während der an das Pustertal unmittelbar angrenzende Gerichtsbezirk Enneberg, ähnlich wie Ampezzo, ein Verhältniß von 41 Procent Großen und 8 Procent Kleinen aufweist, sinkt der Procentsatz der Großen in den Gerichtsbezirken Buchenstein und Fassa auf 29·9, beziehungsweise 18·8 herab und erhebt sich dagegen die Zahl der Kleinen auf 16, beziehungsweise 19 Procent. Wieder anders verhält es sich im Grödenenthal, wo die Großen die beträchtliche Procentzahl von 32·7 erreichen, jedoch mit 21 Procent Kleinen vermengt sind.

Der italienische Antheil Südtirols beherbergt beinahe ausschließlich einen kleinen Menschengeschlag. Anschließend an Kaltern und Neumarkt zählt der Gerichtsbezirk Lavis noch 25 Procent Große. Auch im Thal der Brenta erhält sich die Zahl der Großen annähernd auf derselben Höhe, jedoch mit einer Beimengung von 16 bis 20 Procent Kleinen. Ja in dem anstoßenden Gerichtsbezirk Pergine steigt die Ziffer der Großen sogar



Wälschtirolerin.

auf 37.5 Procent an, während die der Kleinen auf 9 Procent herabsinkt. Hier findet sich der größte Menschengeschlag Wälschtirols, denn in den übrigen Bezirken schwankt die Anzahl der Kleinen zwischen 16 und 25 Procent, die der Großen zwischen 17 und 24 Procent. Der kleinste Schlag findet sich in den Bezirken Arco und Mori mit 15, beziehungsweise 13 Procent Großen und 29 Procent Kleinen. Am unteren Laufe des Avisio, im Gerichts-

bezirk Cembra endlich fällt die Zahl der Großen bis auf 12 Procent, während die der Kleinen 25·5 Procent beträgt.

Borarlberg besitzt durchwegs einen mittleren Menschenschlag mit 32 bis 37 Procent Großen und 10 bis 13 Procent Kleinen. Nur im Bezirk Bludenz fällt die Zahl der Großen auf 28 Procent und in Montavon die Zahl der Kleinen auf 7·8 Procent herab.

Hinsichtlich der Kopfform der tirolischen Bevölkerung haben die bis nun vorliegenden Untersuchungen zu dem Ergebnis geführt, daß, ähnlich wie bei den Nachbarvölkern, in allen Theilen des Landes verschiedene Schädeltypen vermengt vorkommen, und zwar dieselben Typen, welche über ganz Mitteleuropa verbreitet sind. Was aber die procentuale Vertheilung derselben betrifft, zeigt sich allerdings in Tirol und in den einzelnen Gebieten des Landes manches Bemerkenswerthe.¹

In Deutschtirol ist im Allgemeinen der Kurzbau des Schädels (Brachykephalie) in seinen verschiedenen Abstufungen weitaus am meisten verbreitet, und zwar in Verbindung mit einem verhältnißmäßig langen und schmalen Gesicht. Zum mindesten vier Fünftheile aller Tiroler Schädel fallen in diese Kategorie. Das Eisackthal, das Lechthal, das Alpenthal, Passeier und Nonsthal weisen ein noch höheres Procentverhältniß dieser Schädelform auf; ja in manchen Gegenden, wie im westlichen Pustertal, im Ennebergischen und im Grödenenthal scheinen langgebaute (dolichoide) Schädel nur als vereinzelte Ausnahmen vorzukommen.

Von höchstem Interesse und geradezu bezeichnend für die deutschtirolische Bevölkerung ist die verhältnißmäßige Häufigkeit eines hohen Grades von Kurzbau des Hirnschädels — der Hyperbrachykephalie. Es sind dies Schädel von rundlicher oder kurz-ovaler Form, beträchtlicher oder mindestens mittlerer Höhe, mit breitem, stark abgeflachtem und steil abfallendem Hinterhaupt. Wenn man die Länge des Hirnschädels gleich 100 setzt, so beträgt die relative Breite eines solchen Kopfes (sein Längen-Breiten-Index) 85 oder mehr. Der flache Scheitel verjüngt sich nach vorne zu einer mäßig breiten Stirne; der Übergang des Scheitels in das Hinterhaupt wird durch eine annähernd rechtwinklige Abbiegung der Scheitelbeine unmittelbar hinter den Scheitelhöckern bewirkt, so daß sich etwa das hintere Drittel beider Scheitelbeine in eine Ebene mit der Schuppe des Hinterhauptbeines einstellt. Der hinter der Ohrgegend ausladende Antheil des Schädels ist demgemäß ganz auffallend kurz.

Diese Schädelform wird mit Vorliebe — ob mit Recht möge dahingestellt bleiben — als die der alten Rhätier angesehen; sie ist in allen Theilen Tirols verbreitet,

¹ Den diesbezüglichen Ausführungen sind nebst eigenen Erfahrungen wesentlich die Mittheilungen von Professor M. SOLL und von Dr. Fr. Tappeiner zu Grunde gelegt.

vorwiegend in den von Ladinern bewohnten Thälern, wie überhaupt in allen jenen Gebieten, in welchen der Kurzbau des Schädels am meisten vorherrscht. Sie erstreckt sich dort bis auf die Hälfte aller Schädel und selbst darüber hinaus. Unter allen Tiroler Schädeln dürften die hyperbrachykephalen etwa den dritten Theil ausmachen. Weitans am spärlichsten scheinen sie sich im Ziller- und Duxerthal zu finden, wo sie kaum mehr als 10 Procent betragen dürften.

Die dolichoide Form des Schädels tritt demnach in Deutschtirol ziemlich stark zurück; höhere Grade derselben (Dolichokephalie, mit einem Index von 75 und darunter) treten zumeist ganz vereinzelt auf, nur im Ziller- und Duxerthal erheben sie sich über 5 Procent, im Unterinntal und im Wippthal über 2 Procent. Ein mäßiger Grad von



Frauen aus Dornbirn (Vorarlberg) und aus Wörgl (Unterinntal).

Langbau (Mesokephalie mit einem Index zwischen 75 und 80) wird etwa in 15 Procent aller Tiroler Schädel getroffen. Er ist am stärksten im Zillertal vertreten (42 Procent), ferner im Unterinntal (25 Procent), im Wippthal, Burggrafenamt, Sarntal und Vintschgau, sowie im östlichen Pustertal (15 bis 20 Procent). In anderen Landesgebieten werden, wie schon bemerkt, auch die mesokephalen Schädel seltener, ja sie erscheinen nur ganz ausnahmsweise und räumen so dem brachykephalen Typus vollständig das Feld.

Das Gesichtskelet zeichnet sich im Allgemeinen durch längliche Form aus, wenngleich allenthalben auch kurze und breite Gesichter zur Beobachtung kommen. Am zahlreichsten und am ausgeprägtesten scheinen die letzteren im Burggrafenamt, im Ultenthal

und im Eisackthal vorzukommen; ist ein solches an einen hyperbrachycephalen Schädel gefügt, so verleiht es dem ganzen Kopf eine auffallend gedrungene rundliche Gestalt. Durch besonders langes Gesicht zeichnen sich viele Wippthaler und Pusterthaler, insbesondere aber die Kaiser- und Iseltthaler aus.

Während die Vorarlberger hinsichtlich der Schädelbildung ähnliche Verhältnisse wie die Deutschtiroler aufweisen (ein beträchtliches Vorwiegen der Brachy- und Hyperbrachycephalie scheint sich auf das Walsertal und auf Montavon zu erstrecken), fällt im Bereiche Wälschtirols das häufigere Vorkommen dolichoider Schädelformen und das erhebliche Zurücktreten der Hyperbrachycephalie auf. Aber auch hier gibt es nicht unbedeutende Verschiedenheiten in der procentualen Vertheilung der einzelnen Formen. Im Valsugana, in Judicarien und im italienischen Antheil des Munsberges finden sich 60 bis 67 Procent Brachycephale, von welchen etwa nur 15 Procent in das Bereich der Hyperbrachycephalie fallen. Etwa 30 Procent sind Mesokcephale und 3 Procent, in Judicarien sogar nahezu 7 Procent sind Dolichokcephale. Der italienische Antheil des Etschthals weist nur mehr 49 Procent Brachycephale mit 8 Procent Hyperbrachycephalen auf, hingegen 45 Procent Mesokcephale und 6 Procent Dolichokcephale. Im Fleimsthal endlich sinkt die Zahl der Brachycephalen auf 45 Procent mit nur 2.6 Procent Hyperbrachycephalen, wogegen sich die Mesokcephalen auf 51 Procent erheben. Die Dolichokcephalen betragen aber hier nicht mehr als 4 Procent.

Der Haar- und Bartwuchs ist zumeist von mäßiger Dichte und Stärke, bei den Wälschtirolern im Allgemeinen voller und üppiger. Das Haupthaar ist vorwiegend ein schlichtes, doch kommen allenthalben, häufiger in Wälschtirol, auch wellige, lockige und gekräuselte Haare in allen Farbenabstufungen vor; selbst der schwarze Krauskopf findet nicht nur unter den italienischen, sondern auch unter den deutschen Landeskindern ab und zu Vertreter.

Im ganzen Lande sind hellhaarige und dunkelhaarige, sowie helläugige und dunkeläugige Personen untermengt, doch gibt es Gebiete, in welchen die einen oder die anderen entschieden die Mehrheit bilden. Im Vechthal und im östlichen Pusterthal sind blonde Haare neben blauen oder grauen Augen die Regel; auch im Sarntal und in Passeier, im unteren Innthal und im westlichen Pusterthal wiegen sie auffallend vor. Grauen Augen begegnet man am häufigsten in den östlichen Grenzbezirken Deutschtirols. Dem gegenüber erscheint der ganze italienische Antheil des Landes als ein Gebiet, in welchem braune Augen mit dunkelbraunem oder schwarzem Haar entschieden viel reichlicher vertreten sind als in irgend einem Theil Deutschtirols. Am auffallendsten tritt dies in Judicarien, im Fleimsthal und im Valsugana hervor. In dem deutschen Antheil Südtirols scheint insoferne ein Übergangsgebiet zu bestehen, als in den Bezirken Rastern,

Neumarkt und Bozen, selbst noch in Klausen und Brigen, der braune Typus in einem ansehnlichen Procentverhältniß neben dem blonden zur Geltung kommt. Unter den Ladinern herrscht braunes Haar mit grauen oder braunen Augen sichtlich vor. In Vorarlberg besißt hingegen wieder der blonde Typus den unbestrittenen Vorrang, wenngleich stellenweise, insbesondere in Montavon, die Braunen die Mehrheit der Bevölkerung auszumachen scheinen. Das größte Procentverhältniß der Blonden stellen Feldkirch und Dornbirn. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch das rothe Haar mit seinen verschiedenen Abtönungen in Tirol und Vorarlberg keineswegs eine seltene Erscheinung ist. Allerorts kann man es finden, jedoch scheinen es durchwegs bestimmte Familien zu sein, welche eine größere oder kleinere Zahl von Trägern desselben liefern. Ob es in dem italienischen Antheil des Landes mehr verbreitet ist als in Deutschtirol oder in Vorarlberg, ist vorerst nicht sicher zu entscheiden.

Der Grad der körperlichen Rüstigkeit der Bevölkerung findet nach einer gewissen Richtung hin seinen Ausdruck in der Verhältnißzahl der stellungspflichtigen Sönnlinge, welche mit Rücksicht auf ihre Körperbeschaffenheit zum Militärdienst tauglich sind, zu denjenigen, welche wegen körperlicher Gebrechen als untauglich erscheinen. Dieses Verhältniß stellt sich für Tirol im Vergleich mit den anderen Kronländern der Monarchie im Allgemeinen als ein recht günstiges dar, allerdings nicht gleichmäßig im ganzen Lande. Abgesehen davon, daß die größeren Städte, wie allenthalben, einen hohen Procentatz von wegen Körpergebrechen untauglichen Stellungspflichtigen aufweisen (Trient 74·5 Procent, Rovereto 70·2 Procent, Bozen 70·9 Procent, Innsbruck 65·1 Procent), muß es ganz besonders auffallen, daß sich diese Procentzahl auch in manchen ländlichen Bezirken schönen Menschenchlages auf sehr bedeutender Höhe hält. So sind im Jahre 1890 im Sarnthal 74·6 Procent, in Windischmatrei 67·7 Procent, im Kaiserthal 66·7 Procent, im Schnalserthal sogar 81·8 Procent der Stellungspflichtigen wegen körperlicher Gebrechen als untauglich befunden worden. Die kleinste Ziffer der Untauglichen weisen die Bezirke Sterzing (49·3 Procent), Ampezzo (47 Procent), Passaier (46·9 Procent) und Bruneck (46·5 Procent) auf. In ganz ähnlichen Grenzen schwankt dieses Verhältniß auch in Wälschtirol. Hingegen behauptet sich die Zahl der wegen Körpergebrechen Untauglichen in Vorarlberg durchaus auf sehr ansehnlicher Höhe: von 62·3 Procent in Dornbirn bis 74·1 Procent im Gerichtsbezirk Bregenz. Bemerkenswerth ist das hohe Procentverhältniß von 71·8 im Bregenzer Walde.

Von den in dieser Hinsicht in Betracht kommenden Gebrechen sind verhältnißmäßig häufig: Mißbildungen des Rumpfes, Plattfuß, Blähhals und Kropf und chronische Hautkrankheiten. Eine verhängnißvolle Bedeutung nehmen überdies die Geisteskrankheiten in Anspruch, deren verschiedene Formen, abgesehen von dem sporadisch vorkommenden

Retinismus, sowohl in Tirol wie in Vorarlberg in nachweisbar zunehmender Häufigkeit auftreten. Ererbte Anlage, Mißbrauch geistiger Getränke und Gemüthsbewegungen mannigfacher Art werden als die hervorragendsten Ursachen dieser betrübenden Erscheinung angesehen.

Eine Frage von allergrößter Tragweite, nämlich die nach dem Einfluß der Lebensverhältnisse auf die physische Beschaffenheit der Landesbewohner, kann nur ganz kurz gestreift werden. Nichts ist gewiß geeigneter den Körper zu stählen und gegen Erkrankung widerstandsfähig zu machen, als die frühzeitige Gewöhnung an harte Arbeit in freier, frischer Gebirgsluft, verbunden mit ausreichender, kräftiger Nahrung. Unter solchen Verhältnissen befindet sich in der That ein großer Theil der bäuerlichen Bevölkerung des Landes und ihnen verdankt sie vorzugsweise die Erhaltung ihrer körperlichen Rüstigkeit. Leider aber sind die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Beschaffenheit des Bodens nicht allenthalben derart, daß das Land seine Bewohner ausreichend zu ernähren vermöchte. In vielen Familien herrscht jahraus, jahrein Mangel und Noth; ganze Ortschaften und Thalstriche befinden sich in drückendster Armuth, deren Gipfelpunkt in einzelnen Gegenden Wälschtirols durch das sporadische Vorkommen der Pellagra bezeichnet wird, welche man mit Recht die Krankheit der Ärmsten, *Mal della miseria*, nennt. Insoferne nicht ein Erwerb in der Fremde oder eine angemessene industrielle Bethätigung Abhilfe zu schaffen vermag, hat die Verarmung der Bevölkerung und der mit dieser gewöhnlich gleichen Schritt haltende Mißbrauch geistiger Getränke eine sichtlich zunehmende Verschlechterung der körperlichen Beschaffenheit im Gefolge.

Es liegen aber auch Anhaltspunkte vor, welche unzweideutig darauf hinweisen, daß die industrielle Beschäftigung, sei es in Form der Hausindustrie, sei es in Form der Fabrikarbeit (Textilindustrie), in jenen Theilen des Landes, in welchen sie zu intensiver Entwicklung gelangt ist, einen ungünstigen Einfluß auf die Körperbeschaffenheit der betreffenden Personen geübt hat. Ganz auffallend tritt dies in Vorarlberg hervor. Erfahrene Ärzte des Landes bezeugen, daß der Gesundheitszustand und die körperliche Rüstigkeit bei den Fabrikarbeitern entschieden ungünstiger ist als bei der bäuerlichen Bevölkerung. Bleichsucht und Blutarmuth junger Mädchen kennt man in Vorarlberg erst seit der Einführung der Stickmaschinen. Skrophulose und Lungenwindsucht mehren sich mit der Ausbildung des Fabrikwesens und mit der durch dieses bedingten Veränderung der Lebensweise und Ernährung der Bevölkerung. Trotz der hoch anerkennenswerthen, ja geradezu mustergiltigen Bemühungen, welche ein Theil der Fabriksherren Vorarlbergs für das körperliche Wohl der Arbeiter verwendet, erhalten sich die letzteren nur dort in sichtlichem Wohlbefinden, wo ihnen die Möglichkeit geboten ist, sich neben der Fabrikarbeit auch mit der Landwirthschaft zu beschäftigen.

Die Ausbreitung der Lungenschwindsucht¹ ist denn auch in Vorarlberg eine sehr beträchtliche, insbesondere im Gerichtsbezirk Feldkirch, in welchem sie den fünften Theil aller Todesfälle veranlaßt. Auch auf die früher berührte hohe Ziffer der zum Militärdienst Untauglichen übt sie ohne Zweifel einen erheblichen Einfluß. In Tirol tritt die Tuberkulose nicht in sehr erheblichem Maße auf, abgesehen von einzelnen Theilen des oberen und des unteren Innthals, in welchen industrielle Betriebe eine hervorragendere Rolle spielen und ihr häufigeres Vorkommen begünstigen. Es scheint insbesondere, daß die bäuerlichen Bewohner hochgelegener Ortschaften Tirols verhältnißmäßig selten von ihr befallen werden; ja manche von diesen, wie beispielsweise Gerlos, Finkenbergr, Gschnitz, Gries, Brenner, Goffenjaß, Bais, Mers, Wimbach, Hüllbrunn, St. Martin in Gieß, Wolfenstein im Grödenthal, Corvara, Colfuschg, ferner Ossana, Comasine und Pejo im Sulzberg und andere haben in den Jahren 1882 bis 1886, bezüglich welcher amtliche Berichte vorliegen, keinen einzigen Todesfall infolge dieser Krankheit zu verzeichnen.

Ungeachtet der vielfach recht mißlichen Daseinsbedingungen gestalten sich die Verhältnisse der Lebensdauer in Tirol und Vorarlberg doch im Allgemeinen sehr befriedigend — ein weiterer Beleg für die körperliche Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit der Bevölkerung. Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. December 1880 standen von 1.000 Einwohnern im Alter von 70 Jahren und darüber: in Nordtirol 43·5, in Mitteltirol 43·4, in Vorarlberg 33·5 und in Wälschtirol 31·9. Für die gesammte westliche Reichshälfte beträgt diese Ziffer nur 22·7. Ein ganz ähnliches Verhältniß zeigt sich hinsichtlich der Personen zwischen dem 50. und 70. Lebensjahr, so daß also die höheren Altersklassen, insbesondere in Nord- und Mitteltirol, einen sehr erheblichen Antheil an der Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Das 20. Lebensjahr erreichten nach einem mehrjährigen Durchschnitt von 1.000 geborenen Knaben in Tirol und Vorarlberg 598, in der gesammten westlichen Reichshälfte nur 519. Auch die Sterblichkeit im frühen Kindesalter erweist sich als eine verhältnißmäßig nicht sehr beträchtliche. Es starben nach einem vierjährigen Durchschnitt von 1.000 lebendgeborenen Kindern während des ersten Lebensjahres: in Nordtirol 219·7, in Mitteltirol 201·5, in Vorarlberg 220·5 und in Wälschtirol 230. Auch in dieser Hinsicht erscheint also der deutsche Antheil des Landes, namentlich aber Mitteltirol gegenüber Wälschtirol im Allgemeinen auffallend begünstigt; es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Bezirke Deutschtirols diesbezüglich eine recht unerfreuliche Ausnahme machen, während gewisse Bezirke Wälschtirols sehr befriedigende Verhältnisse aufweisen. Es starben beispielsweise von 1.000 lebendgeborenen

¹ Das statistische Material hinsichtlich der Gesundheitsverhältnisse und der Lebensdauer verdankt der Verfasser theils privaten Mittheilungen des Herrn Ministerialsecretärs Dr. J. Daimer, theils ist es dem von diesem im Jahre 1886 herausgegebenen Sanitätsbericht für Tirol und Vorarlberg entnommen.

Kindern während des ersten Lebensjahres in den Bezirken Ruffstein 175·5, Schwaz 183·7, Rißbüchel 190·7, hingegen im Gerichtsbezirk Innsbruck Umgebung 266·5, in der Stadt Innsbruck 235·7, im Bezirk Landeck 236·7, im Bezirk Reutte 225·5. Für Wälschtirol ergab sich die größte Sterblichkeit rücksichtlich der Kinder aus dem ersten Lebensjahr in den Gerichtsbezirken Primiero (265 pro Mille), Oles (261 pro Mille) und Tione (245 pro Mille), die geringste dagegen in den Stadtbezirken Trient (183 pro Mille) und Rovereto (190·5 pro Mille). In Vorarlberg ist in dieser Beziehung ein erheblicher Unterschied zwischen den verschiedenen Bezirken nicht hervorgetreten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sterblichkeit der Kinder im ganzen Lande eine noch viel geringere sein könnte, wenn nicht die Pflege und Ernährung derselben gar Vieles zu wünschen übrig lassen würde. Nur wenige Mütter stillen ihre Kinder selbst und sehr wenige durch die ganze gebotene Zeitdauer. Dieser, wie es scheint, schon von alter Zeit herkömmlichen Unterlassung oder ungenügenden Ausübung einer hochwichtigen Verrichtung mag es wohl zuzuschreiben sein, daß in Tirol wie in Vorarlberg eine sehr große Zahl von selbst wohl ausgebildeten Müttern nicht befähigt ist, ihren Kindern die erforderliche Menge der naturgemäßen Nahrung zu bieten, oder daß die Quelle derselben schon nach wenigen Wochen zu versiegen beginnt. Die Verwendung von Ammen, welches Wort übrigens in Tirol nicht im Sinne einer „Nährmutter“, sondern in dem einer Kinderwärterin gebraucht wird, kommt nur als äußerst seltene Ausnahme in den Städten vor; der bauerlichen Bevölkerung ist sie völlig unbekannt. Allerdings steht im ganzen Lande vortreffliche Kuhmilch als Ersatz der mütterlichen Nahrung leicht zu Gebote, und darauf wird es zurückzuführen sein, daß die öffentliche Meinung das Selbststillen keineswegs als eine unerläßliche Mutterpflicht erachtet. Wird aber, wie es in der That sowohl in Tirol als in Vorarlberg geradezu Landesitte ist, die künstliche Nahrung dem Säugling in unzureichender Form dargereicht und wird überdies bei dem Gebrauch der Saugflaschen die Sorge für peinlichste Reinlichkeit außer Acht gelassen, so ist es die unausbleibliche Folge, daß so mancher Säugling den „Traisen“ oder einem Darmkatarrh erliegt oder daß im zartesten Alter der Keim zu Erkrankungen und zu dauernder Körperschwäche gelegt wird. Nicht zum geringsten Theil ist es daher in die Hand der tirolischen Frauen und Mütter gegeben, für die Hebung des physischen Wohles der Bevölkerung zu wirken — durch vernunft- und naturgemäße Pflege der Kinder.

Vollsleben der Deutschen in Tirol.

Vollscharakter. Es dürfte wohl kaum ein Alpenland geben, in dem sich der Vollscharakter so verschiedenartig ausprägt wie in Tirol. Hierbei sind wie anderswo Natur, Stammesart und Lebensweise, Erwerb und Beschäftigung von nachhaltigem

Einfluß gewesen. Nicht nur hat der eingreifende Gegensatz von Nord und Süd diesseits und jenseits des gewaltigen Centralgürtels, der Tirol in zwei Hälften trennt, den klimatischen Verhältnissen entsprechend auf die Bewohner eingewirkt, sondern auch innerhalb dieser zwei großen Bezirke erzeugten die örtlichen Verhältnisse augenscheinliche Verschiedenheiten. Der „Bergler“, der hoch oben an der Bergflanke wohnt, ist ein anderer als der Bewohner der Thalsohle, auf den er mit Stolz herabblickt; der „Thölderer“, der die bis an den Eisstock sich hinziehenden Nebenthäler belebt, unterscheidet sich sowohl von dem Bewohner des Hauptthals, wie nicht minder von dem seines Nachbarthals, obgleich ihn nur ein schmaler Gebirgsrücken von ihm trennt. So ist der Zillerthaler verschieden vom „Alpäcker“ (Alpacher), der Ötztaler verschieden vom Pitzthaler und Paznauner; dasselbe gilt in Südtirol vom Bewohner der Seitenthäler, z. B. vom Billgrattner und Teferegger, vom Sarntaler und Ultner. Die große Abgeschlossenheit dieser Täler hat diese Verschiedenartigkeit des Charakters erzeugt.

Noch einschneidender macht sich die Abstammung der Bewohner geltend.

Die beiden großen Hauptstämme der Bajuwaren und Alamannen, erstere in den östlichen, letztere in den westlichen Thälern ansässig, weisen noch in voller Stärke ihre körperliche, geistige und gemüthliche Eigenart auf. Am auffallendsten zeigt sich dies im Innthal. Der alamannische Oberländer, dessen Gebiet bis hart an die Mauern von Innsbruck reicht, ist von dem Unterländer, obwohl er dasselbe offene Thal mit ihm bewohnt, hinsichtlich des ganzen Charakters so grundverschieden, daß sich aus diesem Gegensatz der Anlagen und Neigungen eine förmlich feindselige Stimmung entwickelt hat. Dazu kommt noch, selbst wenn wir von den Rückständen untergegangener seßhafter Stämme, der Longobarden, vielleicht auch der Gothen und anderer absehen wollen, der unverkennbare Einfluß, den die Slaven und die frühere romanische Bevölkerung ausübten. So ist z. B. der Charaktertypus der Romanen im alamannischen Vinschgau noch scharf hervortretend, dergleichen wird jeder feinere Beobachter im bajuvarischen Unterpustertal die Einwirkung der südlich angrenzenden „krantwälschen“ Bevölkerung, im Hochpustertal den Einfluß der einstigen slavischen erkennen. Vollständig scheidet sich das ruhige Wesen des Burggräflers aus, der schon durch seine körperliche Erscheinung verräth, daß er mit den genannten Stämmen nichts gemein hat.

So haben sich in Tirol unter dem Einfluß von Orts- und Stammesverhältnissen nach und nach vier oder, wenn man will, fünf große Charaktertypen herausgebildet, welche nach ihrem ganzen äußeren und inneren Sein vollständig verschieden und infolge dessen auch sofort erkennbar sind: der ernste und rauhe Oberinntaler, der gemüthliche und biedere Unterinntaler, der kluge Vinsger, der erwerbsinnige Pustertaler, der bedächtige Burggräfler. Die Bewohner des Wippthals zeigen in ihrem Wesen eine

Mischung des Alamannischen und Bajuvarischen, die Bewohner des Eisackthals, sowie der untere Etzländer nähern sich dem Pustertthaler. Es darf daher nicht wundern, wenn diejenigen Züge und Eigenthümlichkeiten, welche den Charakter eines Volkes ausmachen, bei der Bevölkerung Tirols nicht einheitlich vertreten sind, sondern zum Theil in verschiedenem Ausmaße vertheilt sich offenbaren.

Was die geistigen Fähigkeiten des Tirolers anlangt, so ist derselbe durchgehends reich begabt. Das zeigt die verhältnißmäßig große Anzahl bedeutender Männer, die das Land auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst hervorgebracht hat. Am stärksten ist diese Anlage beim Oberinnthaler vorhanden, der an Schärfe des Verstandes alle anderen übertrifft. Ebenso ist bei ihm, wie überhaupt beim Tiroler, der Kunsttrieb hochentwickelt. Fast scheint es, als ob sich hinsichtlich dieser ausgesprochenen Anlage eine Nachwirkung der früheren romanischen Bevölkerung geltend machte. Heller Verstand zeichnet auch den Pustertthaler und Winstger aus, nicht ohne Beigabe klug berechnenden Sinnes. In dieser Hinsicht stehen diese letztgenannten Beiden bei ihren nördlichen Landesangehörigen in etwas schlimmem Geruche und das landläufige Sprichwort: „Der Pusterer hat a Ruh g'stohlen und der Winstger hat sie ihm außerg'logen“ zeigt jedenfalls, daß sie nicht auf den Kopf gefallen sind und eine gewisse Übervortheilungsgabe ihnen zu eigen ist.

Neben dem klaren Verstande ist ein gewisser Zug von Gemüth jedem Tiroler angeboren. Ausgesprochen tritt er nur beim Unterinnthaler zu Tage, der ob dieser harmonischen Mischung der liebenswürdigste und uneigennützigste der tirolischen Bewohner genannt werden muß. Daneben macht sich bei ihm laute Lebenslust mit stark hervortretender Sinnlichkeit geltend. Deßhalb ist auch im Unterland die Heimat des Volksesanges, der in keinem Landestheile so hell erklingt. Dieser bald mehr bald weniger ausgeprägten Gemüthsanlage der Tiroler entspricht auch ihr tief religiöser Sinn. Zeugniß dafür sind die vielen und schönen Kirchen und zahllosen Kapellen, die allersorts dem Wanderer entgegengrüßen. Besonders im armen Oberinntal ist die Religion Herzenssache und nirgends ist rührendes Gottvertrauen so zu Hause als dort. Der Besuch der Messe leitet den Tag ein, wie der abendliche Rosenkranz denselben beschließt. Arme Leute, fromme Leute. Im Zusammenhang damit steht die große Achtung, welche die Geistlichkeit im Volke genießt, wie umgekehrt der große Einfluß, den erstere auf das letztere ausübt. Mit der Sittlichkeit ist es im Großen und Ganzen nicht viel besser bestellt als in anderen Alpenländern, aber auch gewiß nicht schlechter. Irrig wäre jedenfalls die Ansicht, daß Tirol ein jungfräuliches Land sei. Auch hier muß nach der Gegend wohl unterschieden werden. Während in den alamannischen Bezirken, besonders im Oberinntal und Winstgau, auf Zucht und Sitte streng gehalten wird und ein gefallenes Mädchen in der Gemeinde fast verkehmt ist, nimmt man es im lebenslustigen Unterinntal, wie auch im Pustertthal in dieser Hinsicht nicht so



Notenfranzbeten.

streng und ein „lediges“ Kind zu haben gilt dort nicht als Schande, besonders wenn, wie es häufig der Fall, der Betreffende sein Mädchen später heiratet. In der That erklären sich viele uneheliche Geburten aus dem Umstande, daß die späte Abtretung des heimatischen Gutes dem Sohn das Heiraten erst spät ermöglicht. Bedenkt man noch, daß die strogende Kraft dieser Bergbewohner und die reichliche Gelegenheit, welche durch das unbeachtete Beisammensein der beiden Geschlechter auf der Alpe, beim Bergmahd u. geboten ist, diesem Naturtrieb leichter Vorschub leistet, so wird man bei Beurtheilung des ziemlich hohen Procentsatzes unehelicher Geburten gewiß einen billigeren Maßstab anlegen.

Hervorgehoben zu werden verdient auch die große Offenheit, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit des Tirolers, sowie sein starkentwickeltes Rechtsbewußtsein. Die Häuser auf dem Lande sind noch gegenwärtig häufig unversperrt, Geldangelegenheiten und Verträge werden meist durch bloßen Handschlag bei einer Flasche Wein, die nicht fehlen darf, abgemacht. Glaubt der Tiroler im Recht zu sein, so ist er schwer davon abzubringen, und mancher aus Rechthaberei entstandene Proceß hat einen Bauern um Hab und Gut gebracht.

Arbeitslust und Erwerbstrieb sind beim Tirolerbauern nicht in dem Maße entwickelt, wie es wünschenswerth wäre, und der Spruch: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß“ hat in gewissem Sinne Berechtigung. Er arbeitet eben nur so viel, als er zum Lebensunterhalt und zum Steuerzahlen braucht und läßt im Übrigen den lieben Herrgott einen braven Mann sein. Dies gilt in erster Linie von den sogenannten Dörchern oder Lanigern, einer ethnographischen Eigenthümlichkeit Oberinntals und des oberen Vinshtals, welche Zigeuner Tirols mit ihren Karren, ihrem — Weibe und einer Schar verwahrloster Frauen als Pfannensflicker, Korbflechter, Obst- oder Geschirrhändler, in Wirklichkeit aber der Mehrheit nach als vagabundirende Bettler landaus landein ziehen, oft bis tief nach Kroatien und der Türkei, und nach Hause zurückgekehrt sich auf Gemeindefkosten verpflegen lassen.

Aber selbst der eifrige Bauer ist die Ertragsfähigkeit seiner Äcker und Wiesen zu steigern in seltenem Falle bedacht. Es hängt dies mit dem Mißtrauen zusammen, das der Tiroler im Allgemeinen Neuerungen, besonders auf landwirthschaftlichem Gebiete, und mögen sie noch so ersprießlich und fruchtbringend sein, entgegenbringt. Im Übrigen ist der Tiroler sparsam, ja knickerisch und dreht einen Kreuzer zweimal um, bis er ihn ausgibt. Freilich muß man auch hier bei den Bewohnern der verschiedenen Thäler unterscheiden. Das Gleiche gilt von der Mäßigkeit im Essen und Trinken. Der Südtiroler, besonders der Burggräfler, ißt und trinkt sehr viel, ebenso wird im Unterinntal und Pustertal beim Gßtiß tapfer zugegriffen, während der ärmere und nüchterne Oberländer mit geringerer Kost zufrieden ist. Bedauerlich ist der fast in allen Landestheilen, vorzüglich aber im Innthal verbreitete übermäßige Branntweingenuß, welche Pest seit Ende der Vierziger-

Jahre ins Land kam und trotz Entgegenwirkung der Priester und der Obrigkeit in steter Zunahme begriffen ist.

Sind nun die aufgezählten guten und schlimmen Charaktereigenschaften je nach den Thälern und Stämmen in verschiedenem Maße vertheilt, so gibt es doch zwei Vorzüge, welche allen Tirolern in gleicher Weise gemeinsam sind, nämlich die Liebe zur Heimat und zum Vaterland. Der Tiroler liebt sein Land wie sich selber und seine am



Eine Dörcherfamilie.

Abhang klebende Hütte, die er immer wieder an denselben Fleck hinbaut, wenn sie ihm die Muhr oder die Lawine dreimal fortgetragen hat. Treibt auch Suche nach Arbeit und Erwerb viele Landesfinder in die Fremde, sie kehren doch in ihren alten Tagen wieder zum Heimatherd zurück. Damit hängt auch die unerschütterliche Treue des Tirolers gegen Kaiser und Reich zusammen, welche Anhänglichkeit er in guten und bösen Tagen bewährt hat. Macht sich auch oft am Wirthstisch sein Unmuth über schlechte Verhältnisse und Steuerlast in derber Weise Luft, daß ein Nichteinheimischer meinen möchte, er habe einen

halben Revolutionär vor sich — wenn der Kaiser ruft, so eilt er um seinen Stutzen und gibt seinen letzten Tropfen Herzblut. Will man daher ein zusammenfassendes wahres Urtheil über die Bewohner des Landes abgeben, so muß man bekennen, der Tiroler ist im Durchschnitt ein grundehrlicher, fester und gemüthlicher Charakter, ein Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat und den Jeder lieb gewinnen wird, der in der rauhen Schale den guten Kern zu finden weiß.

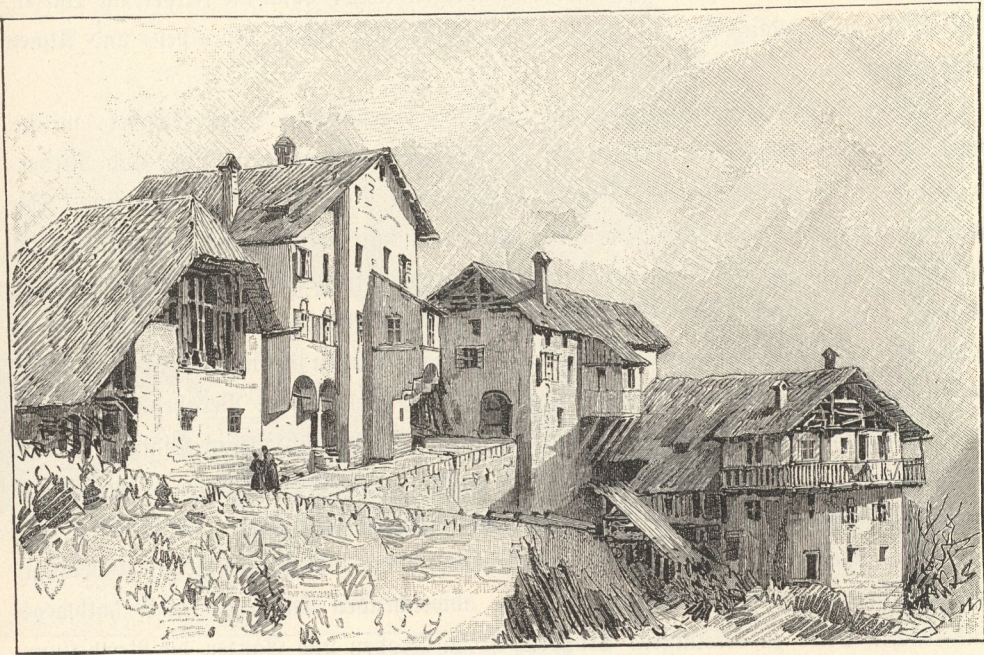
Besiedelung, Ortsanlagen und Wohnungen. Wie überall in den Alpen, erfolgte auch in Tirol zuerst die Besiedelung der Höhen. Hierzu drängte nicht nur die für Feldbau und Wirthschaft günstige Bodenbeschaffenheit der Mittelgebirgsterrasse gegenüber der anartigen und versumpften Thalsohle, sondern auch der Umstand, daß der Winter oben erfahrungsgemäß wärmer und milder, der Sommer kühler ist. Starke Bergbäche und kleine Quelläpflein boten dem Ansiedler leichte Gelegenheit zur Tränke des Viehs, wie zur Berieselung der Felder und Wiesengründe. Zugleich befand er sich in nächster Nähe von Wald und Alpe. Deshalb gehen auch alle alten Straßenzüge Nord- und Südtirols über die Höhen. Fanden Ansiedelungen im Thale statt, so wählte man fast ausnahmslos die ruhig gewordenen fruchtbaren Schuttkegel, die sich am Ausgang der Seitenthäler und Klammern fächerartig ausbreiteten, oder niedere Uferterrassen des Hauptthals, die vom wechselnden Lauf des Stromes nichts mehr zu fürchten hatten. Hierbei hatte, wie auch bei den Hangsiedelungen die Sonnenseite vor der Nördler-(Nord-Schatten-)seite den Vorzug.

In welcher Art nun die Besiedelung vor sich ging, ob hofmäßig oder dorfweise, läßt sich wohl mit vollständiger Sicherheit nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich war beides der Fall. Man trifft Gelände, welche, wie z. B. der Anger-, Volder- und Niederndorferberg mit Einzelhöfen ganz übersät sind, und wieder andere Gegenden, z. B. Stubai, wo sich nur Dörfer befinden und das Zwischenland fast keinen Hof aufweist. Jedenfalls hat dem germanischen Wesen entsprechend die hofmäßige Ansiedelung eine große Verbreitung gehabt. Lassen sich ja selbst nach der neuesten Forschung eine große Anzahl von Namen gegenwärtiger Dörfer, z. B. Gögens, Frgens, Gattung und andere auf Personennamen zurückführen. Die dorfmäßige Ansiedelung dürfte sich vorzugsweise auf die Besitzergreifung bereits vorhandener älterer Niederlassungen beschränkt haben.

Was nun die gegenwärtige Gestalt der tirolischen Dörfer anlangt, so bestimmen Lage und Bodenverhältnisse, Lebensweise und Brauch, Wohlstand und kärglicher Erwerb deren Charakter. Das Dorf in der Thalsohle ist in der Regel behäbiger und schöner als das jedenfalls ältere auf dem unebenen und schwerer zugänglichen Mittelgebirge, dieses wieder entwickelter als die armseligen Weiler enger und unsicherer Hochthäler, wo die Häuser oft kaum ein ruhiges Plätzchen zum Standort finden. Ein Dorf, dessen Bewohner hauptsächlich Viehzucht und Alpenwirthschaft treiben, unterscheidet sich schon im Äußeren

wesentlich von jenem, das mit seinen reichen Feldern auf Ackerbau angewiesen ist. Die Lage einer Ortschaft an der Landstraße mit ihrem regen Verkehr, ebenso Erwerbsthätigkeit, Handel und Industrie prägen demselben einen bestimmten Charakter auf. So entstanden die eingassigen Straßendörfer längs den Verkehrsadern durchs Wipp- und Eisackthal, dergleichen durchs Oberinntal; anderseits kann das durch seine Eisenschmieden bekannte Vals im Stubaital als Industriedorf gelten.

Auch die Eigenthümlichkeit des Volksstamms wirkt bestimmend mit. Der alamanische Oberinntaler und der mit romanischen Elementen versetzte Südtiroler und



Eine Häusergruppe bei Gries nächst Bozen.

Winstgauer baut seine Steinhäuser eng aneinander gereiht, während der bajuvarische Unterinntaler sein Heim möglichst abgesondert von den Nachbargehöften liebt.

Im Allgemeinen pflegt man geschlossene und zerstreute Dörfer zu unterscheiden. Erstere sind seltener und gehören fast ausschließlich der Ebene des Hauptthals an. Sie beleben mit ihren reinlichen Häusern und der stattlichen Kirche die Landschaft, letztere bildet den malerischen Schmuck des Gebirges. Hier steht oft nur ein Trüpplein Häuser, darunter Widdum, Wirthshaus und Schule gedrängt um die Kirche, die anderen Gehöfte liegen mehr oder minder vertheilt über das Gelände. In den engen Bergthälern und Kesseln mußten eben die Ansiedler das Fleckchen zum Hausbau benützen, wo es sich fand, darum kleben dort die Höfe wie vom Sturmwind zerstreut an den Lehnen herum. So ist es

z. B. in Rals; auch St. Vigil in Enneberg, St. Gertraud in Ulten, Mühlen im Mühlthal, Lavis, Sellrain, Alpach, Neustift sind zerstreute Dörfer.

Einen eigenen Typus tragen einige alamannische Dörfer des Oberinntals, z. B. Barwies und Ehrwald. Da steht die Kirche inmitten eines weiten grünen Planes, den eine ehrwürdige Dorflinde schmückt, während rings herum die getrennten Gehöfte stehen. Auch Weerberg am südseitigen Mittelgebirge des Unterinntals verdient wegen seiner eigenthümlichen Dorfanlage Beachtung. Es besteht aus einer einzigen im Halbkreis die Bergflanke umschlingenden Gasse von getrennten Einzelgehöften, welche derart liegen, daß an der Bergseite dahinter sich die dazugehörigen Ager, dann die Felder, die Wiesen, der Wald und endlich die sich am Berg hinanziehenden Asten (Voralpen) und Almen anschließen.

Von eigenartigem Charakter sind auch die sogenannten Sommerdörfer, welche theils den vorarlbergischen Maiensässen entsprechend, sich auf den Asten und Niederlegern befinden, theils auf der Fläche ausgedehnter Bergmähder gelagert sind. Sie werden nur im Sommer zum Zweck der Almwirthechaft oder Heufechung bezogen, im Winter stehen sie verlassen. Manche derselben waren in früheren Zeiten das ganze Jahr bezogen und besaßen selbst eine Kirche mit einem Geistlichen, mußten aber schließlich infolge Holzmangels im Winter aufgegeben werden und dienen jetzt nur mehr der ins Thal gezogenen Bevölkerung als bäuerliche Sommerfrische zur Zeit des Berghenuhades. Zu dieser Gattung von verlassenen Alpendörfern gehört z. B. Bschlabs in Pfafflar, welche oberinntalische Ortschaft bis auf wenige Höfe verödet ist, während Plangeros im Pizthal aus gleichem Grunde in Kurzem einem ähnlichen Schicksal entgegenzugehen droht.

Das tirolische Bauernhaus ist, was Bauart, Größe und Bequemlichkeit anbelangt, sehr verschieden, so daß es schwer wird, die abweichenden Typen zu einem halbwegs einheitlichen Bilde zu vereinigen. Trotzdem ist im Großen und Ganzen die Vertheilung der Räumlichkeiten und deren Einrichtung, weil aus dem gleichen Bedürfniß hervorgegangen, ziemlich dieselbe, so daß man, besonders wenn man untergeordnete Verschiedenheiten des ober- und unterinntalischen, sowie des etzländischen (vinstgauischen) Hauses festhält, gut von einem tirolischen sprechen kann.

Die ältesten Häuser befinden sich in Dur und Pflersch, die schönsten im Unterinntal. Dasselbst trifft man auch, besonders in der Thalebene, zweistöckige Häuser, während sie sonst fast durchwegs einstöckig sind.

Die am häufigsten vorkommende Form des tirolischen Bauernhauses ist jene, bei welcher es der seine Front zuspizende Giebel gewissermaßen in zwei Hälften theilt. Die eine meist bis zum Beginn des einen Dachflügels hinauf gemauerte Hälfte enthält die Wohnungen, nämlich Stube, Küche und Kammern, die andere hat nur einen

gemauerten Unterbau, in dem sich der Stall befindet, und einen Überbau aus Holz, der die Tenne und den Heuboden umfaßt. Auf einer Seite, wenn der Raum es gestattet, vorne, bei engen Dorfgassen rückwärts, führt eine breite Holzbrücke zum großen Tennenthor. Darunter ist der Eingang zum Stall. Liegt die Tennenbrücke rückwärts, so befindet sich der Haupteingang zum Stall an der Vorderseite des Hauses und rückwärts nur ein kleiner Stallausgang, der im Winter geschlossen bleibt. Die Thür des eigentlichen Wohngebäudes



Dorfanlage von Pfunds.

stößt mit dem sich dahinter öffnenden Hausgang (Flur) knapp an den Stall, steht also fast in der Mitte des ganzen Gehöftes. Die Fenster nebenan, gewöhnlich zwei an der Front und zwei an der Flanke, gehören zur Stube. Unter den Fenstern des oberen Stockwerkes läuft ein hölzerner Gang, im Unterinntal Sommerlauben genannt. Wo, wie meist im Unterinntal, der ganze Vorderbau gemauert ist, umrahmt derselbe oft drei Seiten des Hauses und mündet dann in einen unaussprechlichen Ort. Wo kein Gang ist, hat man statt dessen einen „Solber“ (Söller) an der Hausfront angebracht. An alten Häusern, besonders des Oberinntals, sieht man denselben noch manchmal am Eingang zur Hausthür, die also im Hochparterre liegt. Dann führen rechts und links oder auch nur auf einer Seite mehrere Stufen hinauf. Neuere mehrstöckige Häuser haben denselben am oberen

Stockwerk oder es führt vom Dachboden eine Thür heraus. Auf der Brüstung des zierlich ausgeschnittenen Holzgeländers prangen Blumen, besonders die beliebten Nelkenstöcke mit den vollen dunkelrothen Blüten, daneben hängt Wäsche oder im Herbst am darüber angebrachten Gestänge Erbsen- und Bohnenstroh. Auch Samen, Obstschneide oder was sonst an der Luft trocknen und dörren soll, gibt man auf langen Brettern auf das Ganggeländer. Über dem „Solder“ unter dem First des weit vorspringenden Daches prangt der „Alm-büschel“, den die von der Alm heimkehrende „Stafelsuh“ getragen hat. Er besteht im Oberinntal aus einem Bündel von feingeschnittenen, sich lockenförmig aufrrollenden Holzspänen, mit groben künstlichen Blumen und bunten Bändern geziert. Ihn überragt die „Palm latte“, die der Bub nach seiner Rückkehr von der Palmweihe durch eine Dachlucke herausgesteckt hat, damit durch die geweihten Zweige das Haus vor Blitz und sonstigem Unglück bewahrt bleibe.

Die gemauerte Front oder Halbfront des Hauses schmücken häufig Madonnenbilder oder die Bilder von Heiligen, insbesondere bewährter Schutzpatrone. Manche Häuser sind von oben bis unten mit Gemälden überdeckt, so das hochinteressante Altwirthshaus in Öb und das in ähnlicher Weise verzierte alte Gerichtsgebäude in Wenss am Eingang ins Pibsthal. Unter oder neben den Bildern, oft für sich allein steht der Hauspruch. Häufig findet er sich auch am Kranzbaum mit dem Namen des ersten Hausbesizers und seiner Frau, sowie des betreffenden Zimmermanns nebst der Jahrzahl eingeschnitten und schwarz bemalt oder eingebrannt.

Die Sprüche sind entweder religiösen Inhaltes, z. B.:

Gott beschütze dieses Haus

Und alle, die da gehen ein und aus.

oder sie enthalten ernste und allgemeine Lebensregeln, die oft von ergreifender Schönheit und Tiefe sind, z. B.:

Ich leb, weiß nicht wie lang,

Ich sterb und weiß nicht wann,

Ich fahr und weiß nicht wohin,

Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Nicht selten finden sich auch Verse, welche der Kritikirsucht der Nachbarn vorbeugen sollen, so die allbekannten:

Wer will bauen an der Straßen,

Muß die Leute reden lassen;

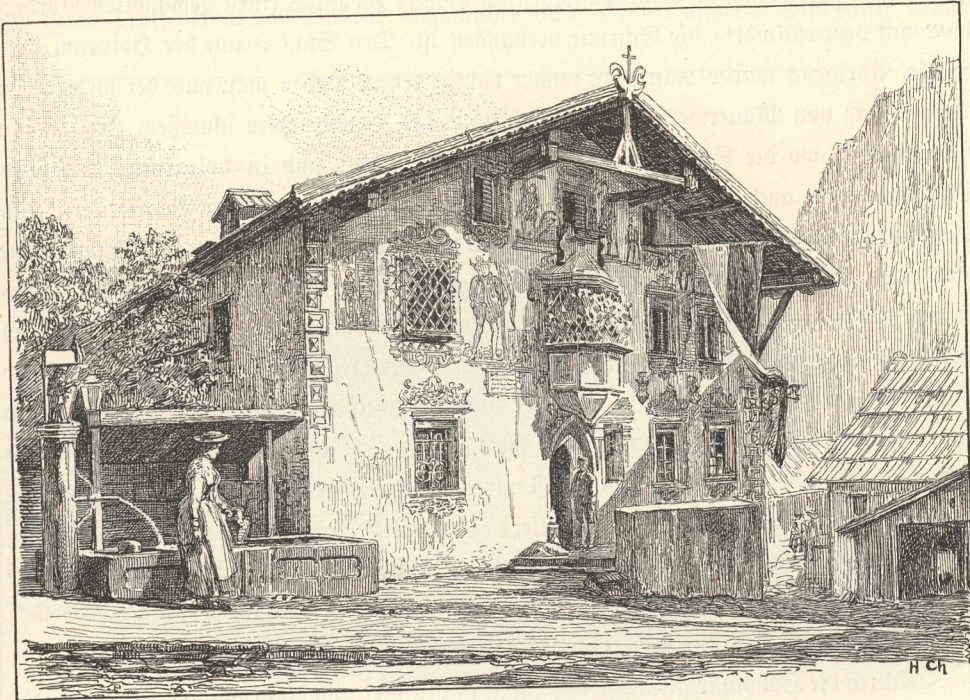
Rede jeder, was er will,

Ich wünsche jedem noch so viel.

Zu dieser Ausschmückung der Außenseite des Hauses gehören auch die in die Scheune als Luftlöcher eingeschnittenen Zierrathen, als Herzen, Blätter, Ziffern, Buchstaben,

Handwerkszeug 2c. Den Hauptschmuck bildet aber das kunstvoll ineinander gefügte Fachwerk des Raumes unter dem Giebeldach mit seinen schön geschnittenen Trägern und Spreizen. Solche Häuser mit prächtigem Fachwerk — gewöhnlich sind es Bauten aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert — findet man z. B. auf dem reichgesegneten südlichen und besonders südwestlichen Mittelgebirge von Innsbruck in den Dörfern Lans, Götzens, Axams.

Sämmtliche Räumlichkeiten der Häuser überdeckt das ringsum vorstehende häufig in gekreuzte Pferdeköpfe ausgiebelnde ziemlich flache Schindeldach. Die Schindeln, aus



Oberinntaler Haus: das bemalte Altwirthshaus in Ty.

Lärchen- und Fichtenholz gekloben, werden an vielen Orten nicht genagelt, sondern nur übereinandergelegt und mit zahlreichen auf festgemachten Querstangen ruhenden Steinen niedergeschwert, damit sie der Wind nicht vertrage. Zu fünf bis zehn Jahren, je nach dem Holz, pflegt ein sorgsamer Hausvater die Schindeln umzudrehen, weil sie dann einige Jahre länger halten. Ein derartiges Dach nennt man ein „Rottdach“. In Gegenden jedoch, welche heftigen Winden ausgesetzt sind, genügt diese Bedachungsart nicht mehr, sondern die Schindeln müssen festgenagelt und überdies durch feste Querstangen niedergehalten werden. Strohdächer sind fast nur auf den Mittelgebirgen des Etsch- und Eisackthals im Gebrauch. Auf den Dächern der unterinntalischen Bauernhäuser, die überhaupt ein äußerst malerisches Aussehen haben, sitzt ein kleines Holzhürmchen mit der Essensglocke,

mittelfst welcher das Gefinde von den ringsum gelegenen Wiesen und Feldern heimgerufen wird.

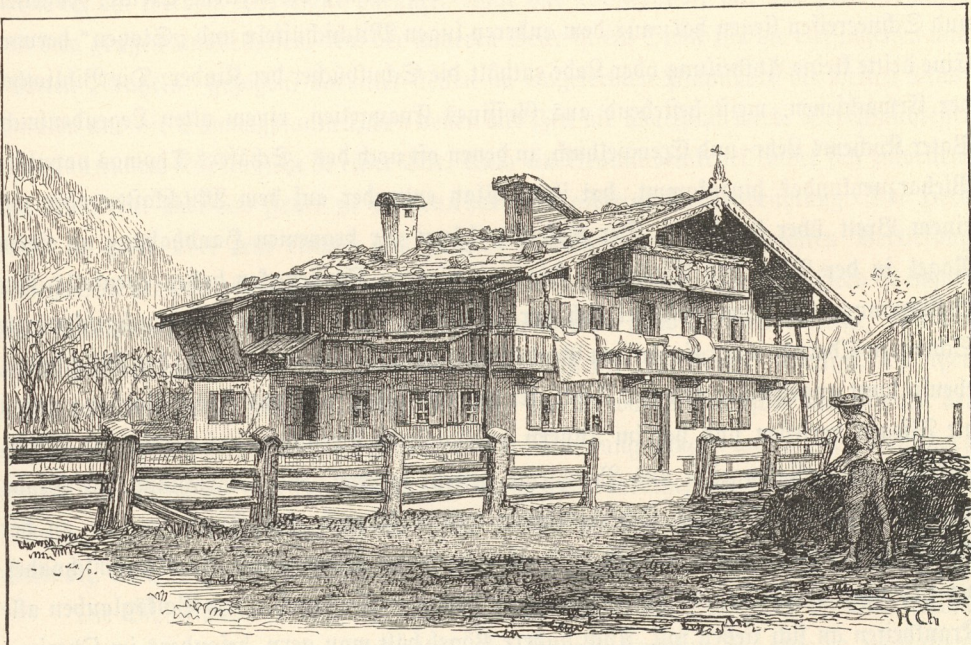
Wie schon oben erwähnt, zeigt die eben beschriebene Hauptform der tirolischen Bauernhäuser je nach den Thal- und Bodenverhältnissen mancherlei Abweichungen. So bildet im Oberinntal das gemauerte Wohnhaus häufig den ganzen Vordertheil des Gehöftes, an den sich an der Rückseite, jedoch unter einem Dach Stall und Scheune anschließen. Im Pusterthal trifft man diese beiden Räumlichkeiten auch oft vom Wohngebäude abgesondert. Im Vinschgau haben die Häuser ebenfalls einen gemauerten Vorderbau, mit dem rückwärts die Scheune verbunden ist. Den Stall trennt der Hofraum vom Hause. Übrigens würde man nicht immer richtig gehen, wollte man aus der mehrfachen Anwendung von Mauerwerk auf den Wohlstand des Hausbesitzers schließen. Im felsigen Oberinntal, wo die Steine nichts kosten als die Fuhr, und in holzarmen Gegenden Südtirols baut auch der Ärmste sein Häuschen aus Stein, auf den Bergweilern und Berghöfen Unterinntals, z. B. in Alpbach, holt selbst der begüterte Bauer die Baumstämme vom nahen Walde, statt mit viel Mühe und Kosten Steine herzuschleppen. Bei den Holzbauten werden die behauenen Stämme mit den Enden aneinandergefügt und die Fugen mit Bergmoos ausgestopft. Innen erhalten die Wände eine Bretterverkleidung; die Außenseite wird entweder ebenso gefertigt oder mit weißem Kalkanwurf übertüncht. In den meisten tirolischen Häusern mit Ausnahme der neuer gebauten, vorzüglich aber an den eben genannten Blockhäusern sind die Fenster unverantwortlich klein und überdies der Sicherheit halber mit Eisenstangen vergittert. Das Lüften der Wohnung ist dadurch ebenso zur Unmöglichkeit gemacht wie das Entrinnen bei Feuergefahr, wie zahlreiche Beispiele noch in jüngster Zeit bezeugen.

Besehen wir uns nun das Innere eines mittleren tirolischen Bauernhauses.

Durch die Hausthür gelangen wir zuerst in den hier und da gewölbten Flur, „Saal“ genannt, der gewöhnlich durch das ganze Haus und rückwärts in den Baumgarten, „Bangert“ führt. Hier hängen an den weißgetünchten Wänden verschiedene Geräthschaften und zum bäuerlichen „Arbeitsplunder“ gehörige Gegenstände, wie Senzen, Kummerte, das sind Joche für das Ochsen- und Kuhgespann, Fischeernebe sammt Angel und Latten und Ähnliches. Gleich nach den ersten paar Schritten öffnet sich links und rechts eine Thür. Die eine kleinere führt in den Stall, die andere erschließt die Stube, den wichtigsten Raum im ganzen Bauernhause, den Versammlungsort der Familie und des Gefindes beim Essen, bei der häuslichen Andacht, der gemeinsamen Arbeit zur Winterszeit und beim Heimgarten.

Die Stube ist fast überall getäfelt, der Oberboden überdies mit verschiedenem Zierrath, z. B. Kränzen, Quadraten, Leisten geschmückt. In der Ecke zwischen den Fenstern

steht der große viereckige Esstisch, entweder von Ahornholz oder silberfarbig angestrichen und mit rothen und blauen Blumen bemalt. Über ihm in der Ecke hängt das Crucifix mit ein paar Heiligenbildern. Die ausgestreckte Hand des Gekreuzigten trägt die zwei größten Maiskolben des vergangenen Jahres, und zwar einen weißen und einen rothen als Dank für den Erntesegen. Die schönsten Kornähren hat der Hausvater hinter das Kreuz gesteckt, auch geweihte Palmzweige haben dort ihren Platz. Vor diesem einfachen Hausaltar schwebt meist ein kleines Öllämpchen, das alle Samstage zu Ehren der Muttergottes und „zum Trost der armen Seelen“ angezündet wird. In der anderen Stubenecke neben



Unterinntaler Haus: sogenanntes Schweizerhaus.

der Thür macht sich der große Ofen breit. Derselbe ist gewöhnlich gemauert und mit einer Reihe von Vertiefungen aus grün glasierten Töpfen versehen, in welchen zur Winterszeit Äpfel gebraten werden. Den ganzen Ofen umgibt ein hölzernes Gerüste, Ofenring oder Ofenschall genannt, welches zum Trocknen der Wäsche und nassen Kleider benützt wird. Die Ecksäulen dieses Gestänges reichen hoch über den Ofen hinaus und tragen über letzterem ein Dach mit einem Polsterbrett, der „Dörre“ oder Ofenbrücke, das ist eine Art Lotterbett, auf dem Bauer oder Knecht im Winter faulenzten und sich fast buchstäblich rösten lassen. Ein zweites Ruhebett bildet die breite Ofenbank, die ebenfalls zum Ausruhen und Schlafen dient und zu dem Zweck auch oft ein schiefes Brett oder einen Polster für den Kopf des Ruhenden hat. Der Raum zwischen Ofen und Stubenwand heißt die „Hölle“ oder das

„Höllennäuerl“, die Fläche auf dem Hals desselben das „Platttele“. Im Oberinntal ist in die Mauer neben dem Ofen noch „das Kamin“ eingefügt mit einem Eisenblech. Darinnen flackert an den langen Winterabenden ein duftendes Kranewittfeuer, um das Kinder und Ehehalten (Gesinde) pfeisenschmauchend sitzen, während der Hausvater oder der „Röni“ Märchen und Geschichten zum Besten gibt. Die übrige Gesellschaft sitzt dabei auf den Bänken, die fast um die ganze Stube an den Wänden herumlaufen. Der Raum unter diesen Bänken gilt als Kumpelkammer. Da liegt das Pfannholz, das Tabakbrettchen, das Tabakmesser, der Hanffamen für die Vögel, wenn solche da sind, sammt dem Quetschstein. Auch sind einige Behälter da, in deren einem der Bauer die Ketten, Stricke, Fußseisen und Schneereifen liegen hat; aus dem anderen lugen Milchschüsseln und „Stoßen“ hervor. Eine dritte kleine Abtheilung oder Lade enthält die Schulbücher der Kinder. Die Bibliothek der Erwachsenen, meist bestehend aus Goffines Evangelien, einem alten Legendenbuch, Pater Rochems Lehr- und Exempelbuch, zu denen oft noch des „Schäfers Thomas populäre Vieharzneikunde“ hinzukommt, hat ihren Platz entweder auf dem Milchkasten oder auf einem Brett über der Thür. Der Kalender hängt zur bequemen Handhabung an einem Nagel in der Nähe des Eßtisches. Die zwei übrigen Stubenecken haben ebenfalls ihre Bestimmung. In einer befindet sich der Uhrkasten, in dem eine alte rauchgeschwärzte Schwarzwälderuhr ihren eintönigen Pendelschlag mißt, in der zweiten steht der Milchkasten, ebenso bunt angestrichen wie der Tisch. Er ist vorn offen, nur mit einem Vorhang gegen die Fliegen versehen und hat im Innern querlaufende Brettchen, auf welche die Milchschüsseln nebst Rahmgefäß und Milchseige gestellt werden. Zur Einrichtung der Stube gehören noch ein oder zwei Scheibensitzen und wohl auch eine Flinte, welche an der Wand ihren Platz haben. Gewiß fehlt aber in keiner Bauernstube ein Krummschnabel, der in engem Drahtkäfig an der Zimmerdecke hängt, weil er nach altem Volksglauben alle Krankheiten an sich ziehen soll. Auch andere Vögel hält man gern, besonders im Oberinntal. Im Winter läßt man sie frei in der Stube herumfliegen, denn mit dem Entkommen hat es keine Noth, da den ganzen Winter kein Fenster geöffnet wird. Was sich infolge dieser unsinnigen Gepflogenheit aus dem Dampf feuchter Wäsche und Lodenjoppen, die am heißen Ofen trocknen, aus Speisengeruch und dem Dampf schlechten Tabaks für eine Atmosphäre entwickelt, läßt sich leicht denken. Dazu kommt noch, daß man Schwerkranken meist in die Stube bettet, weil diese das einzige heizbare Local ist. Das Schlimmste aber ist nun, daß diese ganze Ausdünstung durch das Loch, das sich gewöhnlich über dem Ofen an der Zimmerdecke befindet, in die bäuerliche Schlafkammer des ersten Stocks hinaufgeleitet wird. Solche Umstände lassen es begreifen, warum ansteckende Krankheiten, wie Blattern, Typhus u. auf dem Lande, und zwar besonders auf Berghöfen so furchtbar wirken.

Die Küche befindet sich meist gleich hinter der Stube. So ist es wenigstens bei den Bauernhäusern, welche die Wohnräumlichkeiten auf der einen, Stall und Tenne auf der anderen Seite haben. Wo aber letztere den Rücktheil des Hauses bilden, also der ganze Vorderbau bewohnt ist, liegt sie entweder gegenüber der Stube oder, wie im Binstgau, rückwärts durch einen Verschlag von derselben getrennt. Die Küche ist überall sehr geräumig und mit blinkendem Messing- und Kupfergeschirr ausgestattet, denn reichliches Küchengeschirr ist der Stolz der Bäuerin. Auf der sauber gekehrten Schüsselstelle oder dem „Rahmen“ stehen die Reihen der Schüsseln und Teller, obwohl letztere nur an Festtagen benützt werden. Die Bank darunter trägt das Wasserschaff mit der „Wassergaze“ und dem großen Knödelhasen. Auf der anderen Seite ist ein Strick für die messingenen und eisernen „Gazeln“ gezogen, darunter stecken im eingekerbten Pfannholz die weiten Muspfannen und die Schmalzpfannen, von denen das Fett nie abgespült wird. Der Waschkessel von glänzendem Kupfer steht in einer Ecke. Auch ein Branntweinkessel findet sich zuweilen. Um den Kessel über das Feuer zu hängen, hat man oft eine Drehvorrichtung. Der Herd selbst ist groß, aber sehr einfach aus Ziegeln gemauert, mit einer seichten Vertiefung versehen, in der das offene Feuer brennt. Daneben ist die Aschengrube. Der Herd ist immer einer Ecke angepaßt. An der Hinterwand auf demselben steht die Hennensteige, von der ein Mauerloch ins Freie leitet. An der Seitenwand ist die „Herdbank“ befestigt. Da sitzen an Winterabenden die Männer, stellen die Füße auf die warme Feuerstatt und schauen der Bäuerin beim Kochen der Abendmahlzeit zu. Im Rauchfang hängen an langen Holzstangen Speckstücke, Schwein- und Schafffleisch; die übrigen Speisevorräthe, mit Ausnahme des Mehls, birgt der anstoßende Gaden. Hier winken die appetitlich gelben Butterknollen, Schmalz, Eier, kurz alle Lebensmittel, die man nicht der Kühle halber im Keller aufbewahrt.

Die Schlafkammern befinden sich fast immer im ersten Stock, nur im Oberinntal und Binstgau, wo der ganze Vordertheil des Hauses bewohnt ist, schlafen wenigstens Eheleute und kleine Kinder im Erdgeschoß, während sich oben die „Stubenkammer“ und die „Küchenkammer“ für die erwachsenen Söhne und Töchter, sowie für das Gesinde befinden. Vom Hausgang führt eine meist steile Holzstiege hinauf. Die große Kammer vornheraus über der Stube ist das Schlafgemach des Bauern und der Bäuerin. Es ist mit allem bäuerlichen Luxus ausgestattet. Da steht das breite doppelspannige Ehebett, schön himmelblau angestrichen und bunt bemalt. Häufig sieht man darauf das Auge Gottes abgebildet und darunter den Spruch:

Gott lieben ist die schönste Kunst,
 Die schönste Kunst auf Erden,
 Wer anders liebt, der liebt umsonst
 Und kann nicht selig werden.

Neben dem Ehebett hat die Wiege für den jüngsten „Zügel“ ihren Platz. An der Wand prangt der Brautkasten, entweder aus hartem Holz und zierlich eingelegt oder bunt bemalt. Gewöhnlich sind auch die Namen des Ehepaares und das Jahr der Vermählung verzeichnet. In diesem Kasten werden alle Sachen von Werth verwahrt, die Festkleider der Bäuerin, die Rollen der „hauswirthenen“ das heißt im Hause gesponnenen Leinwand, in den kleinen Schubladen der Silber- und Granatschmuck nebst den Schatzthalern der Kinder. Die andere Wand ziert ein „Schubladenkasten“, auf dem verschiedene Prachtstücke glänzen, z. B. bunte Gläser und Kaffeetassen, die einmal als Hochzeit- oder Taufgeschenk ins Haus gekommen, ein paar blinkende Leuchter zc. und inmitten dieser Herrlichkeiten ein kleiner Glaschrank mit einem wächsernen, mit Blumen und Flitterwerk puppenhaft verzierten Christkind. Ist der Bauer Scheibenschütze, was häufig der Fall, so sind in einem Glaschrank wohl auch noch die glänzenden „Beste“ mit den langen Seidenbändern und den blinkenden Ducaten oder Guldenstückeln zu sehen. Außer diesen Möbeln befinden sich in der Kammer noch ein Tisch und ein paar hölzerne Stühle. An den Wänden hängen Heiligenbilder, über dem Bett ein Kreuz und neben der Thür das Weihbrunnkrügl. Einfacher sieht es in den Schlafkammern der größeren Kinder und der Knechte und Mägde aus. Ein Bett, in dem wenigstens zwei Burschen oder zwei Dirnen zusammen schlafen, ein paar Stühle, eine Kleidertruhe, höchstens noch ein Tisch und ein rohgearbeiteter Kasten, das ist die ganze Einrichtung.

Eine geräumige Kammer des ersten Stocks ist für die Kornkisten bestimmt; in derselben, auf dem „Brothängel“, im Oberinntal auch „Drehnla“ genannt, ein hölzernes, oft auch drehbares Gestell mit Fächern, in denen die Brotklaibe liegen. Eine andere kleine Kammer enthält Handwerkszeug: Hobelbank, Schnigbank, Schleif- und Wegstein, Lade- und Dengelzeug zc. Anderes Hausgeräth hat seinen Platz auf der „Dille“ (Unterdachraum), zu der man mittelst einer Leiterstiege gelangt.

Vom Ausgang des oberen Stocks oder auch schon von der Stiege aus führt eine Thür in die Tenne. Hier ist zuerst der aus starken Tannenpflocken festgefügte Dreschboden. Dahinter, von der Tenne durch den etwa zwei Meter hohen „Barrenschalter“ getrennt, thürmt sich in drei Abtheilungen (Pillen) der Heustock auf, dann das Grummet und das saure oder Galthen. In einem Nebwinkel stehen allerlei Geräthe, sowie die Windmühle, die Gfotbank, Heu- und Garbgabeln, Dreschflegel, Sensen, Sichel zc. An passenden Stellen neben den Heustöcken befinden sich die Futterlöcher, durch die das Heu in die Krippen des unmittelbar darunter liegenden Stalls gesteckt wird. Dieser bietet den Raum für das Vieh, also in erster Linie für die Ochsen, Kühe und Kälber; in einer Abtheilung werden im Winter auch die Geißen und Schafe untergebracht. Sind Pferde da, so ist ein Theil des Stalls als Roßstall eingeräumt. Die Schweine haben meist einen eigenen ans

Haus angebauten kleinen Stall. Aus Haus angeschlossen oder in nächster Nähe steht die „Wagenschupfe“.

Hinter dem Hause breitet sich der schattige „Bangert“ (Baumgarten) aus, an den sich dann die Wiesen und Felder anschließen. Vergessen dürfen wir nicht den Frucht- oder Hausgarten, der sich fast bei jedem Gehöfte findet und neben einem duftenden Blumenflor verschiedene Nutzpflanzen enthält.

Volksleben, kirchliche und weltliche Festbräuche und Belustigungen. — In diesen Gehöften nun, mögen dieselben vereinzelt an der Berglehne stehen oder sich im Dorfe befinden, spielt sich das gleichförmig zwischen Arbeit und Vergnügen verlaufende Leben des Gebirgsbewohners ab.

Der Hof eines Bauern umfaßt in der Regel nur eine Familie. Jedoch in jenen Landestheilen Tirols, wo die Güterzerstückelung üblich ist, wie im Oberinntal und Binsgtal, kommt es auch vor, daß zwei Brüder mit ihren Familien ein Haus bewohnen. In diesem Falle ist Stube und Küche getheilt, ein trauriger Vorschub für Armuth und Unfrieden. Gewöhnlich aber geht das Besitzthum ungeschmälert an Grundstücken auf den Erben über und die „Weichenenden“, das sind die Geschwister des Bauers oder der Bäuerin, lassen sich entweder ihren Antheil an Geld herauszahlen oder bleiben im Hause und versehen da das Amt von besser gehaltenen Diensthoten.

Herr im Hause ist der Bauer, der Schaffer, wie er gemeinlich genannt wird. Ihm zur Seite steht die Bäuerin als ebenbürtige Gefährtin. Geistiges und gemüthliches Band besteht zwischen den Eheleuten nicht immer. Ursache hiervon ist der Beweggrund der Eheschließung, wobei stets der praktische Sinn gegenüber dem Herzen die Oberhand gewinnt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß eine Heirat aus Liebe gar nicht vorkommt. Je weniger Geldmittel und Besitz bei der Wahl mitzusprechen haben, desto mehr tritt die Neigung in ihre Rechte. Aber auch mancher stolze Großbauer holt sich ein auffallend schönes Mädchen, wie manche reiche Bauertochter einen armen Schlucker, der ihr gefällt, sich durch Vermittlung anwerben läßt. Doch ist in beiden Fällen, besonders aber im zweiten die Verbindung nicht immer glücklich und das materielle Mißverhältniß kommt bei ehelichen Zwistigkeiten oft genug zum kräftigen Ausdruck. Ubrigens wird die eheliche Treue gewissenhaft gehalten; auch schaffen Pflichtgefühl und Gewohnheit nach und nach ein gemüthliches Zusammenleben.

Die Kinder läßt man meist aufwachsen wie das Gras. Man befiehlt und verbietet ihnen nicht viel, daher gibt es auch wenig Ungehorsam und Strafe. Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ein schönes ist. Zärtlichkeiten kommen nicht vor, aber ebensowenig vergißt der Sohn oder die Tochter die schuldige Ehrfurcht gegen die betagten Eltern zu beobachten. Sind die Kinder größer,

so müssen sie, wenn es nicht Söhne oder Töchter eines Großbauern sind, schon tüchtig bei der Arbeit mithelfen. Sonst fällt dies in erster Linie den „Gehalten“, das ist den Dienstboten, Knechten und Dirnen zu.

Die Feld- und Hausarbeit geht durchs ganze Jahr, wenn auch nicht immer in gleich strengem Maße. Am härtesten ist der Korn- und Heuschnitt, besonders in jenen Gegenden, wo Heu und Garben eingetragen werden müssen. Auch die winterliche Herabschaffung des Berghewes und Holzes ist sehr anstrengend. Trotzdem verlieren Knecht und Dirne den guten Humor nicht, wozu nicht zum mindesten die Ergötzlichkeiten beitragen, welche die bäuerliche Arbeit begleiten. So herrscht beim Pflügen folgender Brauch. Wenn nach der Bearbeitung des Ackers die „Hauerinnen“, welche mit ihren „Hauen“ die ausgehobene Erde zerkleinern und ebnen, vor den Rossen nach Hause kommen, so werden letztere zum Spott mit Kuhschellen und der Hausglocke feierlich eingeläutet. Man nennt diese zweifelhafte Ehre „Roßeinläuten“. Ein ähnlicher ergötzlicher Vorgang ist beim herbstlichen Pflügen der Fall. Wenn der betreffende Bauer mit der Bearbeitung des Grundes unter Hilfe der Nachbarn bis Abend nicht fertig wird, so daß ein Stück noch unbebaut liegen bleiben muß, so wird ihm der „Bär gemacht“. Einer verkleidet sich mit Lappen als „Bär“ und wird von den Anderen unter dem weithin hallenden Rufe „Bär, Bär, Saubär!“ über die Anhöhen gejagt, mit Erdschollen und Holzprügeln beworfen und endlich „geschossen“, welches Ereigniß er dadurch zu erkennen gibt, daß er über den Rain hinabkollert. Um diesem Spott zu entgehen, suchen die Leute schon nachmittags mit der Arbeit fertig zu werden. Man sieht, daß diese Bräuche einen sehr praktischen Nebenzweck haben, den nämlich, das Gesinde zu möglichster Beschleunigung der Arbeit anzuhalten. In ähnlicher Weise wird beim sommerlichen Heuen dem säumigen Mäher von der hinter ihm folgenden Worperin „der Hund gemacht“ oder „aufgegeigt“, indem sie ihm heimlich den Weßstein aus dem Kumpfe nimmt und damit über ihr Taschenmesser fährt, singend:

Gätt'st du net a so an' guten Weßtoan,
 Kömmt'st du net so fein abmah'n,
 Ich kannst'n lei (gleich) g'halt'n
 Dein Weßtoan, dein' alt'n.

Der Gefoppte mag nun zusehen, daß er wieder zu seinem „Weßer“ kommt, und da die Dirnen alle zusammenhelfen, so entwickelt sich oft eine hitzige Balgerei, zu der die anderen Mäher mit ihren Weßsteinen, die sie schräg über die Sensen streichen lassen, eine ohrenzerreißende Musik machen. Auch das Garbenschnneiden und Dreschen weist derartige komische Zwischen- oder besser gesagt Endacte auf. Wer die letzte Garbe schneidet, hat den „Alten“, wer den letzten Drischelschlag macht, hat den „Hennendreck erschlagen“ und muß sich mit einer Narrenhaube aus Strohwickeln und rothen Bändern auf einen Karren setzen und

unter lautem Spott als „Henneler“ durchs Dorf ziehen lassen. Selbst das poesievolle Getriebe der Brechlerinnen, welche in den duftig blauen Herbsttagen die reizende Staffage der Landschaft ausmachen, haben die schwere Arbeit durch das Aufstellen des „Brechelbusches“ gewürzt, den zu rauben Aufgabe der Dorfburschen ist.

Diese letzteren bilden überhaupt das belebende Element des Dorfes. Sie sind die Veranstalter aller bauerlichen Belustigungen, die wir später kennen lernen werden, vom tollen Fasching angefangen bis zum Perchtenlaufen am Vorabend des Dreikönigstags. Von ihnen wird auch aller jener Schabernack ausgeheckt, den sie trügigen Dirndeln wie alten Jungfern bei allen nur möglichen Gelegenheiten anthun. Jeder thörichte Vorgang, der sich im Dorf ereignet, jeder schlimme Zufall, jede Unziemlichkeit, die, sei es von Burschen oder Mädchen begangen wird, wird schonungslos gegeißelt und der öffentlichen Rüge und dem Spott der Dorfbewohnerschaft preisgegeben. Wie dem Bauern, dessen Alpenvieh am wenigsten Milch abwarf, die Spottgeige ans Haus gerufen wird, kommt der nächtliche Besuch eines Burschen beim Mädchen durch Aufstreuen von Sägespänen ans Tageslicht. Insofern bilden die Dorfburschen eine Art Sittenpolizei, die sich in manchen Thälern, z. B. Ulten, wo die sogenannten Nachtraupen ihr Unwesen treiben, zu einer förmlichen Behme, ähnlich dem Haberfeldtreiben in Baiern, ausgebildet hat.

Das Hauptmoment im Leben des Dorfburschen bildet natürlich das Verhältniß zum anderen Geschlecht. Wann der erste Flaum ober der Lippe sproßt, spuken ihm die sauberen Dirndeln schon gewaltig im Kopfe herum. Vorderhand zwar, so lange das Herz noch frei ist, erstreckt sich das Interesse auf alle, welche ein paar rothe Wangen und glänzende Augen haben, und macht sich vorzüglich im Necken und Truhen kund, das beim abendlichen Heimgarten, beim sonntäglichen Kirchgang, auf dem Tanzplatz und bei sonstigen ähnlichen Gelegenheiten Stoff genug zum Lachen und Schäkern gibt. Ernstes wird die Sache schon beim nächtlichen „Gasslgehen“ und „Fensterlen“. Diese Sitte mit all den dabei vorkommenden Abenteuern, Schwänken, tollen Streichen und den nicht selten folgenden Eifersuchts- und Rache-scenen bildet die Einleitung zum bedeutendsten Abschnitt im Herzensroman jedes Burschen, wie tausend Lieder und Schnaderhüpfeln beweisen. Beim Gasslgehen sind fast immer mehrere Burschen, von denen der beste „Sprecher“ erst das Mädchen durch ein eigenthümliches „Schnaggeln“ mit der Zunge weckt, worauf zwischen beiden der Reimstreit beginnt. Diese „Gasselreime“ sind ähnlich den Hochzeitsprüchen voll derben Humors und werden natürlich nach Gutdünken verkürzt oder verlängert. Mancher Bursche hat ein bewundernswerthes Geschick in dieser Stegreifdichtung und setzt die Scherzreime oft halbe Stunden lang fort, während ihm oben das gefeierte Mädchen und unten seine Kameraden zuhören. Zum Schluß schließt ersteres in Jacke und Kittel und reicht Schnaps und Brot dem Burschen durchs Fenster heraus, der sich nun mit seinen

Gefährten am feurigen Raß gütlich thut. „Fensterlen“ geht in der Regel nur der Bursche allein, der mit einem Mädchen ein erklärtes Verhältniß hat. Es ist das immer ein gefährliches Unternehmen, besonders wenn das Einverständniß bereits ein inniges ist und der Liebhaber zur Geliebten in die Kammer schlüpft. Der bissige Haushund, wie der zornige mit Stock oder Ochsenziemer bewaffnete Bauer bedrohen den nächtlichen Eindringling, wie drollige Volkslieder in drastischer Weise schildern. Dauert ein solches Liebesverhältniß jahrelang fort, so bleibt es fast nie ohne Folgen und das gefallene Mädchen muß dann besonders in jenen Thälern, wo man es mit Zucht und Sitte strenger nimmt, im vollen Sinn des Wortes erfahren, wie „Liebe mit Leide lohnt“. Bitterer gestaltet sich noch die Lage, wenn, wie es häufig der Fall, der Liebhaber des Mädchens überdrüssig wird und sie verläßt. Viele Volkslieder schildern in ergreifender Weise das Weh der Getäuschten. Hält er aber treu zu ihr und gestatten es die Verhältnisse, so macht der Bursch mit der Geliebten richtig und es gibt lustige Hochzeit.

Eine Bauernhochzeit — wir sprechen selbstverständlich nicht von einer sogenannten stillen, sondern von einer echten und rechten, wobei der rothe Wein in Strömen fließt und sich beim Mahl die eschenen Tische biegen — ist nicht nur für das Haus, sondern auch für das ganze Dorf ein wichtiges Ereigniß. Der Bauer liebt es, diesen folgenreichsten Tag seines Lebens mit allem möglichen Glanz zu feiern; selbst der sparsame Oberinnthaler bleibt in dieser Beziehung nicht zurück. Im heitern Zillertal beträgt die Zahl der geladenen Gäste oft 300 bis 500. Hier herrscht allerdings die schöne Sitte, daß jeder Geladene sich sein Essen selbst bezahlt und daneben noch bei seinem Erscheinen fünf Zwanziger oder Gulden „weist“, auf welche Art dem zu gründenden Hausstande ein ganz ansehnliches Heiratsgut zufällt.

Sobald nun der Festmorgen heraufdämmt, weckt das Krachen der Pöller das Brautpaar und das ganze Dorf. Weiläufig um acht Uhr beginnen die Feierlichkeiten, und zwar gewöhnlich mit der Morgensuppe. Die Sitte schreibt da fast in jedem Thale etwas Anderes vor. Im Unterinntal thun sich die Hochzeitleute im Hause der Braut bei Nudelsuppe und Würsten gütlich, während der Bräutigam beim Wirth seines Heimatdorfes auf den Hochzeitzug wartet. In Paznaun versammeln sich die „Spausa“ und der „Späusling“ (Braut und Bräutigam), erstere mit ihrer G'spanin, letzterer mit seinem G'span, und alle Geladenen in einem bestimmten Hause, von wo aus sie den Auszug halten wollen. Im Pustertal sind bei der Braut die Weiber, beim Bräutigam die Männer zu Gäste. In Gröden und Proveis versammeln sich einerseits die Verwandten der Braut mit dem Brautführer und dem „Vorjüngling“ (Bruder der Braut) im Hause derselben, anderseits die Verwandten des Bräutigams in seinem Hause. Hat man sich nun an der Morgensuppe gelabt und ist die Braut zum Kirchengang bereit, was etwa um 10 Uhr vormittags der

Fall ist, so erscheint mit mehr oder weniger Ceremonien der Brautführer, Brautvater oder eine vom Bräutigam abgesandte Deputation und begehrt von den Eltern der Braut die Hand ihrer Tochter. In Gröden und Palú ist dieses „Brautbegehren“ mit viel Spectakel verbunden, im Pusterthal und Unterinnthal macht man weniger Umstände und folgt dem Abgesandten, der in einem langen Reimspruch um die Braut bittet, dieselbe aus, worauf der Zug in die Kirche langsam und in regelrechter Form beginnt.

Die Gruppierung ist fast überall anders. Gewöhnlich aber gehen voran die „Spieleute“, einen lustigen Hopsier spielend, ihnen folgen paarweise die „Hochzeitsbuben“, hierauf der Bräutigam mit dem „Beistand“ an der Seite, dann die beiderseitigen männlichen Verwandten, Väter, Großväter, Brüder, Vettern und der Schullehrer. An sie schließt sich der weibliche Theil des Zuges. Erst kommen die rosign Kranzjungfern, dann die „Gothel“, die Baseln der Braut, die Brautmutter, endlich sie selbst, geleitet vom Brautführer und gefolgt von der Schar der übrigen Festtheilnehmer. Befindet sich das Brautpaar an einem weiter entfernten Orte, so wird für die Braut ein Wagen genommen. Er ist hochzeitlich verziert, die Pferde haben die Mähnen in Zöpfe geflochten und sind um und um mit bunten Maschen herausstaffirt. Kommt nun der Zug zum Kirchthor, so müssen zuerst die Brautleute die Schwelle überschreiten. Nun erfolgt am „G'lander“ (Communiongitter) die Einsegnung des Paares, die Ringe werden gewechselt und laute Pöller unweit des Gotteshauses verkünden den feierlichen Augenblick. Bei dem nun folgenden Amt wird nach dem Kyrie um den Altar herum „zum Opfer“ gegangen; nach der Wandlung bringt der Mesner in einem Kelch geweihten Wein, den sogenannten St. Johanniswein, und gibt ihn zuerst dem Brautpaar, dann den Zeugen, dem Brautführer und den übrigen Anwesenden zum Trinken.

Ist die kirchliche Feier vorüber, so geht man in derselben Ordnung ins Wirthshaus zum Hochzeitmahl. Oft ergeben sich noch Hindernisse durch das „Brautauflieben“ oder „Brautauflangen“, indem ähnlich wie bei der Überführung des „Wazum“ oder Heiratsgutes der Weg durch eine Stange oder ein Seil gesperrt wird. Ein gutes Trinkgeld hebt den Zoll auf. Beim Wirthshaus angelangt, werden die Brautleute und Gäste von Wirth und Wirthin mit Glückwünschen empfangen und hinauf in den „Saal“, wo längst Alles zum Empfang bereitet ist, geführt. Da stehen die langen sauber gedeckten Tische, auf denen zwischen riesigen „Buschen“ die rothen Weinflaschen funkeln. Die Brautleute, der Geistliche und die nächsten Verwandten nehmen am „Brauttisch“ Platz, das ledige Volk hat einen eigenen Tisch, ebenso die Männer und Weiber. Nun wird aufgetragen. Nudelsuppe, Kraut und Fleisch, frisches und geräuchertes, Knödel (Klöße), „schweinernes Bratl“ mit Salat, „Eingemachtes in der sauern Brüh“, Küchel, Nudel, Krapfen erscheinen in verschiedener Reihenfolge in riesigen Schichten, denn der Wirth setzt seinen Stolz darein,

seinen Gästen mit Vielem und Gutem aufzuwarten. Was an Fleisch und Mehlspeisen nicht gegessen wird, kommt als „Bescheidessen“ auf einem Extrateller für jeden Einzelnen auf die Seite, der es dann mit sich nach Hause nimmt. Wenn die eigentliche Nationalspeise, Knödel mit Sauerkraut, aufgetragen wird, so erdröhnen draußen die Pöller und geben das Zeichen zu einem inhaltschweren Moment. Die Brautmutter „gluft“ nämlich der Braut das Kranzel ab und heftet es dem Bräutigam, der ebenfalls seinen Armkranz wegnimmt, auf den Hut.

Nach dem Hochzeitsmahl beginnt der Tanz. Die Musikanten setzen ihre Instrumente an und bald erklingt ein verlockender „Ländler“ durch den Raum. Den ersten Tanz machen nach altem Brauch Braut und Bräutigam. Dreimal drehen sie sich im Kreise, jedesmal von einem kräftigen „Tusch“ begleitet. Nun folgen die anderen Paare und gleich einem entfesselten Strome bricht nun die volle Jugendlust durch. Während das Tanzgewühl am ärgsten ist, schleichen sich einige Burschen zur Braut und entführen sie so schnell als möglich in ein anderes Wirthshaus, wo sie auf Kosten des Brautführers, der auf die Braut zu wenig achtgegeben hat, zechen. Das ist das sogenannte „Brautstehlen“. Bald aber merkt jener den ihm gespielten Pöffen, macht sich auf und bringt die Entführte unter Tauchzen wieder ins alte Gasthaus zurück, wo nun das Tanzen, Schmausen und Trinken mit erneuerter Kraft fortgesetzt wird. Wenn das Fest sich allmählig dem Ende zuneigt, erhascht der Hochzeitslader einen passenden Moment, erhebt sich und spricht den „Hochzeitssank“: „Das Hochzeitfest ist nun zu End' gebracht, die Uhr zeigt wirklich schon die Stund' der Nacht, darum mein Bräutigam muß ich auf dieser Seiten bei deiner liebsten Braut dir einen Sitz bereiten u. s. f.“ Die weiteren Verse enthalten weise Lehren, sowie Glück- und Segenswünsche und schließen mit dem Trinkspruch: „Vivat sollen leben die Brautleute, vivat sollen leben die Zeugen, dann die Brautmutter, die Kranzelsjungfern, die Junggesellen zc.“ Draußen krachen wieder die Pöller, je öfter es knallt und pufft, desto besser ist es. Nun geht es an ein nicht enden wollendes Anstoßen und Gratuliren. Die Frau Wirthin aber bringt der Braut ein süßes Backwerk, auf dem oben eine zierliche Wiege aus Lebkuchen mit einem Kindlein drin prangt. Zu noch größerem Späße erscheinen noch drei Masken, die eine Kindspinne, einen Musbesen und eine Klapper tragen und die bedeutungsvollen Sinnbilder der erröthenden Braut übergeben. Sie muß dafür mit allen dreien einen Tanz machen.

Unterdessen ist es Abend geworden oder schon dunkle Nacht und der Bräutigam schickt sich zum Heimgehen an. Meistens wird er von allen Gästen unter Borantritt der Spielleute begleitet, die jedoch meist wieder ins Wirthshaus zurückkehren und hier den Rehraus tanzen. Ist die Heimat der Neuvermählten weiter entfernt, so fahren sie unter Musik, Tauchzen und Schnalzen davon. An manchen Orten geht es nach dem officiellen



Palmesumgang in Taur.

Schluß des Hochzeitsfestes noch sehr laut her. So gehen im Unterinntal die „Werktagsburschen“, das sind jene, die nicht eingeladen wurden, um acht Uhr Abends „nachzaggeln“; ähnlich ist es in Deferegen.

Betreffen nun Festlichkeiten, wie Hochzeit, Tauffeierlichkeit und ähnliche, mehr die Familie, so ist anderseits der Verlauf des bürgerlichen Lebens von einer Reihe kirchlicher und weltlicher Feste und Belustigungen durchwebt, an denen sich die ganze Dorfbewohnerschaft, in erster Linie natürlich die junge, beteiligt.

Besehen wir zuerst die kirchlichen.

Hier ist vor Allem der Palmenweihe zu gedenken, welche am Palmsonntag, also am Beginn der ersten Charwoche stattfindet. Darauf freut sich vorzüglich die männliche Jugend, denn was den Mädchen das Kranzaufsetzen am Frohnleichnamstag, das ist den Buben das Palmtragen. Der „Palm“ ist eine riesige, schwanke, buntbemalte Stange, welche am oberen Ende mit Buzzweigen umwunden ist. Am abwärts gebogenen Wipfel bilden Weidenruthen nebst den Zweigen des Sevenbaums und der Stechpalme einen Büschel. Vom Grün bekommt man indeß wenig zu sehen, denn Goldflitter und bunte Seidenbänder bedecken es vom Gipfel bis zur Mitte; auch kleine Breheln, eigens für diesen Zweck gebacken, baumeln zwischen dem flatternden Schmuck. Vom kleinsten Knirps in den ersten Höslein angefangen, der vom „Göth“ geführt in die Kirche trippelt, bis zum hochaufgeschossenen Burschen trägt jeder stolz seinen Palm zur Weihe. Das ist ein

Gewühl der gaffenden und flüsternden Jugend, ein Streit und Wetteifer, wer den höchsten und schönsten Palm habe, also „Palmrobler“ sei. Die kirchliche Function beginnt, den Einzug in Jerusalem darstellend. Wie ein wandelnder Wald wogt die rauschende und schwankende Palmprozession durch und um die Kirche. An vielen Orten wurde dabei in früherer Zeit auf einem ziehbaren Wagengestell ein Christusbild, auf einem geschnittenen Esel sitzend, in blauem Mantel und mit dem Ölweig in der Hand, herumgeführt. Jetzt ist diese Sitte wegen des Unfugs, den man mit dem „Palmesel“ trieb, allseits abgekommen. Nur im unterinntalischen Dorfe Taur bei Hall ist die Sitte noch üblich, wo man vom genannten Orte zum Taurer Schloß hinaufzieht, von dort zum Dorfe Rum absteigt und dann wieder nach Taur zurückkehrt. Bei dieser Palmprozession, welche mittags ihren Anfang nimmt, wird Christus auf dem Esel sitzend in braunrothem wirklichem Rock und hochrothem Mantel, in der Linken den Palmzweig, die Rechte segnend erhoben, von 25 bis 30 Paaren festlich gekleideter Kinder und begleitet von der frommen Volksmenge, die palmtragend, betend und singend mitzieht, den genannten Rundgang herumgeführt. Dieser bunte Zug der Palmträger und Väter, der die frischgrünen Hügel hinanwallt, während ringsum das erneute Leben aus tausend und tausend Knospen bricht, hat etwas ungemein Erhebendes und Poetisches.

Überhaupt ist die Charwoche mit ihrer Vorführung der heiligen Geheimnisse reich an frommen Gebräuchen. So zogen früher am Montag, Dienstag und Mittwoch die Männer des Dorfes Girt verumt ein großes und schweres Kreuz auf den Kalvarienberg. Am Gründonnerstag geht man im Unterinntal, Eisack- und Etschthal in den Obstanger „Baumbeten“ zur Erinnerung an das Angstgebet Christi im Ölgarten. Große Sorgfalt wendet man in ganz Tirol dem Aufrichten des „heiligen Grabes“ zu, das in der verdunkelten Kirche in Form einer Grotte dargestellt wird, umgeben von einem Garten duftender Blumen, flimmernder Lichter und funkelnder „Grabfugeln“, an deren leuchtenden Farben sich die Kinder nicht satt sehen können. Am Charismstagsmorgen, an dem die kirchliche Function der Feuerweihe vorgenommen wird, herrscht fast allerorts ein merkwürdiger Brauch. Auf dem Friedhofe wird nämlich zumeist aus den alten Grabkreuzen ein Scheiterhaufen errichtet. Kaum hat nun der Priester über den aus „neuem Feuer“ entzündeten Holzstoß die üblichen Segnungen gesprochen und den Rücken gekehrt, so stürzt sich die andächtig herumstehende Menge, voraus die Burschen, über den glühenden Holzhaufen und raubt die halbverbrannten Scheiter. Diese werden im Triumph nach Hause getragen und an ihnen das Herdfeuer neu entfacht. Man nennt diese Sitte das „Holzrauben“. Mit diesen Kohlen werden auch Äcker „gepalmt“; ebenso werden sie bei heraufziehendem Hochwetter in die Herdflamme geworfen. Abends findet dann die „Auferstehung“ statt, die gleichfalls, besonders im Inn- und Eisackthal, mit allem Pomp gefeiert wird.



Einsegnung der Alpe.

In ähnlicher dramatisch lebendiger Darstellung geht auch die Himmelfahrt Christi vor sich. Nach der Einsegnung des Priesters steigt der Erlöser von Engeln umgeben unter Orgel- und Glockenschall zur Höhe, während ihm von oben herabschwebende Engel mit brennenden Kerzen entgegenkommen. In früherer Zeit wurden in der Meraner Gegend, nachdem Christus in der Öffnung an der Decke verschwunden war, aus derselben Kastanien, Nüsse, Äpfel, Oblaten und brennendes Berg herabgeworfen, welche geweihte Sachen besonders von den Kindern mit Eifer erhascht und als wunderkräftig lange Zeit aufbewahrt wurden.

Das lieblichste der kirchlichen Sommerfeste ist jedoch das Frohnleichnamsfest auf dem Lande, besonders wenn sich ein blauer Himmel wie ein Riesenbaldbachin über Thal und Höhen spannt. Der lange Zug der Beter mit den bunten wehenden Fahnen und bekränzten Heiligenbildern, die von Jungfrauen getragen werden, die malerischen Schützen-trachten, die weißgekleideten Kinder, die das Sanctissimum begleiten, die ernsten Männer und Weiber, die den Zug schließen, diese ganze Staffage hineingestellt in die grünen

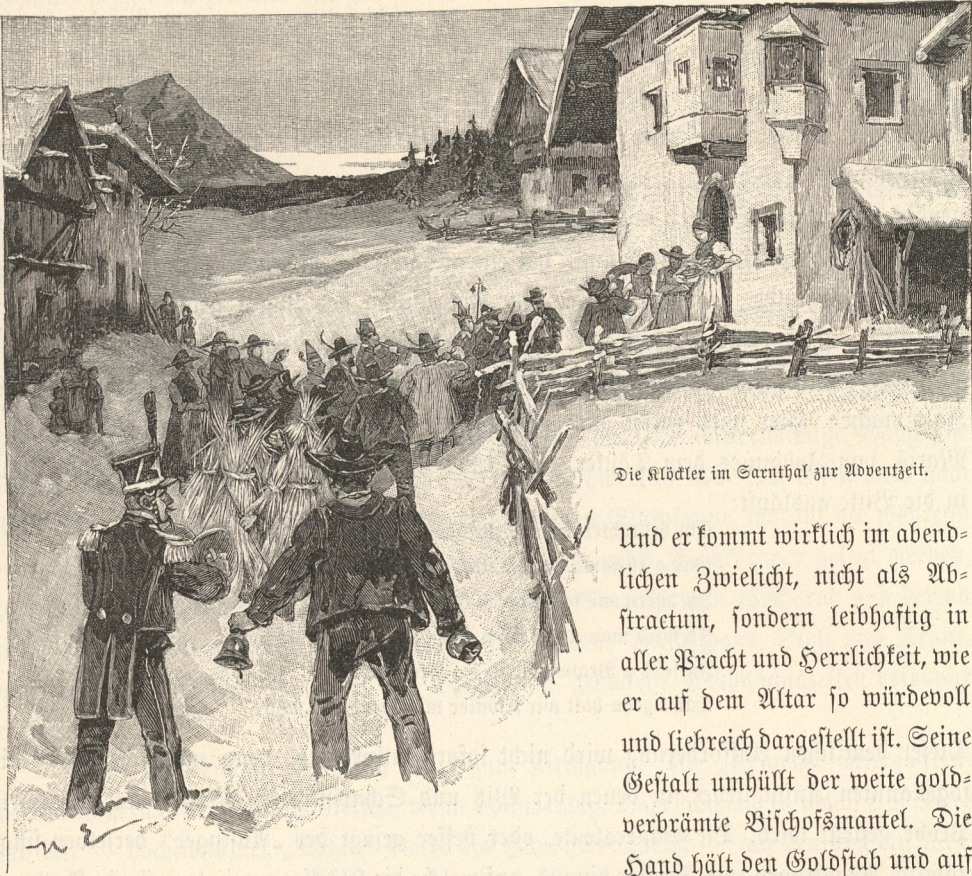
Wiesen und reifenden Kornfelder und darüber der tiefblaue Sommerhimmel, in dem die Lerchen trillern, bis sie das Krachen der Pöller und Knallen der Gewehrsalven verscheucht, — Alles das gewährt ein Bild so voll Andacht und Poesie, daß die prunkhafte Feier in den Städten dagegen verschwinden muß. Im Dorfe Tirol bei Meran wird der heilige Urban, der Beschützer der Weinberge, auf einem Thronessell sitzend, in päpstlichem Ornat und mit Trauben- und Rebengewinde umgeben, in feierlicher Procession zum Segenbüchel hinaufgetragen, was, vom Thal aus gesehen, einen wirkungsvollen Eindruck macht.

Auch die stille Feier der Kräuterweihe am Maria Himmelfahrtstag (15. August), wobei die während der vom Volke hochverehrten Zeit der „Dreißgen“ (15. August bis 8. September) gepflückten sogenannten Dreißgenkräuter, als da sind: Himmelbrand, Wermuth, Wohlgemuth, Tausendguldenkraut und vor Allem Karbendel, vom Priester geweiht werden, gehört zu den Sommerfestlichkeiten des Gebirgsvolkes.

Hier ist auch noch einer kleinen christlichen Feier zu gedenken, die hoch oben auf den Almen vor sich geht, nämlich der Einsegnung der Alpe durch einen Priester der Gemeinde. Es geschieht dies nicht nur, um Hütte und Vieh vor dem Spuk und Einfluß böser Wetterhexen und schadenfroher Kobolde zu bewahren, sondern auch, um für den Ertrag des Alpennutzens den Segen des Himmels zu erflehen. Es geht daher bald nach dem „Auftrieb“ der Pfarrer oder der Hilfspriester, begleitet vom Mesner, hinauf zur Alm, wo ihn schon der Senner oder die Sennerin im Festtagkleid erwartet. Dort nimmt er ein Frühstück. Unterdessen treibt der Senner das Vieh in den Hag, ein anderer zündet die Kerzen an und die Einsegnung geht vor sich. Sie besteht in dem Lesen von diesbezüglichen Gebeten und darauffolgender Besprengung und Einsegnung der Hütten, sowie der Geräthschaften, des Personals und des Viehs, das klingelnd und brüllend die Gruppe umsteht. Auf größeren Alpen, bei denen sich häufig ein kleines Kirchlein oder eine Kapelle befindet, wird das Gebet in dieser vorgenommen.

Den größten Reichthum von sinnigen Gebräuchen weist die heilige Weihnachtszeit auf. Den Beginn macht der Advent mit dem kindererfreuenden Nikolausfeste. Weihnachten als Beschenkungstag kennt man, wenigstens auf dem Lande, nicht. Die Stelle des Christkindes und des freundlichen lichterstrahlenden Weihnachtsbaums vertritt der Nikolaus, der „goldene Mann“, den das fromme Gemüth der Äpler mit allem poetischen und unpoetischen Zauber ausgeschmückt hat. Deshalb beten die Kinder, wenn es gegen diese Zeit geht, vor dem Schlafengehen:

Heiliger Nikolaus, du goldener Mann,
Bring uns allerhand Sachen zusammen,
Allerhand „Gutthaten“, kräftige Sachen,
Müß uns heute die Schüssel voll machen.



Die Klöckler im Sarntal zur Adventzeit.

Und er kommt wirklich im abendlichen Zwielficht, nicht als Abstractum, sondern leibhaftig in aller Pracht und Herrlichkeit, wie er auf dem Altar so würdevoll und liebeich dargestellt ist. Seine Gestalt umhüllt der weite goldverbräunte Bischofsmantel. Die Hand hält den Goldstab und auf

der langlockigen Flachsperücke sitzt die strahlende Inful. So zieht er von Stube zu Stube, von Haus zu Haus, legt den Kindern Fragen aus dem Katechismus vor und beschenkt die Fleißigen mit Obst und Nüssen und anderen „Gutthaten“. Den Unwissenden aber droht er mit dem „Klaubauf“, der in grimmigster Ausstaffierung hinter ihm steht. Zottiges Pelzwerk umhüllt ihn von oben bis unten. Auf dem Kopfe sitzen mächtige Bockshörner, aus der rußgeschwärzten Larve funkeln feurige Glogaugen, aus dem Maule hängt eine schuhlange feurige Zunge. In den Klauen trägt er eine große Ruthe und über dem Rücken hängt der gefürchtete Sack, dessen schauerliche Bestimmung er von Zeit zu Zeit durch unzweideutige Geberden kundgibt. An Orten, wo der heilige Nikolaus in Person nicht erscheint, stellen die Kinder nachts eine Schüssel vors Fenster, die sie dann am Morgen mit Gaben gefüllt antreffen.

Zu den Adventgebräuchen muß auch im Hinblick auf den gewiß ursprünglich religiösen Charakter die Begehung der „Klöpfelsnächte“ gerechnet werden. So nennt man nämlich die drei letzten Donnerstage vor Weihnachten. Um diese Zeit zieht im Unterinntal

der gaben sammelnde „Anklöpfel“ herum, der nicht selten von einem Gefolge bunter Masken begleitet ist. Am ursprünglichsten und ausführlichsten wird das „Klöffeln“ oder „Klöpfeln“ im Sarntal geübt. Der Zug der „Klöpfler“ besteht gewöhnlich aus einem Sackträger, einem Hornbläser, einem sogenannten Abdanker und zwei „Zufeln“, einem „Zufelmannl“ und einem „Zufelweibl“. Letztere sind ganz in enganliegendes Stroh eingnäht und tragen Schellen am Hals, die andern haben farbige schlichte Kleider, der Sackträger, auch „Klöffelmannl“ genannt, hat einen Sack auf dem Rücken und eine Zipfelmütze oder einen Cylinder auf dem Kopfe. Zur Ausrüstung des Zuges gehört auch noch ein Schlitten, auf dem das „Zufelweibl“ sitzt und absichtlich wiederholt abgeworfen wird. So ziehen die Klöffler unter unaufhörlichem Schellen und Getute vor den nächsten Hof, wo sie Halt machen. Hier wird zuerst das „Klöffellied“ angestimmt, das von der Empfängniß Mariä, von Johannes dem Täufer, von Jesus Christus und den Vätern handelt und in die Bitte ausläuft:

Ein helllichter Stern geht über das Haus,
 Gar a ehrsame Hausmutter geht ein und aus;
 Ich hören wir schon die Schlüssel erklingen,
 Ich wird man uns bald a Stück Bratawurst bringen,
 Ja sei's a Bratawurst, sei's a Stück Spöck,
 Dann gehn halt wir Klöffler mit Freunden a wöck.

Dieser deutlichen Aufforderung wird nicht sofort entsprochen, denn nun folgen erst die sogenannten Ansinglieder, in denen der Witz und Scharfsinn der Klöffler auf eine harte Probe gestellt wird. Die Bauersleute, oder besser gesagt der „Anfinger“ derselben singt nämlich Reimfragen zum Fenster hinaus, auf welche die Klöffler gereimte passende Antwort geben müssen, z. B.:

Von innen:

Wenn ös (ihr) so witzige Klöffler wölft sein,
 Müßt ös wissen, wie a Deck' mit neun Ecker sollt' sein?

Klöffler:

Drei unten, drei oben und drei daneben,
 Dann werd's wol a Deck' mit neun Ecker a' geben u. f. f.

Haben die Antworten befriedigt, dann ruft sie der Bauer mit dem Vers:

Die Wurst liegt auf'n Tisch zu 'nem Kranz,
 Geht's nur auer (heraus) und macht's der Dirn an' Tanz.

Nun begeben sich dieselben mit den Zufeln und den Musikanten in die Stube. Da herrscht nun die eigenthümliche Sitte, daß einer der spinnenden Dirnen das Spinnrad — gewöhnlich hat man schon ein altes zu dem Zweck vorbereitet — zertreten wird. Als Entschuldigung tanzt dann das Klöfflermannl mit ihr. Nun folgen noch Tänze, ein fingirter Streit zwischen den beiden Zufeln und ähnliche derb possenhafte Scenen. Zum

Abschied singen die Klöckler das „Danklied“. Dann heißt sie der Bauer noch tüchtig auf seinen Feldern herumspringen, damit es ein gutes nächstes Jahr gebe, die Hausfrau aber füllt den Ranzen des „Sackträgers“ mit Speck und den sogenannten Klöcklerwürsteln, welche dann am „Losenpfinstag“, das ist der letzte Donnerstag im Advent, gemeinsam verzehrt werden.

An die Klöpfelsnächte schließen sich die drei Rauchnächte, welche die eigentliche Weihnachtszeit, vom heiligen Abend bis heiligen Dreikönig, begrenzen. Der heilige Abend gilt in ganz Tirol als eine hochheilige Zeit. Wirft man da einen Blick in ein Gehöfte, so trifft man Alles in voller Thätigkeit. Das ganze Haus muß blank gefegt und gesäubert, das letzte „Wizele“ Flachs am Rocken rein abgesponnen sein, sonst „nistet die Berchtl darin“. In der Küche steht die Bäuerin am prasselnden Feuer und kocht Schmalzkrapfen in riesiger Menge, denn tagsüber hat man gefastet und der mitternächtige Gang zur Christmette in der eiskalten Nacht ist oft lang und beschwerlich. Vor dem Essen wird nach alter Gepflogenheit „geräuchert“. Der Bauer nimmt die Glutpfanne, worauf die während der heiligen „Dreißigenzeit“ gesammelten Weihkräuter nebst Weihkörnern gelegt werden, geht voran, ihm folgt das Gesinde mit den Kindern. So zieht man räuchernd und betend unter dem Spruch: „Glück ins Haus, Unglück hinaus“ durch Haus, Stall und Tenne, ja sogar auf die Felder. Auch der am Thomastag gebackene Weihnachtszelten bekommt sein Theil.

Gegen Mitternacht rüstet sich Alles zum Kirchgang. Die „Kenteln“ (Kienfackeln) werden angezündet, die Schneereifen, wenn nothwendig, umgebunden, so macht sich Jung und Alt — höchstens der „Rähnl“ bleibt als Haushüter zurück — auf den dunkeln Weg. Dieser nächtliche Kirchgang hat etwas ungemein Poetisches. Von nah und fern, einzeln und in Gruppen, eilt Alles bei Fackelschein zum Gotteshaus. Von beiden Thallehnen, oft von den höchsten Bergen, wo noch Einzelhöfe stehen, sieht man die Lichter sich dem Thal zu bewegen, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Dabei hört man in der Stille der Nacht jeden Laut, jedes Geräusch. Die rauhen Stimmen der Männer, die hellen der Kinder, daneben das Geschwätz und Richern der Weiber kann man genau unterscheiden. Hier und da hallt ein ferner langgedehnter Zudeher eines Burschen, dem sein Mädels mehr im Kopfe liegt als die Mette, durchs Thal, bis endlich Fackel um Fackel erlischt und nurmehr die hellerleuchteten Bogenfenster durch die Nacht schimmern. Die nächtliche Feier besteht in der Mette, an die sich die gesungene Messe, das sogenannte Hirtenamt anschließt. Hierbei wird, wenigstens in Nordtirol, nach der Wandlung ein „Hirtenlied“ gesungen. Nach der Mette trachtet Alles so rasch als möglich nach Hause zu kommen, wo an manchen Orten die müden Kirchgänger Würste und weißer Wein, sowie die Reste der schmalzigen „Blattelfüchel“ erwarten.

Der Weihnachtstag selbst ist ein stiller Tag. Kein Wagen fährt und die Wirthshäuser stehen leer. Dafür ist er im Hause einer der Hauptfrestage des Jahres. Den Kindern bringt Weihnachten eine längst erwartete Bescherung, nämlich die „Krippe“. Sie wird meist schon am Weihnachtsabend „aufgemacht“ und besteht aus einem stufenweise sich erhebenden mit beschnitzten Hahnen überkleideten Gerüste, auf dem in anachronistischer Zusammenstellung Hirten mit ihrer Herde, Kaiserjäger, Einsiedler, dann vor Allem die Stadt Bethlehem gruppiert sind. Unten im Vordergrund erblickt man den Stall mit dem Jesuskindlein. Daneben findet in der Kirche das „Kindelwiegen“ statt, wobei das Bild des neugeborenen Heilandes in einer Wiege unter Gesang von den Kindern gewiegt und dem Volke zum Küssen gegeben wird.

Je stiller der Weihnachtstag verrinnt, desto lauter geht es am folgenden Stephanstage zu. In der Kirche findet früh die Salz- und Wasserweihe statt. Die Leute bringen das Wasser in großen „Brenten“, Flaschen und Fläschchen zum Gotteshaus. Für das Salz, das man in blanken schöngemodelten Zinngefäßen herbeiträgt, ist im Presbyterium ein eigener Tisch hergerichtet. Nach der Predigt weicht der Priester mit dem Sprengwedel beides. Am Stephanstag fanden früher im Unterinntal auch Pferderennen statt, jetzt hat sich von Bräuchen nur mehr das an diesem Tage übliche „Zeltenanschnitten“ erhalten, das besonders für den Liebhaber eines Mädchens von hoher Bedeutung ist. Die Festlichkeiten, welche sich an den Neujahrstag und Dreikönigstag als die zweite und dritte Rachnacht anschließen, tragen mit Ausnahme des „Sternsingens“, von dem später die Rede sein wird, mehr weltlichen als kirchlichen Charakter. Denn das wilde Perchtenlaufen, das am Vorabend des letzteren Festes in den östlichen Theilen Tirols noch im Schwung ist und im tollen Herumrennen verummter und peitschenknallender Burschen besteht, kann bereits als Vorspiel zu den häuerlichen Faschingsmaskeraden gelten, womit wir den Reigen der weltlichen Belustigungen des Alplers beginnen.

Es ist deren eine so bedeutende Menge, daß wir uns mit der Aufzählung der wichtigsten begnügen müssen. Zum Theil sind es heitere Frühlingsgebräuche, welche wie das Langes=(Lenz=)wecken und Grasaussläuten als Reste uralter Frühlingsfeier angesehen werden müssen und, wie schon der Name sagt, durch ernstkomische Umzüge und Schellenklingen die Erweckung der erstorbenen Natur zu neuem Leben darstellen sollen. Dahin gehört auch das „Todaustreiben“, das sich nur mehr als Kinderspiel erhalten hat, sowie der Gregori-Umgang und das im Vinschgau geübte Wildemannspiel. Auch von den Faschingsbräuchen gehören einige dahin, so die Vorführung des „Egarthausels“ im Eischtal, das Haarlangreiten im Sarnthal, der Haar=(Flachs=)tanz im Wipptal. Alle diese letztgenannten sind einstmalige nunmehr zum Mummenschanz degradirte religiöse Gebräuche unserer heidnischen Voreltern. Ja selbst der auch außer Tirol wohlbekannte Faschings=

brauch des „Block-“ oder „Blockziehens“ ist seinem Kern nach höchstwahrscheinlich nur ein der altgermanischen Ehegöttin Iſa gewidmeter Umzug. Dieses Faschnachtspiel wird auch gewöhnlich nur dann aufgeführt, wenn während des Faschings im Dorfe Niemand geheiratet hat. Es besteht in dem Herumziehen eines entästeten, mit Blumen, Kränzen und Bändern geschmückten Baumstamms. Auf dem „Block“, der auf einem Schlitten ruht, läuft, hin und her balancierend, unter allerlei wunderlichen Grimassen ein als Schalksnarr verkleideter Bursche, der den Begegnenden Spitzreime zurnst und in derben Knittel-



Das Schellenschlagen in Mautschi zur Faschingszeit.

versen das Thun und Treiben der Dorfbewohner, besonders der Mädchen, bespöttelt. Um den Schlitten aber tummelt sich ein buntes Gewühl von Masken, als Türken, Sterngucker, ein Barbier, Dörcher, Zigeuner und derlei Schabernack treibendes Volk.

Ein ähnlicher Faschingsbrauch ist das „Grättziehen“ im Vinschgau, der Schrecken aller alten Jungfern, deren freiwillige oder unfreiwillige Chelosigkeit schonungslos verhöhnt wird. Der Aufzug ist wirkungsvoll genug. Umringt von einem Gefolge verummter Burschen und abenteuerlich gekleideter Masken kommt der „Graten“ (Karren, italienisch *caretta*) angefahren, der bestimmt ist, die alten Jungfern auf das Sterzingermoos zu führen, damit sie sich dort mit Ameisenringeln, Leinsamenauffstößeln zc. die Zeit

vertreiben. An der Spitze des Zuges paradirt hoch zu Roß der Hauptmann. Auf dem Dorfplatz angelangt, verliest er mit lauter Stimme die Namen jener alten Jungfern, die „aufgeladen“ werden sollen. Sofort stürmen die „Aufleger“ in die Häuser, wo die betreffenden alten Jungfern wohnen, zerren sie — natürlich nur verkleidete Burschen — unter endlosem Gelächter der Zuschauer hinter der Hausthür hervor und laden sie trotz ihres Widerstrebens auf den Wagen. Ist die „Fuhr“ voll, so geht es in die Dorfschenke, wo unter Abfingung des bekannten „Sterzingermoosliedes“, das die Fahrt dieser alten Jungfern in höchst drastischer Weise behandelt, der Schwank seinen Abschluß findet. Beliebte Faschingsgebräuche sind auch das „Faschingerreiten“ im Zillertal, wobei verummte Burschen beritten das Dorf umziehen und auf dem Dorfplatz den gefürchteten „Faschingsbrief“ verlesen, sowie das „Schleicherlaufen“ im Oberinntal, welches unter anderm auch Szenen aus dem Leben des Äplers zur Darstellung bringt.

Zu den originellsten Faschingsbräuchen zählt jedenfalls das sogenannte Schellen- oder Schemenschlagen, ein Vorgang, der mehr den Charakter einer religiösen Fastenzeremonie als den eines Faschingsscherzes trägt. Der Brauch wird fast im ganzen Innthal, auf den Dörfern des Mittelgebirges von Innsbruck, sowie im Wipptal von den Dorfburschen geliebt. Die „Schemen-“ oder „Schellenschlager“ tragen saubere weiße Hemden, kurze schwarze Lederhosen und blühweiße Strümpfe, dazu leichte Bundschuhe. Soppen tragen sie nicht, statt dieser sind schöne buntfarbige Seidentücher kreuzweise über die Achseln gelegt und beiderseits an den Hüften befestigt. Die Hüte sind mit Bändern und Federbüscheln geziert, welche — so will es die Sitte — die Mädchen den Burschen schenken. Das Gesicht verhüllt ein Tuch oder eine künstliche Holzmaske. Um die Mitte schlingt sich ein Gurt, an dem rückwärts eine große Schelle befestigt ist, welche bei jeder Vorwärtsbewegung der „Spieler“ anschlägt. Die linke Hand ist in die Seite gestemmt, in der Rechten tragen die Burschen theils Stöcke, theils grüne Fichtenzweige. Gewöhnlich sind zwölf bis fünfzehn solche „Schellenschläger“ nebst einem „Hauptmann“. Das Gehen derselben besteht in einem eigenthümlichen, in langsamem Takt sich fortbewegenden Gopsen, ähnlich dem pathetischen Schritt bei theatralischen Krönungszügen. Hierbei wiegen die Burschen den Körper abwechselnd nach links und rechts, indem sie zugleich mit ihren Stöcken nach dem Takt des „Hauptmannes“ nach der betreffenden Seite schwenken. Bei jedem Schritt ertönen einstimmig die Schellen, was von fern wie ein dumpfes regelmäßiges Getöse sich anhört. So ziehen die „Schellenschläger“ ernst und feierlich durch die Dorfgassen, begleitet vom hellen Jubel der Kinderscharen und dem beifälligen Kopfnicken der Erwachsenen. Ersterer gilt übrigens meist mehr der faschingsmäßigen Begleitung des ernstesten Zuges. Hierzu gehören vor Allem zwei oder drei mit riesigen Peitschen versehene Masken, welche unter ohrenbetäubendem Gefnalle den Zug umschwirren. Auch das sogenannte Fasserrößl, ein

Mann, der ein hölzernes Kößlein heruntummelt, beziehungsweise dasselbe trägt, und Stelzengeher in weißen Hemden und weißen Hosen gehören besonders im Wipptal zur Begleitung des Zuges. Dasselbst (Matrei), wo überhaupt das Schellenschlagen unter großer Betheiligung vorgeführt wird, sind die Theilnehmer um einen in „Baumbart“ gehüllten Bären gruppiert, der sich mit zwei Treibern und einem Trompeter in ihrer Mitte befindet und mit ihnen marschirt. Auch ein „Wurzengraber“, eine, wie wir oben sahen, bei Faschingschwänken beliebte Figur, zieht daselbst mit. Er trägt seinen Rückkorb umgestürzt als Glocke mit einem Riesenschwengel; auf dem Kopfe paradirt ein eingedrückter alter Cylinder. Der Zug der Schellenschlager macht schließlich im Wirthshause Halt, wo die Ausübenden bewirthet werden. Man schreibt nämlich diesem Faschingsbrauch das Gedeihen des Flachses zu. Das Schellenschlagen wird jedes dritte oder vierte Jahr vorgenommen.

Der Sommer hat, wenn man nicht den festlichen Auftrieb des Viehs zur Alpe am Weistag zu den Belustigungen rechnen will, nur die feierliche Begehung des Sonnwendtages aufzuweisen. Da flammen am Vorabend des Johannistages (24. Juni) bei einbrechender Dunkelheit hunderte von Freudenfeuern auf allen Höhen und unter dem Zauchzen der Dorfburschen fliegen die feurigen „Sonnwendscheiben“ durch die Luft. Es sind aus trockenem Erlen- oder Buchenholz geschnittene Scheibchen von 5 bis 6 Centimeter Durchmesser, welche im Feuer glühend gemacht und mittelst eines Stockes in hohem Bogen vom Hügel ins Thal geschleudert werden. Dabei singt der Bursche:

Scheib aus, Scheib ein,
 Wem soll die Scheibe sein?
 Die Scheib' fliegt wohl über den Rain,
 Die Scheib' soll der M. M. sein.

Dabei wird der Name des Mädchens genannt, dem die Scheibe gilt. Bei heiterem Himmel gewährt dieses nächtliche Sonnwendfeuer einen herrlichen Anblick.

Ein Fest, auf das sich Alt und Jung freut, ist endlich der lustige „Kirchtag“. Er ist gewissermaßen der abschließende feierliche Ruhetag nach der mühevollen Arbeitswoche des Sommers und Herbstes, dessen Fruchtsegen nun wohlgeborgen in Stadel und Scheune liegt. Den Mittelpunkt bildet natürlich der abendliche Tanz, der die muntere Jugend und das ernste Alter in der Dorfschenke vereint. Bald ertönen auch die lustigen Klänge von der Spielbank her und nun wogt und dreht sich Alles durcheinander. Hier tanzt man nicht fein sittiglich wie im Salon, sondern jeder überläßt sich ungenirt dem Ausbruch seiner Fröhlichkeit. Da wird „schuhplattelt“ und „getröstert“ und kopfüber aufgesprungen, daß die Fußsohlen die Stubendecke berühren, ja mancher gelenkige Tänzer springt sogar laut aufjauchzend über sein Mädchen hinweg, welches unterdessen allein fortтанzt. Dann eilen sie

wieder zusammen, fassen sich eng, die heißen Wangen aneinander gelehnt, bis ein fecker Schwung sie wieder ins Gewühl der Paare reißt.

Äst (dann) dreht sich das Dirndl,
 Äst dreht sich der Bua,
 Äst nimmt er's beim Wiederl
 Und juchezt dazua.

Berühmt ist besonders der Zeller Kirchtag wegen seiner tollen Lustigkeit, der beim erregbaren Temperament der Zillertthaler häufig am Ende des Tanzes in eine kleine Kauferei ausläuft.

Das sind im Großen und Ganzen die Hauptbelustigungen der Tiroler Bauern. Daneben entbehrt aber das Bauernleben nicht noch anderer Vergnügen, welche für die schwere Feldarbeit entschädigen. Dahin gehört in erster Linie das „Schießen“. Der Tiroler ist ein geborener Schütze. Schlendert man an einem Sonntag „übers Land“, so hört man es von allen Dörfern her lustig pöllern und knallen. Auf den Schießständen, deren fast jedes Dorf einen besitzt, herrscht ungezwungene Fröhlichkeit und die heitere Seite der Tirolernatur, die sich oft hinter mißtrauischer Scheu verbirgt, kommt hier mit aller Macht zum Ausbruch.

Am feierlichsten gestaltet sich das Schützenleben an den sogenannten Kaiserschützen, besonders wie sie früher abgehalten wurden. Dazu kommen aus den hintersten Gebirgswinkeln die „Thölderer“ (Thalbewohner) herausgewandert, den sichern Stutzen auf der Achsel, um sich die ducatengeschmückten Seidenfahnen zu holen. Straßen auf, Straßen ab von früh bis spät wogt das festliche Gedränge der Schützen, bis sie alle am Hauptfesttag der feierliche „Schützenaufzug“ vereint. Man muß einen solchen Aufzug mitgemacht haben, um sich ein Bild von dem Leben zu vergegenwärtigen, das sich da entrollt. Die Blüte des Landes, vertreten durch Söhne aller Thäler — ein Volk in Waffen — zieht in der malerischen Tracht unter Trommel- und Schwögelklang, die meisten von eigener schmetternder Blechmusik begleitet, mit flatternden Fahnen, Stutzen schwingend und ununterbrochen jodelnd und jauchzend, durch die festlich geschmückte Stadt. So war es in den Guldigungsjahren 1816 und 1838, so im Jahre 1853 beim großen Schießen zur Errettung des Kaisers aus Mörderhand, so 1856 bei der Ankunft des Erzherzogs Karl Ludwig als Statthalter von Tirol, endlich am großartigsten im Jahre 1863, als Tirol seine fünfshundertjährige Vereinigung mit Österreich feierte, als das ganze Land seinem Kaiser begeistert zujubelte und den Schwur der Treue erneuerte, ein Fest, das einzig in seiner Art wie noch nie das Schützenleben und tirolische Volksthum zum Ausdruck brachte. Mit der neuen Regelung des tirolischen Schützenwesens, wobei mehr der ernste Zweck der Wehrfähigkeit des Volkes in den Vordergrund gestellt wurde, ist ein gut Stück Poesie, die



Ein Schützenfestzug.

dem früheren „Brettelbohren“ anflehte, verloren gegangen, aber der Eifer für das alte Vergnügen ist geblieben. Daß es dem tirolischen Bauer an Gelegenheit zur Unterhaltung und Ergöblichkeit nicht fehlt, zeigt auch die „Sommerfrische“, die er jährlich mit der ganzen Familie hoch oben auf den „Bergmähdern“ genießt, im Winter aber das „Eis-schießen“ und Rodeln oder Schlitteln, sowie die „Vogelbälle“ und ähnliche Vorgänge, die zu beschreiben den Rahmen überschreiten würde.

Ehe wir von Lebensweise, Sitten und Gebräuchen des Volkes in den Dörfern Abschied nehmen, müssen wir noch kurz einen Blick auf die Berge werfen, wo sich hoch über dem Thale während der Sommerszeit ein Leben ganz eigenthümlicher Art abspielt, nämlich das Almen- oder Sennnerleben. Der Futterreichthum der Thalsohle würde zum Unterhalt des bäuerlichen Viehstandes nicht genügen, hingegen bergen die Abhänge, Rücken und Einsenkungen (Kare) des Hochgebirges einen Schatz der kräftigsten Futterkräuter. Deshalb schickt jeder Bauer, der Vieh besitzt, dasselbe Mitte April auf die Alm oder Alpe, wo es bis anfangs, bei günstiger Witterung sogar bis Mitte October bleibt. Die Auffahrt zur Alpe ist nicht nur ein Fest für den betreffenden Hof, sondern auch für das ganze Dorf. Die Kühe, die um die Zeit des Auftriebes schon unruhig werden, sind mit den großen Glocken (Klumpen) und Schellen behangen, auch der Sennner hat einen riesigen Reisebüschel aus Rossmarin zum Geschenk erhalten und schreitet mit „Krage“ und Bergstock pfeifend und singend dem sich ordnenden Zuge voraus. Hinter ihm geht zuerst die schöne Leitkuh, die schon öfters auf der Alm war und daher den Weg kennt, dann folgen die Milchkuh und der Stier, der die Ketten tragen muß. Den Schluß macht das Galtvieh, Kälber, Schafe und Ziegen und die grunzenden Schweine, welche der beigegebene Knecht in Ordnung hält. Das wohlbepackte „Almwagerl“ mit Lebensmitteln und Geräthschaften fährt hintendrein. Sobald man aus dem Bereich der Wohnungen gekommen ist, nimmt man dem Alpenvieh die schweren Glocken ab, die kleinen Schellen läßt man ihm.

Gewöhnlich bezieht man nicht gleich die eigentliche Alm, sondern führt das Vieh zuerst auf die sogenannte Alfen, wo dasselbe von Mitte April bis Mitte Mai bleibt. Es sind dies Hütten, welche von einem umzäunten Mahd umgeben sind. Hier bleibt das Vieh, bis die Witterung die Auffahrt zur Hauptstation, dem sogenannten Niederleger gestattet. Hier ist die eigentliche Alm mit der Residenz des Sennners. Gewöhnlich sind es weitgedehnte Grasböden, die sich oft bis ans Geschröffe hinanziehen und mit den würzigsten Futterkräutern, Marbel und Madann, bewachsen sind. Bei großen Alpen befinden sich mehrere Senn- oder Almhütten, gewöhnlich Kasern genannt, auf dem Mahde vertheilt, so daß das Niederleger oft wie ein Alpendorf aussieht. Solche sind z. B. die große Alpe Lizum zwischen dem Watten- und Navisthal, die 10 Kasern, 20 Vieh- und 11 Sauhäge besitzt, oder die „große Zemm“ im Achensthal mit 42 zur Hälfte gemauerten Senn-



A. Gall 3

Deutschtöroler-Trachten: 1. Bögner Bürgerstreu in alter Tracht. 2. Wipptal und Etschthal. 3. Bitterhauer Alpenhirt. 4. Lechtthalerin. 5. Appach. 6. Etschthal. 7. Etschthal. 8. 9. Jmter. 10. Kitzbühel.

Hütten, Stallungen und Heustadeln. Durchfließt das Hochthal, wie meist der Fall, ein kleiner Bach und befindet sich noch eine kleine Kapelle oder ein Wetterkreuz da, so gewährt eine solche Ansiedlung mit den gebräunten Hütten und den uralten Wettertannen, dem klingelnden Alpenvieh und den jauchzenden Hirten ringsum einen äußerst lieblichen Anblick.

Kleinere Alpen haben nur ein paar niedrige aus behauenen Baumstämmen gebaute Hütten. Da hat der Senn seine Liegerstatt (Schlemm) auf dem moosbedeckten Holzgestelle; der Hüterbub muß bei Platzmangel oft unter dem flachen, mit Steinen beschwerten Dach seine „Schlafbritschen“ suchen. Gleich beim Eingang der Kaser befindet sich eine Vertiefung, die ausgemauerte „Gß“, wo gekocht wird. Da sitzen auch abends beim knisternden Feuer die Sennleute und halten pfeifenschmauchend und geschichtenerzählend ihren gemüthlichen Heimgart. Darüber hängt an einem drehbaren Gestell der große kupferne Käsefessel. Rings an den Wänden stehen und hängen außer den Milchgäßen und der ruhigen Melcherpfanne die Milchbrenten, das Kaser (Käseform), der Butterkübel und die Käs- und Zutenbottiche. Durch die Hinterthür kommt man in den Gaden, wo die „Stozen“ und Schüsseln mit blendend weißer Rahmmilch, sowie der Alpengnuzen: Butterstöcke, Käslaibe, Zieger etc. verwahrt werden. Die Bereitung dieser Erzeugnisse der Alpen, das „Buttern“ und „Käsen“ ist Sache des Senners und eines Gehilfen. Den Stoff geben die Milchkühe, welche vom Hüter jeden Morgen und Abend in den „Gag“, der die Sennhütte umgibt, getrieben und da gemolken werden. Wo sich auf einer Alpe zwei Sennerrinnen (Rechtsennin und Beisennin) befinden, wie es übrigens mit Ausnahme Oberinntals und einiger Alpen Unterinntals selten mehr der Fall ist, theilt sich der männliche und der weibliche Theil des „Almvolkcs“ in die Arbeit. Bei größeren Alpen ist das Personal natürlich größer. Da gibt es außer dem Senn, der je nach der Landschaft auch Melcher, Kaserer, in Passeier Schaffer heißt, noch einen Halbkaserer, mehrere Hirten, den „Galterer“, dem das Galtvieh oder auch die Kasse unterstehen, den Ochsen oder Stierhirten, der die Ochsen, und den Schafer, der die Schafe zu überwachen hat. Dazu kommt noch der Puzer oder Grazer, dem die Reinigung der Alpe obliegt. Auf solchen größeren Almen geht es dann auch lebendiger und lustiger zu als auf kleineren, besonders wenn auch lebensfrische Sennerrinnen da sind und andere Alpen sich in der Nähe befinden, deren Hirten zum nächtlichen Besuch kommen. Da wiederhallt dann oft bis zum Morgengrauen die enge Sennhütte beim Zitherschlag vom Gestampfe der Tanzenden oder vom melodischen Gesang der Burschen und Dirnen, während der Enzian der nahen Brennhütte das Blut in Wallung bringt. Mit dem Thale ist wenig Verkehr. Nachricht bringt nur hier und da der Bauer, wenn er nachsehen kommt, ob Alles in Ordnung, oder der Geißer, der seine klingelnde Herde täglich herauftreibt und den neuesten Dorfklatsch mittheilt. Sonst verläuft mit Ausnahme der

kleinen Unterbrechung, welche die erwähnte „Einsiegnung der Alpe“ bringt, das Leben gleichförmig zwischen Arbeit und Ruhe.

Im Hochsommer, gewöhnlich noch vor Peter und Paul (29. Juni), zieht man mit dem Vieh auf das „Hochleger“, wo man bis Ende August bleibt und dann wieder zum Niederleger zurückkehrt, um die paar Wochen bis zur Abfahrt das unterdessen nachgewachsene Gras abäsen zu lassen. Um den 21. September, wo gewöhnlich schon Reif und leichtes Schneegestöber einfällt, rüstet man sich zum Abzug. Zuvor wird Alles gereinigt, die Geräthschaften theils auf große „Kragen“ verpackt, theils im versperrenbaren „Gaden“ eingeschlossen. Den kupfernen Käsefessel vergräbt man in die Erde, weil er nach der Meinung der Äpler dadurch wächst. Zwei Tage vor der Abfahrt wird zum letztenmal „abgekäst“, dann feiert man die „Schoppwoche“, welche nur mehr zum Essen, Trinken und Faulenzen, wie wohl auch zum Verfertigen der verschiedenen Holz- und Blumenzierden für die abziehende Herde benützt wird.

Gleich der Auffahrt zur Alpe bildet auch die Heimkehr ein Fest für das Almwolk, wie für die Leute im Thal, das heißt, wenn kein Unglück geschehen, kein Stück Vieh „verfallen“ ist und keine Kuh verworfen hat. In diesem Falle zieht die Herde ungeschmückt und klanglos ein. Sonst aber ist ein solcher Alpenheimzug eine wahre Lust, besonders in jenen Thälern, wo Wohlstand und Viehzucht blühen, z. B. im Unterinntal und Zillertal. Da hört man die Woche vor Michaeli (29. September) nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen von nah und fern. Der „Melcherball“, wobei gewöhnlich zuletzt „gerobelt“ wird, macht den Schluß. Die Herabschaffung des „Alpennutzens“, d. h. der Erträgnisse der Almwirthschaft geschieht bei kleinen Alpen dadurch, daß mehrmals während des Sommers Käse und Butter mittelst „Kragen“ herabgebracht wird, so daß man bei der Abfahrt nur mehr das kleine „Almwagele“ mit dem Rest zu bepacken braucht. Bei großen Alpen hingegen, auf denen sich das Vieh mehrerer Bauern, ja oft einer ganzen Gemeinde befindet, geschieht die Vertheilung und Herabschaffung erst einige Zeit nach der Heimkehr des Viehs, weshalb das eigentliche Sennerpersonal noch bis dahin auf der Alpe zurückbleibt.

Tracht. Die Tracht ist in Tirol im entschiedensten Absterben begriffen. Die Zeiten sind vorüber, in denen man die ganze Bekleidung einschließlich der Beschuhung aus selbst-erzeugtem oder gewonnenem Stoff durch Gevatter Schneider und Schuster im Hause auf der „Stör“ verfertigen ließ. Dies ist nurmehr in abgelegenen Dörfern, wie z. B. im tiefern Iselthal, Birgen und Prägratten der Fall. Jetzt, seit der erleichterte Verkehr die Thäler den Waarenlagern der Städte und größeren Orte nähergerückt hat, kauft sich der Bauer nur zu häufig seinen Kleiderstoff lieber dort, der weibliche Theil der Bevölkerung aber verschafft sich wohlfeile aber schlechte Stoffe von den zahlreichen Hausirern, welche

alle Dörfer und Einödhöfe abstreifen. So kommt es, daß man jetzt nur noch bei einigen Bezirken von einer eigentlichen Thaltracht sprechen kann, nämlich einer solchen, welche jahraus jahrein getragen wird. Sonst findet man dieselbe nurmehr als Feiertagskleid oder bei festlichen Gelegenheiten, wie Processionen, Schützenaufzügen, Hochzeiten und ähnlichen Anlässen.

Die schönste Tracht, welche auch noch als Alltagskleid getragen wird, hat der Burggräfler. Wenn man diese reckenhaften Gestalten von Algund oder Schenna auf dem Kirchplatz von Meran in ihren braunen Lodenjoppen mit den breitausgeschlagenen



Deutschtiroler Trachten: 11. 12. Pustertthal. 13. Selrain. 14. Wigen.

scharlachrothen Brustlappen und den breiten grünseidenen Hosenträgern über dem rothen Leibchen dastehen sieht, so möchte man fast traurig gestimmt werden bei dem Gedanken, daß auch diese Tracht allmählig verschwinden wird. Dazu haben sie kurze bocklederne Hosen und blühweiße Strümpfe; die Füße stecken in sogenannten Bundschuhen, den Leib umspannt ein schön ausgenähter Gürtel, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzer oder dunkelbrauner Hut mit breiten Krämpfen. Der weibliche Theil der Bevölkerung ist nicht minder kleidsam ausgestattet. Den geschmeidigen Körper umhüllt ein verschnürtes Nieder und ein etwas schwerer blaubrauner Rock, von dem sich die brennrothen Strümpfe allerliebste abheben. Den Hals umschlingt ein seidenes Tuch, das sich rückwärts am Nacken tief einsenkt. Die meist blonden Haare sind glatt und nieder nach rückwärts gekämmt und hinten von einer bunten Nadel durchstochen.

Die Tracht der Passeirer, welche die Knie bloß tragen, unterscheidet sich nur wenig von der des Burggrafenamtes, ebenso ist die der Sarntthaler, die früher hochrothe Röcke trugen, nicht viel verschieden. Bei den Männern ist der rothe Aufschlag an der Tappe weggefallen, die Weiber haben die rothen Strümpfe mit sogenannten „Beinhöhlen“ von heller oder dunkler Farbe vertauscht.

Außerst malerisch ist die Tracht der Ötthaler. Hier ist die braune Lodenjoppe an beiden Brustseiten und an den Ärmeln mit bunter Seide zierlich ausgenäht. Die kurzen schwarzen Lederhosen sind von breiten rothen Bändern getragen, die auf dem weißen



Deutschtiroler Trachten 15. Unterinnthal. 16. Alte Innsbruckerin. 17. Amraß. 18. Winstgau.

Hemd vorn durch eine Querbünde zusammengehalten werden. Den Kopf beschattet ein breitkrämpiger, mit grünen Seidenbändern gezielter gelber Filzhut. Selbstverständlich fehlt um die Mitte nicht der mit Zinnstiften ausgeschlagene Bauchgurt. Weniger schön ist die Tracht des weiblichen Geschlechtes, welche durch das hohe steife Mieder die Taille zu lang erscheinen läßt und so dem Körper das Ebenmaß nimmt.

Die Zillerthaler, welche früher ihre malerische Tracht so schön zierte, haben dieselbe bis auf die grauwollene Jacke gleich den anderen Unterländern fast aufgegeben. Die kurze Lederhose ist beinahe verschwunden und hat dem langen städtischen Beinkleid Platz gemacht. Auch der weibliche Theil der Bevölkerung Zillerthals und Unterinnthals hat hinsichtlich der Tracht das Typische verloren, indem städtische Bekleidung die bäuerliche überwuchert, oder besser gesagt ein seltsames Gemisch aus beiden sich allmählig herausgebildet hat. Nur der „Unterländerhut“ nebst dem immer beliebter werdenden niedern „Zillerthalerhut“ ist noch auf allen Köpfen der Dorfschönen zu sehen.

Sehr zu bedauern ist auch, daß die interessante Tracht der Iseltthaler allmählig in Verfall geräth. Da tragen die Männer lange, braune mit violetten Ärmelbesätzen versehene Lodenjacken, die fast bis zu den Knien reichen, ein weißes Wamms, schwarze Lederhosen und weiße Strümpfe mit schönen Zwickeln. Die Kopfbedeckung ist ein hoher Spitzhut;

um den großen Hemdkragen tragen sie ein buntes Halstuch oder einen schwarzen Flocken. Die Knie bleiben nackt, den Leib umgürtet, wie früher überall, die lederne Binde. Die weibliche Tracht des Iseltals ist in originellster Weise durch den Anzug der Tefereggerinnen vertreten, welcher in seiner Art nur in dem der Alpbacherinnen oder der vorarlbergischen Walsertalerinnen ein würdiges Seitenstück findet. Man denke sich die ganze Gestalt in einen schweren groben Rock aus weißem oder braunem Loden gehüllt, der jede Taille verwischend knapp unter den Armen zusammengehalten ist. Über dem Nieder, das ebenfalls aus Loden gefertigt und mit rothen Nesteln verschnürt ist, sitzt eine kurze offene Jacke. Auf dem Kopfe klebt wie ein umgestürzter — Kapf ein ganz kleines schmalfräpiges Filzhütchen, unter dem die dicken mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe heraushängen. Diese ganz absonderliche weibliche Tracht wird noch durch den Gegensatz zu der des



Deutschiroler Trachten: 19. Oberinntal. 20. Sarnthal. 21. Brigg. 22. Oberinntal. 23. Obthal.

männlichen Geschlechts verstärkt, welches in seinem städtischen Anzug von seiner Teppichhandelschaft ins Thal zurückkehrt.

Die Tracht der Alpbacherinnen ist der der Tefereggerinnen ziemlich ähnlich. Auch hier umhüllt ein faltenreicher schwerer schwarzer Zwilchrock in derselben unnatürlichen Anpassung die Gestalt fast bis zu den Schuhen, ebenso tragen sie darüber eine lange Jacke aus silberweißem Loden. Den originellsten Überzug aber haben die Schienbeine, über welche zweimeterlange Strümpfe, sogenannte „Hosen“, in Ringeln so zusammengefaltet sind, daß die Waden zu plumpen tonnenförmigen Wülsten ausgebaucht erscheinen. Diese „Beinhöfen“ reichen nur vom Kniebug bis zu den Knöcheln. Den Kopf bedeckt ein Spizhut mit einer schwarzrothen Masche.

Ob sich im Verlaufe der Zeit wieder selbständige Thaltrachten entwickeln werden, ist bei dem unaufhaltenden Ausgleichungsproceß, in dem sich Tirol seit der Errichtung des Schienenstranges befindet, sehr fraglich. Es muß schon als ein günstiger Umstand betrachtet werden, wenn sich die malerischen Festtrachten der einzelnen Thäler erhalten.

Hierzu zeigt sich seit dem letzten österreichischen Bundesschießen im Jahre 1885, das vielleicht zum letzten Male das ganze Volk in Nationalkostümen vorführte, ein löbliches, durch den Eifer waderer Männer unterstütztes Bestreben.

Zum Schluß sei noch des originellen Anzuges der etschländischen „Saltner“ oder Weinhüter Erwähnung gethan, obwohl derselbe streng genommen nicht zu den Trachten gehört. Die breite Brust umhüllt ein rothes oder grünes Wamms mit breiten lederen Hosenträgern, darüber hängt lose die lederne schwarze Toppe ohne Kragen. Dünne Lederriemen verbinden dieselbe mit den Vorderärmeln, so daß das grobleinene Hemd nach spanischer Mode dazwischen haushig hervorschaut. Die Mitte des Leibes umgürtet die breite schwarzlederne Bauchbinde. Dazu kommen kurze Lederhosen und weiße Strümpfe mit kurzen lederen Gamaschen. Quer auf dem Kopfe prangt das Ungethüm von einem Hut in der Form eines sogenannten Wolkenskliebers oder Krapfenhutes, dreispitzig und aus schwarzem Filz. Von der ursprünglichen Gestalt desselben ist indeß wenig zu sehen, denn ihn bedeckt ein ganzer Wald von Hahnen-, Hennen- und Pfauenfedern; zum Überfluß hängen noch Fuchs- und Eichhornschwänze über die Krempe. Auch die Toppe ist vorne mit zahlreichen Pfeisfen von Schweinzähnen verziert, die an gelben Drahtkettchen baumeln. In der Hand aber trägt der Saltner als Zeichen des Hüteramtes eine lange Hellebarde. In neuerer Zeit hat sich diese Tracht etwas vereinfacht, ist aber immer noch abenteuerlich genug, so daß man einen entsprungenen Indianerhäuptling zu erblicken glaubt, wenn die Gestalt eines solchen Weinhüters aus dem Halbdunkel der grünen Nebgänge plötzlich auftaucht.

Sage. Der Sagenreichthum Tirols ist ebenso groß als mannigfaltig, klebt ja fast an jeder Felswand oder altem Gemäuer eine anregende Überlieferung, wie anderseits Luft, Erde und Wasser, Wald und Wiese, Alpe und Haus von geheimnißvollen Wesen belebt sind. Viele tragen mythologischen Hintergrund. Dahin gehören die Sagen von der wilden Jagd, vom Wetterheiligen Oswald auf dem Ffinger, unter dessen Verhüllung ebenso wie beim Schimmelreiter die Gestalt des Göttervaters Wodan durchschimmert. Auf den Donnergott Donar beziehen sich die Sagen von der verzehrten Kuh und geschlachteten Gemse, welchen Thieren das Fleisch wieder nachwächst. Diese Göttergestalt kehrt auch in vielen Teufelsagen wieder, vor Allem aber in der tirolischen Riesensage, welche wohl in keinem Lande so viele auf Donar weisende Züge enthält. Es sei hier nur beispielsweise an den Riesen Haimo von Wilten erinnert oder an die Riesenbrüder von Galzein, von denen einer wie weiland Donar den Steinbrunnen von Wiesing gleich einem Schäßfchen zum Trinken an den Mund setzte. Auch viele der weitverbreiteten Wildemannsagen berühren sich mit dem Donnergott. Ebenso sind die Göttinnen Hulda und Nerthus in der mythischen Sage vertreten, letztere in der Sage vom silbernen Wagen im Zireiner See, erstere in der

poesievollen Sage von der Einführung des Flachsbauers und den lieblichen Huldgestalten der „Saligen“, ihren Begleiterinnen.

Als komischer Gegensatz hierzu erscheinen die zahlreichen Sagen von den Mörggelen und neckischen Püßen, in welchen zweifellos die verblaßte Erinnerung an die zurückgedrängte ursprüngliche Bevölkerung Tirols erhalten ist.

Einen Hauptbestandtheil der tirolischen Sage bilden die unerschöpflichen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortvererbenden Erzählungen von Hexen, Truden und anderen den Menschen abholden Gespenstern. Über Hexen und ihre höllischen Künste, unter denen natürlich Wettermachen, Milch stehlen oder verderben, Kinder und Vieh beschreien in erster Reihe stehen, ließe sich ein ganzes Buch füllen, ebenso über die Hexenplätze und Hexenringe, von denen es in Tirol eine Unzahl gibt.

Dies führt uns zu den örtlichen Sagen. Hierher gehören die Sagen, die vielen wilden Bergformen und Schrofen anhängen. Die bekannteste ist die Sage von der Frau Hütt, welche gleich der griechischen Niobe zur Strafe für ihren Übermuth — sie hatte mit Brot ihr Kind gereinigt, einem hungrigen Weibe aber, das sie darum ansuchte, einen Stein gereicht — in einen Felsen verwandelt wurde, der hoch von der Schneide der Gebirgskette nördlich von Innsbruck drohend herabblickt. Auch an die Serles, jenen domartigen Dolomitriesen am Eingang des Stubaitals, knüpft sich eine ähnliche Sage. Überhaupt sind die meisten Volksüberlieferungen, die von verschütteten Almen und Wiesgründen, Bergstürzen, unheimlichen Seen handeln, auf Strafen für begangene Frevel zurückgeführt.

Hierher sind endlich noch die vielen Sagen über untergegangene Städte, sowie die Prophezeiungen über den einstigen Untergang von Ortschaften zu rechnen, wie z. B.:

Innsbruck versinkt,

Hall verbrinnt,

Schwarz verrinnt;

oder vom Pfannhorn über Toblach:

Reicht die Muhr bis an die Spitze des Horn,

So ist Toblach und Wahlen verlorn.

Zu den geschichtlichen Sagen gehören die Erinnerungen an die Schweizerkriege des XV. und XVI. Jahrhunderts, welche in den Überlieferungen an die Schlacht auf der Ufswiese und an anderen Orten wiedergespiegelt sind, wenn man darin nicht Nachklänge an den urgermanischen Glauben vom Weltuntergang erblicken will.

Volkslied und Volkschauspiel. Daß in Tirol, welches Land ein so reich entfaltetes Volksleben aufweist, auch das Volkslied in voller Blüte steht, ist selbstverständlich, selbst wenn dieses nicht durch „tirolische Nationaljäger“ in alle Welt getragen worden wäre. Doch erfreut es sich nicht in allen Thälern der gleichen Pflege. So ist

der Volksgefang in Südtirol, besonders im ganzen Eisackthal, wo er im Mittelalter so hell ertönte, mit dem Sinken des Volkslebens fast ganz ausgestorben; im Eisackthal hat er sich fast nur mehr auf dem Mittelgebirge von Kastelrut und Böls erhalten. Hingegen



Ein Saltner (Weinhüter) bei Meran.

erklingt er noch laut und kräftig im Pustertal, besonders in der Lienzer Gegend. Sehr viel wird auch im Innthal gesungen, wenn auch im oberen Theile desselben der Gesang nicht so verbreitet ist und auch anderen Charakter trägt als in der Gegend von Innsbruck und im heiteren Unterinnthal. Letzteres ist nebst Pustertal der eigentliche Standort des

Tirolergefanges, und wer noch frische Volkslieder hören will, muß in diese zwei lebenslustigen Thäler gehen.

Träger des Volksgefanges sind in erster Linie die „Buben“, wie die jungen Burschen hierlands heißen. Sie sind auch meist die Dichter der Texte hierzu. Gewöhnlich finden sich mehrere solche „Singer“ zusammen und bringen die Lieder mit einer Virtuosität zum Vortrag, daß man gut geschulte Sängler vor sich zu haben glaubt. Hierbei sind die Stimmen so vertheilt, daß eine in der Fistelstimme die „Weise“ trägt und die anderen secundiren. Nur in der Lienzer Gegend nähert sich die Art des Liedervortrages mehr der des benachbarten Kärntens, wo der Bariton die Hauptweise trägt. Charakteristisch für den Tiroler Volksgefang ist der Zödler, auch Zurler oder Zudler genannt, welcher, man kann sagen, fast jedes weltliche Lied begleitet und auf dem oft geradezu das Hauptgewicht liegt. An Gelegenheit zu singen, fehlt es nicht. Der abendliche Heimgarten wie die lärmerefüllte Tanzstube, die stille Dorfstraße wie die grüne Hochalm und das Bergmahd wiederhallen vom Truglied der Burschen, wie vom Gesang der Almleute.

Dem Inhalt nach muß man füglich die zwei großen Abtheilungen, weltliche und geistliche machen.

Was die weltlichen betrifft, so tragen die meisten episch-lyrischen Charakter. Rein episch sind nur einige Wildschützenlieder, darunter das vielstrophige: „Es zogen neun Schützen ins Elman hinein“, das in der Gegend von Lermoos spielt und noch gesungen wird, sodann einige Almenlieder, wie das weitverbreitete: „Wenn's amal schön aper werd, Und auf der Alma grün“. Hierzu muß man auch noch eine ziemliche Anzahl alter Lieder von balladenartigem Charakter rechnen, welche nicht in der Mundart gedichtet sind, sondern im Schriftdeutsch und so auch noch gesungen werden. Dazu gehören unter Anderem das weitverbreitete Blaubartlied „Es fuhr (ritt) ein Ritter wohl über das Gries (Nied)“, oder „Straßburg, Straßburg, du wunderschöne Stadt“ oder „Es wollt' ein Mädchen früh aufstehen“. Die anderen weltlichen Lieder theilen sich stofflich in solche, welche die Herrlichkeiten des Almenlebens und der äplerischen Liebe preisen, sodann in Jäger- und Wildschützenlieder, welche das Lob des „Wilderns“ enthalten und woran sich meist die Presserei der Jäger durch Wildschützen schließt. Manche derselben sind ungemein lannig, wie z. B.: „I bi' halt a Wildschütz, a lebfrischer Bua“.

Den Hauptstock liefern natürlich die Liebeslieder. Wenn sie nicht in Form von Almen- und Wildschützenliedern auftreten, so erscheinen sie fast ausschließlich im Gewande des „Schnaderhüpfels“. Diese beweglichen Vierzeiler oder richtiger gesagt Zweizeiler mit je vier Hebungen bilden die Form, in welcher das Volk, man kann sagen, die ganze Stufenleiter seiner Gefühle, wie nicht minder seine ganze Lebens- und Weltanschauung ausdrückt. Die Geburtsstätte der „Schnaderhüpfeln“ ist neben dem Heimgarten vor Allem der Tanz-



Abendlicher Heimgarten zur Winterszeit.

boden und die Wirthsstube. Schon der hüpfende Dreivierteltakt sagt gleich dem Namen, daß es ursprünglich Tanzliedchen waren, wie sie denn noch gegenwärtig bei eigentlichen Bauernunterhaltungen den Rundtanz einleiten. Der Tänzer tritt nämlich mit seinem Mädchen vor die „Spielleute“ hin, wirft ein Geldstück auf den bereitstehenden Teller und singt ein Schnaderhüpfel, was als Aufforderung gilt, auf seine Kosten einen Tanz zu spielen. Nicht selten enthalten solche Liedchen Spottverse auf einen Nebenbuhler und werden so Anlaß zu Kaufereien.

So weit als i's aufschau,
 Ist der Wald grün
 Und i laß zu mein' Diendl
 Kan andern Bub'n gieh'n.

Eine noch größere Rolle spielt das Schnaderhüpfel als Truglied, falls sich entweder Rotten von Burschen feindseliger Dörfer begegnen oder wenn sie am Wirthshaußtisch auf diese Weise einander zum „Robeln“ oder „Kaufen“ herausfordern. Dann springen oft halbe Stunden lang die Trugliedchen von Tisch zu Tisch, eines noch schärfer, höhrender und bissiger als das andere, bis endlich die beiden Gegner gehörig warm sind und einander „anfliegen“, das heißt zu robeln beginnen. Überhaupt zeichnet sich das

Tiroler Schnaderhüpfel gegenüber den ähnlichen Liedchen der anderen Alpenländer durch eine urwüchsigte Kraft und Frische aus, wenn es auch nicht die Innigkeit des kärntnerischen Pläpperliedchens besitzt. Daneben macht sich häufig ein humoristischer Zug, sowie eine gewisse Spottlust geltend, welche sich selbst an das Ehrwürdige wagt.

Dieser Drang zu spotten, der dem Tiroler stark innewohnt, zeigt sich auch in größeren selbständigen Liedern, mögen dieselben nun als „Buchstabill“ (Pasquill) ein Dorf in Alarm bringen oder als selbständige Lieder gesungen werden. Ich erinnere nur z. B. an das berühmte „Danfigg Lied“, das die Versuchung eines frommen Einsiedlers durch den Bösen zum Inhalt hat:

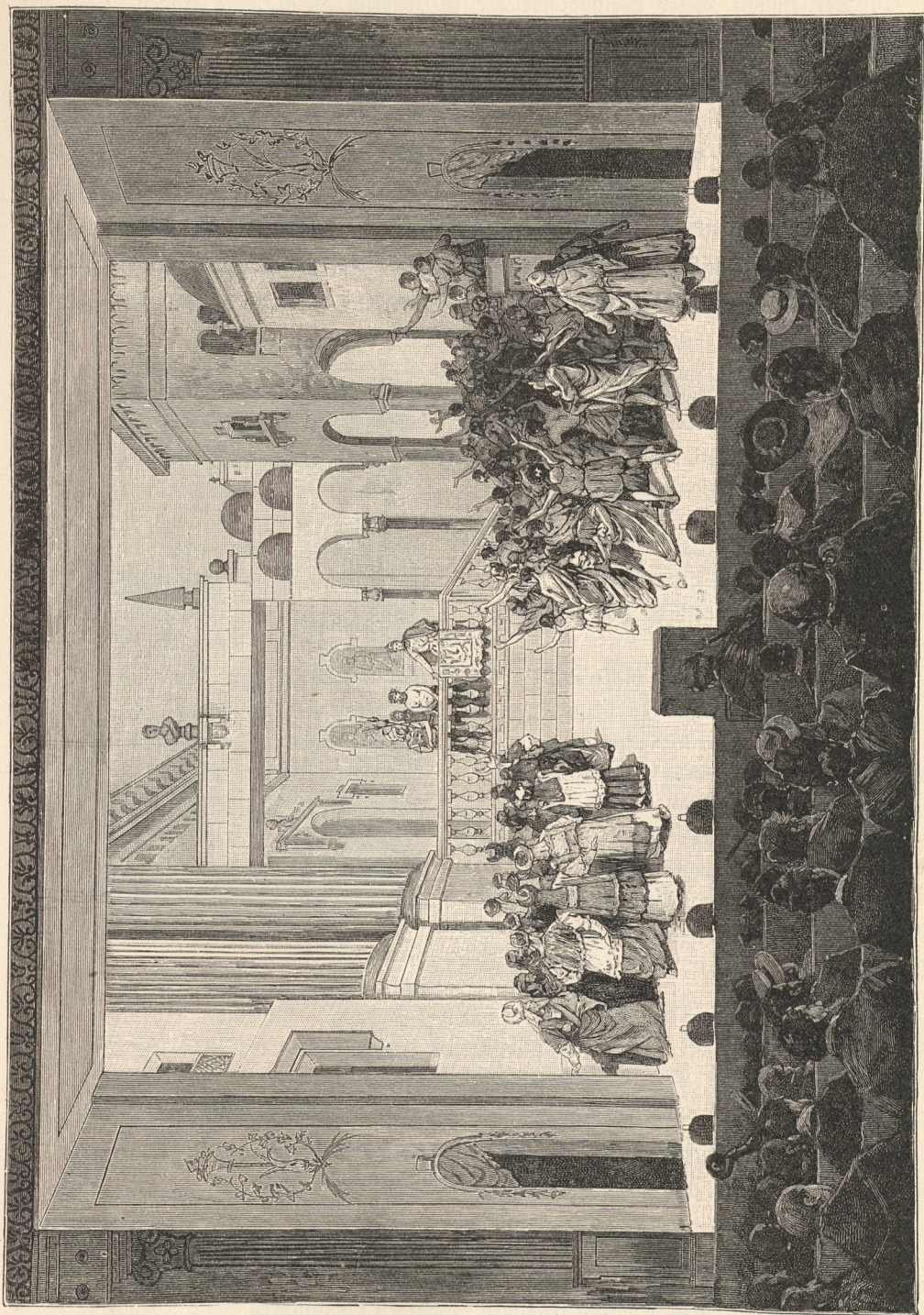
Dort oben auf der Gsch,
Is an Danfsiedlerei,
Wachst nix als Boschen
Und Stoammies dabei.

A Klausner is drin,
Der recht chrislta lebt,
Werscho (wird) allweil frummer,
Weil er Tag und Nacht bet't u. s. w.

Andere sind „Der Simerl hat zum Nachbar g'sagt“ oder das weitverbreitete „Der Fensterstock“, das schon erwähnte „Sterzingermooslied“, die „Sennerinbeicht“, „das Altejungferlied“ u. u.

Die geistlichen Lieder sind theils solche, welche sich auf allgemeine kirchliche Festzeiten, wie Lichtmeß, Ostern, Weihnachten und Dreikönig beziehen, theils Lieder und Lobgesänge zu Ehren der Heiligen oder solche, die allgemeineren religiösen oder moralisirenden Charakters sind und von Vergänglichkeit, Tod und Ewigkeit handeln. Die Menge derselben ist sehr groß. Sie schreiben sich, wie sich leicht nachweisen ließe, fast sämmtlich aus jener Zeit her, da in Tirol, wie anderswo in den Alpen, noch der reine Kirchengesang auf dem Lande allgemein üblich war. Jetzt haben Orgel und Chorgesang die frühere Art der musikalischen Feier verdrängt. Während nun aber die meisten der geistlichen Lieder so ihre eigentliche Unterlage verloren und, wie z. B. im Oherinntal, nurmehr bei profanen Gelegenheiten, besonders beim abendlichen Heimgarten gesungen werden, erhielten sich die Weihnachts- und Dreikönigslieder bis in die neueste Zeit als Theile der Kirchenmusik.

Dies gilt besonders von den erstgenannten. Sie machen den Hauptstock aus und werden von den Kirchensängern noch alljährlich entweder in der heiligen Nacht bei der Christmette oder am Weihnachtstag während des Amtes, meist beim Offertorium, gesungen. Bis in die Dreißiger-Jahre betheiligte sich auch das Volk an diesem Gesange in der heiligen Nacht, ja noch vor drei bis vier Jahrzehnten begleitete die Jugend das vom Chor herabklingende Hirtenlied mit kleinen Ratschen, Kinderklappern und Wispeln (Kinderpfeifchen, mit denen man den Gesang der Vögel nachahmt), um dem Texte des Liedes die entsprechende dramatische Verstärkung zu geben.



Passionspiel in Vorberthiersee.

Der Inhalt dieser Weihnachtslieder ist ziemlich gleich. Sie tragen nicht den betrachtenden Charakter der geistlichen Lieder, sondern sind eigentlich „Hirtenlieder“; in äußerst lebendiger, fast durchgehends dramatischer Weise schildern sie die Wache der Hirten bei ihren Herden in der heiligen Nacht, bis ihnen zuerst eine ungewöhnliche Helle am Himmel, die sie sich nicht erklären können, und dann ein Engel den Grund dieser Erscheinung, nämlich die Geburt des Heilands, offenbart, worauf sie mit Geschenken zur Krippe eilen, um das göttliche Kind anzubeten. Diese Hirtenlieder sind oft von einer ergreifenden Innigkeit und Zartheit, daneben von einem unsagbaren Humor. Ich setze eines der weniger bekannten Lieder meiner Sammlung hierher. Es stammt aus dem XVII. Jahrhundert:

Holla Brueder, was g'schicht heunt,
 Daß im Himmel so schön scheint,
 Geh nu hin zum Fризel, sag,
 Daß um zwölf Uhr wird heunt Tag.
 Die Vogelen singen all,
 Lant schlägt die Nachtigall,
 Der Stieglitz und der Zeiseler singt,
 Das Lerchal voll Freud in die Höh' auffspringt.

I woasß net, was dös Ding bedeut't,
 Daß Guggu in den Winter schreit,
 Hab' so schön g'schlafen ein,
 I woasß nôt, was dös Ding soll sein,
 Wie dort ein Engel schreit:
 Ich verkünd' euch große Freud!
 Sie singen das Gloria auch zugleich,
 Der Fried' sei auf Erd' und im Himmelreich.

Engel: „Nur auf, herzlichste Hirten all,
 Dort in Bethlehem ist ein Stall,
 Dort wird euer König sein
 Als ein Kindlein so jung und klein.

„Geh Urban laß nu' her,
 Und Jaggel, du nimmst's Mehl,
 Und i will lasen um an' Butter hinein,
 I glab, der Bua werd hungrig sein.“

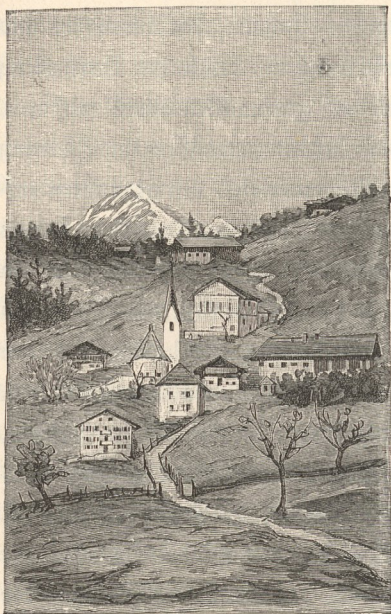
„Grüeß di' Gott, du alter Mann,
 Nimm von uns das Opfer an,
 Seh' (sieh), da hast mei' rupfene Pfoad,
 Mach daraus dem Kind a Kload,
 Deck ihn a wenig zua,
 Derfriert ja gar der Bua,
 Dös Kindlein ist no gar zu klein
 Hier bei Dchs und Gjelein.“

„O liebste Mutter halt nur an
 Für uns bei dem liebsten Sohn,
 Weil er nackend liegt im Stall,
 Muß leiden für uns Sünder all.
 O Jesulein, du Kindlein rein,
 Laß uns doch nit in d'Sünd hinein,
 Wollst unser Seel' und Leib bewahren
 Vor Krieg und Pest und allen Gefahren.

Hirtenlieder dieser Art zählen in Tirol nach vielen Hunderten. Die große Anzahl derselben erklärt sich daraus, daß es den Schullehrern, die gewöhnlich den Gesang leiteten, daran lag, stets neue den frommen Zuhörern vorzuführen.

Außer den Weihnachtsliedern kommen noch die Dreikönigs- oder Sternlieder und die Adventlieder in Betracht. Diese werden nicht in der Kirche, sondern von herumziehenden Sängern vor und in den Häusern gesungen. Sternsinger sind gewöhnlich drei, aber es kommen auch vier heilige drei Könige vor, welche entsprechende Costüme tragen. Die Lieder behandeln meist gleich den Weihnachtsliedern die Ankunft der heiligen drei Könige und zeichnen sich ebenfalls durch große Originalität und Naivetät aus. Manche von ihnen zeigen bereits dramatische Ansätze.

Vollständig dramatisch sind die Adventlieder, wenigstens jene, welche das Herumirren von Josef und Maria vor den Thüren der hartherzigen Bethlehemiten zum Inhalt haben und davon „Herberglieder“ heißen. Gewöhnlich sind die Sänger des Terzetts Josef und Maria und ein bethlehemitischer Wirth oder Hausherr.



Vorderthiersee mit dem Theater.

Eines beginnt:

Wirth:	Wer klopfet an?
Josef:	Zwei gar arme Leut!
Wirth:	Was wollt ihr dann?
Maria:	O gebt uns Herberg heut'.
Josef und Maria:	Durch Gottes Liebe wir Euch bitten Öffnet uns doch Eure Hütten.
Wirth:	O nein, nein, nein u. s. w.

Dem Wirth ist gewöhnlich die rauhe Baßstimme zugetheilt, um die Hartherzigkeit kräftig zu betonen.

Von diesen dramatisch gehaltenen und zum Theil dramatisch dargestellten Weihnachts-, Dreikönigs- und Herbergsliedern ist nur ein verschwindender Übergang zu den geistlichen Volksdramen, die in Tirol bis in die Vierziger-Jahre dieses Jahrhunderts eine große Verbreitung hatten und deren Wiederaufleben sich gerade gegenwärtig wieder kundgibt. Man möchte es nicht glauben, an wie vielen Orten Tirols besonders geistliche Stücke aufgeführt wurden. Hatte ja doch fast jede größere Ortschaft ihre bauerliche Bühne. Die Stoffe entsprechen entweder jenen der geistlichen Lieder oder sie sind sonst aus der biblischen Geschichte, sowie aus den Legenden genommen.

Zu ersteren gehören die Nikolaus-, Weihnachts- und Dreikönigsspiele, sowie die Osterspiele. Diese wurden gewöhnlich durch wandernde „Spieler“, die von Dorf zu

Dorf und oft von Haus zu Haus zogen, aufgeführt und hießen mit dem gemeinsamen Namen „Untercomödien“. So führte noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit eine wandernde Spielgesellschaft aus Riez in Stams im Freien vor dem Kloster das „Dreikönigspiel“ auf. Nur diejenigen Stücke, welche Legenden und Stoffe ähnlichen Inhalts, sowie solche, welche die Passion darstellen, also die eigentlichen Passionsspiele werden auf der Dorfbühne gegeben. Letztgenannte Passionsspiele sind auch die einzigen, die sich von den geistlichen Spielen noch erhalten haben und bekanntlich in Tirol nur mehr an einigen Orten, in Brizlegg, Thiersee und Inzing, aufgeführt werden.

Daneben blühte besonders im letzten und am Anfang dieses Jahrhunderts das „Bauerntheater“. Hier wurden neben Stoffen religiösen Inhalts, die besonders aus den Legendengeschichten genommen waren, vorzugsweise weltliche Stücke zur Darstellung gebracht. Diese Bauerncomödien, welche sich beim Landvolk großer Beliebtheit erfreuten, gehen ihrem Ursprung nach auf die Spiele, die an den Jesuitengymnasien im Schwung waren, zurück, wie denn auch die ganze Maché der „Bauernspiele“ den genannten entspricht. Von einer Volksthümlichkeit ist mit Ausnahme der „Episoden“ nichts zu spüren und die Handlung bewegt sich in steifen Alexandrinern fort. Da dieselben von den bauerlichen Spielern schriftdeutsch gesprochen wurden, so läßt sich denken, wie gezwungen und unnatürlich der Vortrag sich ausnahm. Nur die der Handlung à la Shakespeare eingefügten Zwischenspiele, meist derbkomischen Inhalts, sind mundartlich gearbeitet. Solche Bauerntheater gab es, um nur von der Umgebung Innsbrucks zu sprechen, in Sistrans, Lans, Völs, Axams, Götzens, Mühldau, Pradl, Taur, Rum etc. Jetzt wird in dieser Art nur noch auf der halbstädtischen Bühne in Pradl bei Innsbruck gespielt, wo die Aufführungen alter Ritterstücke, z. B. „Wendelin von Höllenstein oder die Todtenglocke um Mitternacht“ und Ähnliches, wenn auch der derbsten Auswüchse der Komik beraubt, trotzdem noch ein ziemlich anschauliches Bild der früheren Bauerncomödien geben.

Über Lustspiele oder Possen, welche nach dem Schlusse des Trauerspiels gegeben wurden, um die Rührthränen in Lachthränen zu verwandeln, ist wenig bekannt. Sie scheinen nach den spärlichen Resten in Hans Sachs'scher Manier gedichtet gewesen zu sein. Ein sehr beliebtes war unter anderen „Die alte Weibermühle“, welche noch vor wenigen Jahren im Unterinntal und in Stubai aufgeführt wurde. Der Hauptinhalt der Handlung bestand darin, daß in einen aufgestellten mühlenartigen Kasten auf der einen Seite alte Weiber auf Wunsch der Ehegatten hineingesteckt wurden und auf der anderen Seite als junge Mädchen herauskamen, die natürlich von ihren früheren alten Männern nun nichts mehr wissen wollen.

Deutsche Dialecte in Tirol und Vorarlberg.

Während unser Land im Westen und Norden nur von Deutschen bewohnt wird und Deutsche zu Grenznachbarn hat, spricht man im Südosten auch romanisch und der Süden ist mit Ausnahme einiger deutscher Sprachinseln ganz von Romanen bewohnt. Die Grenzlinie zwischen beiden Nationalitäten verläuft ungefähr so: mit der Wasserscheide zwischen Noce und der oberen Etsch zusammenfallend, beginnt sie im Westen am Südbhang des Ortlers und zieht sich in vielfachen Windungen gegen Osten. Sie geht südlich der vier deutschen Gemeinden im Nonsberg (Proveis, Laurein, Unsere liebe Frau im Wald und St. Felix) vorüber bis in das Gebirge nordwestlich von Eppan. Da wendet sie sich in einem rechten Winkel nach Süden und läuft längs der am rechten Etschufer aufsteigenden Kalkgebirge bis in das Thalgebiet bei Salurn. Dieser Ort und Kurlinig sind die beiden deutschen Grenzdörfer, anderseits S. Michele und Roverè della luna die wälschen. Am linken Ufer der Etsch streicht die Grenzlinie am Eingang in das mittlere Avisiothal von Neumarkt her beim Bräuhaus Kaltenbrunn an der Straße vorbei und folgt dann jenem Gebirgsrücken, der die Wasserscheide zwischen Avisio, Cordevole und Boite einerseits, Etsch, Eisack und Rienz anderseits bildet. Im Avisiogebiet gibt es noch zwei deutsche Dörfer, Truden und Altrei, gegen Norden hinwiederum gehören Gröden und das Gaderthal fast ganz zum romanischen Sprachgebiet. Gegen Fassa gilt Wälschnofen als deutsches Grenzdorf, in Gröden sind die Ortschaften Pufels, Überwasser und Rungaditsch noch schwankend, St. Peter und Laien aber rein deutsch. Im weiteren Verlauf setzt sich die Trennungslinie längs der erwähnten Wasserscheide wieder fort und trifft im Gaderthal auf das Gasthaus Palfrad, südlich von den deutschen Gemeinden Dnach, Pl Laurenz und Monthal. Östlich davon liegt sie zwischen Höllen- und Pentelstein, wo Ospedale die ladinische, Schluderbach aber die deutsche Marke ist. Von nun an fällt sie wieder mit der Wasserscheide zwischen Drau-Gail und Piave-Tagliamento zusammen, ist also zuerst ein Stück weit die Landesgrenze, dann aber reicht das Deutsche noch südlich über dieselbe hinaus.

Es gibt wohl nicht leicht einen so kleinen Erdenfleck wie das deutsche Sprachgebiet Tirols und Vorarlbergs, auf dem so mannigfaltige und von einander so verschiedene Dialecte gesprochen werden. Dies hat mehrere Gründe. Zunächst haben die verschiedenen Völkerschaften (Kelten, Rhäter, Romanen, Slaven und germanische Stämme), die gleichsam über einander gelagert sind und sich gegenseitig abgelöst haben, auch in der Sprache sowie in Ortsnamen unverkennbare Spuren zurückgelassen. Sodann hat die Nähe anderssprachiger Bewohner und der Verkehr mit ihnen die Sprache der deutschen Nachbarn nicht unwesentlich beeinflusst. In einigen Landestheilen hat auch die, wenngleich kurze Fremdherrschaft die Aufnahme fremder Wörter zur Folge gehabt. Ebenso kommt in Betracht,

daß von einigen Thälern (z. B. Deferegggen) ein großer Theil der männlichen, in neuerer Zeit auch der weiblichen Bevölkerung in die Fremde geht und in allen Weltgegenden sich Geschäften widmet. Diese bringen manches dem Thal ursprünglich Fremde nach Hause, das allmählig Eingang findet. Den Hauptgrund dieser großen Mannigfaltigkeit in den Dialecten bildet jedoch die Hochgebirgsnatur, die überall der Individualisirung Vorſchub leiſtet und bei der Abgeſchloſſenheit der Thäler eine Gleichförmigkeit nicht leicht aufkommen läßt. Allein auch der Charakter der Leute iſt derart, daß ſie nicht gerne von einem deutſchredenden Nachbar etwas annehmen, viel eher von einem wälſchen oder Fremden überhaupt. Es gibt Dörfer, ja einzelne Häuser, die in nächſter Nähe von einander liegen, deren Sprechweiſe in manchen Punkten ſich weiter entfernt als z. B. der Wiener Dialect vom ſteiriſchen. Und doch findet ein Ausgleich nicht ſtatt, wird auch nicht ſtattfinden. So z. B. ſpricht man in einer und derſelben Gemeinde des Thales Deferegggen für gehabt theils gihäpp, theils gihätt. Die Bewohner der Berglehne, die „Berger“, ſetzen vor jedes anlautende r ein h: hrörern (weinen), hräſen (raufen), die Bewohner der Thalsohle thun dies nicht und machen ſich darüber luſtig.

Dazu kommt noch, daß Deutſchtirol gerade in der Mitte zwiſchen den beiden Hauptdialecten des oberdeutſchen Sprachſtes liegt, dem baieriſch-öſterreichiſchen im Oſten und dem alamanniſch-ſchwäbiſchen im Weſten. So hat denn auch Tirol-Vorarlberg als echtes Grenzgebiet an beiden Hauptmundarten theil.

Bevor wir die baieriſch-öſterreichiſch-tiroler Dialecte einer knappen Würdigung unterziehen, wollen wir einen Blick werfen auf die Ortsnamen und die fremden Bestandtheile. Sehen wir von den ſchwer zu beſtimmenden rhätischen, deſgleichen von den romanischen Ortsnamen ab, welch letztere mit kleinen Ausnahmen in ganz Tirol und Vorarlberg ſo zahlreich vorkommen, daß Beiſpiele überflüſſig ſind, ſo mögen als keltiſch erwähnt werden: Bregenz (Brigantium, keltiſch brig- Berg, Hügel), die häufigen Bergnamen fär, för, förl (car, carric Fels, Stein, carn Steinhauſe) und noch (cnoc Hügel, cnocach hügelig), mehrere Bach- und Thalnamen dāber (dobar, tobar Quelle, Fluß, Bach, wovon z. B. Deferegggen, urkundlich Tobereche), ferner troien (traig Fuß, Churwälſch truig Weg, eigentlich Fußweg), vielfach als Name für Fußwege, wohl auch Tauern (turr, torr Berg, Hauſe). Unter den Appellativen ſei benne, banne genannt (Wagenforb).

Slaviſche Ortsnamen gibt es im öſtlichen Püſterthal und in den Seitenthälern maſſenhaft, z. B. Amlach (ſlaviſch jamljahŭ von jama Grube), Aſling (urf. Aznic von jasenikŭ Eſchach), Dölach und Dölsach (dole, dolje Grube, Thal), Feiſtriß (bystrica von bystrŭ ſchnell, hell, klar), Glanz (klanec, klanc Anhöhe, Hügel), Mellitz, Maſſnitz, Muſſitz, Schleinitz, Seinitz u. ſ. w. — Slaviſche Wörter, größtentheils auf das öſtliche Püſterthal beſchränkt, ſind z. B. ainschlizen (ošljice Stachel), Stachelbeeren, bogrite,

pograt (pograd Lager der Holzfnechte), schlechte Schlafstelle, dröge (draga Thal, Furche), Abbruchvertiefung, geilige (mittelhochdeutsch giselige, gehslich von kisel sauer), saurer Brei, gopriß (koprü Fenchel), Meum mutellina L., jäch (jug Süd, Südwind), Südwind, oblige (oblica gedünstete Rübe), gekochte Rüben, pötschetrn (pečene, pečem backen, braten), gebratene Rüben, poitsch (peč Ofen, Fels), Felsenhöhle, tschirfe (lešcerba, lešrba Lampe), Lampe und andere mehr.

Wörter, die zunächst aus dem romanischen Sprachkreise stammen, kommen mehr oder weniger in ganz Tirol und Vorarlberg vor. Z. B. Der Bauer steht eines Morgens mit schaggarin¹ auf. Hat ihm doch nachtn² seine diern³ die häre⁴ oder kápäre⁵ zurückgegeben. Außerdem hat er vom Ghricht einen Zoidl⁶ erhalten, er soll stoir⁷ zahlen. Er hat aber nichts in der margn⁸, die bezzi⁹ ist bei den miserablen¹⁰ Zeiten râr¹¹. Er nimmt den nuster¹² in die tåg'n¹³, allein er hat eine ganze pur¹⁴ vor dem Beten: das Glück dreht ihm ja doch stets 's guntre¹⁵, so sehr er sich strappelizirt¹⁶ und derstentet¹⁷. Wenn doch das Ghricht mänge¹⁸ so viel rejschün¹⁹ hätte, mângari²⁰ dies zu töstiniern²¹. Allein das Ding hât gôr kâa studi²². Mit finsterner lâbrätsche²³ steht er da und bôvt²⁴ vor pûr²⁵ lauter Zorn. Endlich ruft er aus: „i wear nit lãng disputiern²⁶, kâe precenelle²⁷ mäch'n und mi verefentir'n²⁸. Künier'n²⁹ lâß i mi nit, i zâag dem ghricht die güle³⁰, stante pede³¹ göh i und sôg concûrs³² ün; hât wol öfter âaner a gânt³³ gemacht.“ Schnell sagt³⁴ er seine Schuhe unter der Bank hervor, spagt³⁵ die gröbste merde³⁶ ab, sperrt den gânter³⁷ auf, nimmt den bontschûr³⁸ und sein parablü (omerelle, parasol)³⁹ heraus, macht sich afarat⁴⁰ ganz guraschiert⁴¹ auf den Weg und hat noch seine gaudi⁴² dabei. Eine schöise⁴³ wäre ihm freilich noch lieber gewesen.

Ungefähr bei Zirl oberhalb Innsbruck beginnt die bairisch-österreichische Mundart, zu der die drei Hauptgruppen: Unterinntal, Pusterthal und Gtschthal mit den Seitenthälern gehören. Allein schwäbischer Einfluß ist auch hier, am wenigsten allerdings im Unterinntal zu erkennen. Die Sprechweise der Unterinntaler schließt sich im Allgemeinen an die altbairische und Salzburger Mundart an. Eine genaue Abgrenzung

¹ Verdruß (französisch chagrin). ² gestern. ³ Dienstmagd. ⁴ Drangelb (italienisch arra). ⁵ italienisch caparra. ⁶ Zettel (mlt. cedula, schedula). ⁷ Steuer. ⁸ Kasten, Vorrathskammer (italienisch armario). ⁹ Geld (italienisch bezzo). ¹⁰ elend (italienisch miserabile). ¹¹ selten (italienisch raro). ¹² pater noster Rosenkranz. ¹³ Hände. ¹⁴ Abneigung (italienisch paura). ¹⁵ Gegentheile (französisch contre). ¹⁶ (italienisch strapazzare). ¹⁷ sich abmühen (italienisch stentare). ¹⁸ wenigstens (italienisch al manco). ¹⁹ Rücksicht (französisch raison). ²⁰ meinetwegen (italienisch mancare). ²¹ berücksichtigen (italienisch stimare). ²² rechte Gebarung (italienisch studio). ²³ Gesicht (italienisch labruccio). ²⁴ geißelt (italienisch bava). ²⁵ rein (italienisch puro). ²⁶ (italienisch disputare). ²⁷ ein Langes und Breites (französisch prêcher). ²⁸ vertheidigen (italienisch difendere). ²⁹ kjoniren (italienischer Dialect cojon st. coglione). ³⁰ eine Nase drehen (italienisch culo). ³¹ sogleich (lateinisch stante pede). ³² lateinisch concursus. ³³ Concurs (italienisch il incanto, französisch l'encant). ³⁴ mit dem Fuß herausschleichen (italienisch cacciare). ³⁵ rudweise abstreifen (italienisch spazzare). ³⁶ Koth (italienisch merda). ³⁷ Kasten (lateinisch cantherus, italienisch cantero). ³⁸ Feiertagsbrod (französisch bonjour). ³⁹ Regenschirm (französisch parapluie, ombrelle, parasol). ⁴⁰ richtig (italienisch accurato). ⁴¹ beherzt (italienisch coraggio). ⁴² Freude (italienisch gaudio). ⁴³ Wagen (französisch chaise).

der Nebenmundarten ist nicht leicht möglich, weil sie oft in einander übergreifen. Im Allgemeinen unterscheiden sich wesentlich: 1. Die Pustertthaler Mundart, wozu auch das Zillertal gerechnet werden kann. Die Grenze bildet so ziemlich die Wasserscheide auf dem Toblacher Feld. 2. Die der KiENZ zugekehrten Thäler Gieß, Antholz und Taufers mit dem bis gegen Brigen reichenden Gebiete. 3. Die Dialecte im Eisackthal, Sarntal und in der Umgebung von Bozen und Meran. 4. Der Dialect des Passerthals. 5. Die Ultner und die Bewohner des rechten Etschufers bis gegen Eppan. 6. Der Mittel-Zinntaler und Wippthaler Dialect, der von Schwarz bis Zirl reicht und durchs Wipptal über den Brenner bis gegen Mittewald bei Sterzing sich erstreckt. Endlich 7. die Dialecte der sporadischen deutschen Gemeinden in Wälschtirol.

Allein auch innerhalb dieser kleineren Gruppen sind die Verschiedenheiten bedeutend, allerdings mehr in Bezug auf den Vocalismus. Überhaupt sind die Consonantenverschiedenheiten in allen Tiroler Dialecten nicht sehr bedeutend. So z. B. wird die *Tenuis* in einigen Gegenden weich, anderswo die *Media* hart oder aspirirt gesprochen, manche Consonanten werden verschliffen oder fallen am Schluß ganz ab, nach *r* hört man da ein *ch*, dort ein *sch*, auch Vertauschung der Consonanten und Umstellung kommt vor. Z. B. Böda Vater, Muoda Mutter, dusch'n krachen, höd hat, kröd oder ghöd gerade, müad müßet, dawöhn erwehren, liad ließt, küh, ka oder kü kann, havun Horn, thün Thurm, huazat Hochzeit, lo laß, tröth trägt, schlöth schlägt, earchd oder earschd Erde, kastl Kartel = Kärtchen, worscht Wort, dlei gleich, mir wir, dnua genug, hell sell = dasselbe, regilium Religion, übalor überall, d'stönd'n gestanden und dergleichen.

Mannigfaltig ist der Vocalwechsel. Es können im folgenden nur einige Proben gegeben werden. Neuhochdeutsch *a* lautet wie *ä*, *o*, *u*, *ö*, *öe*, *oi*, in unbetonten Silben auch wie *i*. Z. B. gässe, fäß, fällt, sög'n, frög'n, klög'n, jo, hon habe, holt halt, lond, obar aber, wieder, faldot, norre Narr, bekonnst bekannt, gelöt gelassen, gehöt gehabt, süm oder sôm Same, nüm Name, sün Söhne, mög mag, söth sagt, görrazarch, anderswo gärißer kleiner Schreier (Kind), amöel einmal, hoilt halt, goill Galle, boill bald = sobald, sämstig Samstag, werchtig Werktag, käwiffer Käfewasser, Molkten. Neuhochdeutsch *ä* lautet wie *a*, *e*, *ü*, *ai*. Z. B. zäch zähe, mäder Mähder, wär wäre, wasser, hatt hätte, gwërst gewährt, gfürsch Gefährte, hai hätte. Neuhochdeutsch *ai* lautet wie *aa* oder *ä*. Z. B. bäär Baier, rään Rain, kääser Kaiser, bäärisch bairisch. Neuhochdeutsch *au* bleibt oder lautet wie *a*, *o*, *öw*. Z. B. läb Laub, stäb Staub, af auf, a auch, rochn rauchen, glob glaube, blöw blau, löw lau, öga Augen. Neuhochdeutsch *äu* lautet wie *ai*, *ö*. Z. B. gebaide, bôm Bäume. Neuhochdeutsch *e* lautet wie *öe*, *ö*, *o*, *öi*, *ai*, *ea*, *a*. Z. B. möer mehr, smöer Schmer, öppas etwas, dönn denn, ston stehen, goth geht, möir Meer, soign Segen, wöig Weg, gamjail Gamjel, stearn Stern, geat geht, feartn voriges Jahr, as es, das, vardriass'n verdriesen,

kallarin Kellnerin, racht recht, wack Weg, sänjn Senje. Neuhochdeutsch ei bleibt oder lautet aa, oa, a, ie, ua, ui, oi, öe. *Z. B.* hāade Haide, bāade bāde böede beide, māan meinen, flāaſch Fleisch, noa nein, wāß weiß, mānſche meinst du, a ein, sied seit, sieder seidem, nua nein, nam cinem, pſuat Pfaid = Hemd, drui droi drei, roich Reich, woid weit, zoid Zeit.

Neuhochdeutsch eu lautet wie ai, a, ui, oi. *Z. B.* fraide, fraiz, hā Heu, huir hoir heuer, fuir foir Feuer, ui euch, froid, loid. Neuhochdeutsch o bleibt oder lautet wie u, ea, oa, oi, ue, ü, ou, öa, öe, ua, üa, a, e, i, ö. *Z. B.* ſūn Sohn, ſunne Sonne, zeara Zorn, woarſcht Wort, doarn Dorn, toill toll = tüchtig, woill wohl, luen Lohn, ſchuen schon oder schonen, ſünntach Sonntag, ſüſt ſonſt, kourn, hourn, valourn, zöarchn Zorn, köarn Korn, flöech Floh, nuad noth, vuar vor, tuad Tod, frūa froh, māntig Montag, kemm kommen, kimmbt kommt, nöch noch, lööjn flüſtern, horchē. Neuhochdeutsch ö lautet wie ü, ea, ê, a. *Z. B.* ſüne Söhne, gheart gehört, greaßer größer, treaſtn tröſten, ghêrſt gehört, macht möcht, kannt könnte. Neuhochdeutsch u lautet wie ue, ua, ü, ia, üa, oa, o, ui. *Z. B.* ſchuech ſchuach Schuh, pſlueg Pflug, guat gut, wiündarlarch wunderbarlich, riaſt ruſt, thian thun, friatach frutig = friſch, wohl ausſehend, rüaſn ruſen, toad thut, thoan thun, nor nur, luider Luder. Neuhochdeutsch ü lautet wie u, oi, ui, ie, üa. *Z. B.* lügt loigt luigt lügt, gmiet gemüſt, füaſt führſt. Neuhochdeutsch i bleibt oder lautet wie ie, ia, ea, a, e, ei, ui. *Z. B.* liecht liacht Licht, ier iar ihr, eam ihm, wead wearſchd wird, fürſcha fürſe für ſich = vorwärts, freundlach, geiſt geit gibſt, gibt, ſui ſich, mit nicht. Neuhochdeutsch ie bleibt oder lautet wie oi, ui, a, ea, ü. *Z. B.* zoihin zuihin ziehen, floihin fluihin fliehen, fliege floige, ſoi ſui ſie, tuif tief, doib Dieb, deanail, deandlarch Dierndeln, deaſt Dienſt, neamaſ niemand, vüll viel.

Daran mögen noch einige Bemerkungen geknüpft werden. Mannigſach ſind die Formen bei der Declination der Pronomina und bei der Flexion des Verbums, beſonders der Hilfszeitwörter. *Z. B.* ſoi ſie, ſoiin ihnen, öis öis ihr, enſ euch, enſer euer, ihme ihmeme ihm. Für ſind heiſt es ſend, ſent, ſand, ſan, hent, hend, für gehabt ſpricht man gihätt, gihäpp, gihöbm, ghätt, ghött, daher ſcherzweiſe diejenigen, die ghött ſprechen, die ghötter genannt werden, die ghätt ſagen, die ghätter. Für geweſen hat die baieriſch-öſterreichiſche und die ſchwäbiſche Mundart giwöijn, gwējn, giwejn, gwēn, gwea, giwöidn, gwöidn, während alle Alamannen gſi, gſei ſagen. Für geworden hört man worſchtn, wourn, woarn, wöarn, wuan und ähnlich. Jeſus als Ausruf lautet: jöggis, jöggas, jöi, jöie, jöwis, joiggilis, jouſis, jouſchas, jouſiſle, in der Grußform: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ glop ſas Chriſtas oder zöis Chriſtus iſt davon nur mehr s vorhanden. Auch an komiſchen Neubildungen fehlt es nicht. *Z. B.* Das Fragerwort wie wird als Verbum behandelt, in die zweite Perſon Plural geſetzt und dieſer Form s = öis ihr, beigeſügt: wiats? = was macht ihr? Häufig ſind ſtarke Formen im Imperfect conjunctiv von

sonst schwachen Verben: sieg sagte, mieh machte, schied schadete und ähnlich. Merkwürdig sagt man in mehreren Gegenden statt: „er fängt an grob zu werden“ er wird grob anfangen oder geat anfocha fängt an gehen. Für Mädchen und Bub gibt es in verschiedenen Gegenden verschiedene Ausdrücke: gitsche, gitschile, diarn, diarnle, jändle, schmölge, menschin, fêl, fêchl, fôle, focha, pfott und dergleichen, bue, nâpf, lotter, loutter, loda, löttall, kund, gšöll, zoch, zöchl, knöche und ähnliche. Die älteste Tochter heißt in einer Gegend 's Kind, auch wenn sie schon verheiratet ist und selbst Kinder hat.

Von Zirl hinauf beginnt die schwäbische Mundart, die im Süden bis gegen Meran reicht und schon im obersten Theile des Lechthals und im hintersten Paznaunthal auf alamannisches Sprachgebiet stößt. Schwaben und Alamannen sind jedoch nicht als verschiedene Stämme zu betrachten, wenn auch die beiden Dialecte gewisse Verschiedenheiten namentlich im Vocalismus aufweisen. Schwäbisch ist eigentlich nur ein entwickelteres Alamannisch. Das Schwäbische steht dem Baiarischen in vieler Beziehung näher, z. B. darin, daß beide Dialecte an Stelle der alten Vocale *i*, *ü*, *iu* jetzt *ei*, *au* und *eu* haben, allerdings mit verschiedengefärbter Aussprache. Die alamannischen Mundarten Vorarlbergs theilt man in folgende Gruppen ein: 1. Die Walsermundart mit durchaus schweizerischem Gepräge. 2. Die Bregenzerwälder Mundart und zwar die des inneren (hinteren) und äußeren (vorderen) Waldes. 3. Die Unterländer Mundart bis Ems. 4. Die Oberländer Mundart und zwar a) die Rankweil-Feldkircher Mundart oder die des vorderen Walgaus von Ems bis zu den Kläusen bei Feldkirch und Sateins, b) die Mundarten des inneren Walgaus, c) die Montavoner Mundart mit ziemlich vielen Romanismen. Mit dieser nächstverwandt ist die Mundart des Klosterthals. Dazu kommt noch die alamannische Mundart in Galtür im tiefen Hintergrund des Paznauner Thals, das ein Seitenthal des Oberinntals ist. Hauptmerkmal der alamannischen Mundarten: Altes *ü*, *i*, *ü* (*iu*) ist in der Wurzelsilbe bewahrt, z. B. hūs Haus, Schwīzer Schweizer, hūte heute.

Noch ein paar Worte über die deutschen Sprachinseln in Südtirol. Deutsch wird südlich vom Brentathal heute nur mehr gesprochen im Dorfe Lufarn (Luferna), während in St. Sebastian kaum noch Spuren vom Deutschthum vorhanden sind. Nördlich vom Brentabecken ist es namentlich das obere Fersenthal, wo die sogenannten Mocheni (etwa 1.300 an der Zahl) noch deutsch reden. Ganz deutsch sind nur die Dörfer Falsie (Falesina mit ungefähr 130) und Palei (Palù mit ungefähr 450 Einwohnern). Gemischt sind Walzurg (Vignola), Gereut (Grassilongo), Nischlait (Roveda), Außerberg (Francesco) und Mitterberg-Innerberg (St. Felix) mit zusammen 700 Deutschen gegenüber 1.000 Italienern. Da die Luferner und Mochener statt sagt kūt gebrauchen, heißt man sie auch Küter. Diese Dialecte sind ein durch das Italienische stark beeinflusstes Baiarisch, nur das Lufernische hat viele Anklänge an das Schwäbisch-Alamannische.

Vollsleben der Romanen in Tirol.

Die Verhältnisse des Bodens, dessen Anbau und das Recht daran geben dem Volksleben eines Landes seinen wesentlichen Inhalt.

Der romanische Landestheil bildet auch in dieser Hinsicht eine Übergangsstufe von Süden nach Norden, von Ackerbau und Nebencultur zu Wiesenbau und Viehzucht, vom Baumann (Colono) und Pächter zum freien Bauernstand. Ein glücklich veranlagtes Volk, in welchem die Heißblütigkeit der Südländer mit nordischer Kaltblütigkeit sich mischt, bebaut diesen Boden, auf welchem ein zwar nicht mehr urwüchsiges, aber frisches Volksleben sich entwickelt hat.

So weit Rebe und Maulbeerbaum gedeihen, ist der Bauer in der Regel Baumann, welcher am Ertragniß des Bodens seine verschieden bestimmten Antheile hat, in selteneren Fällen auch Pächter eines Gutes, eines oder mehrerer Felder. Der Eigenthümer ist der Signore, welcher in Stadt, Markt oder Dorf im Herrenhaus wohnt und mit vollem Selbstbewußtsein sich seines Daseins freut, sei es, daß er nur Grundbesitzer (possidente) oder nebenbei auch noch etwas Anderes ist, wie: Geschäfts- oder Gewerbsmann, Beamter &c. Freilich hat das schöne Ding auch seine schlimme Seite. Gute, verständige, nicht bloß auf ihren Vortheil bedachte Bauleute sind nicht immer zu finden; oft kostet eine Campagna zeitweilig mehr als sie einträgt; Steuern und Umlagen sind zu tragen und manchmal besondere Arbeitslöhne zu zahlen; Frühjahrserfroste, Hagel und Mißwachs verderben dem Signore und seinen Bauleuten leicht ihre besten Hoffnungen. Da schaut wohl zuweilen auch einem Signore, wenn er sonst kein gesichertes Einkommen hat, die liebe Noth durch das Fenster auf den Mittagstisch, mancher ist auch schon verarmt. Der Werth der Güter schwankt und sinkt, und nicht selten läßt sich bei einer schönen Campagna eine Reihe von Familien aufzählen, welche vordem, eine nach der andern, die beatae possidentes gewesen sind.

Es gibt auch Halb-Bauern oder Halb-Herren, welche sowohl Eigengut haben, als auch Bauleute oder Pächter sind — in die Höhe strebende Leute, welche aber alles Bittere doppelt empfinden. Werden sie der Arbeit überdrüssig, so ist es mit ihrem Herrenthum oft bald wieder aus und sie mögen mit dem fahrenden Sänger ausrufen, daß sie ihre Sache auf nichts gestellt haben.

Wo der Wiesenbau beginnt und die Nebencultur abnimmt und eingeht, da ist der Bauer meistens frei und selbst Eigenthümer. Aber diese freien Bauerngüter sind meistens sehr klein, der Viehstand ist gering, die Schuldenlast manchmal drückend. Es gibt ausgedehnte Gebiete, welche, wie z. B. der Ronsberg, arm sind an Wäldern und Alpen,

wo Nothstand und Übervölkerung zu massenhafter zeitweiliger Auswanderung auf Arbeit und Erwerb zwingen. In neuerer Zeit sind auch nicht wenige nach Amerika ausgewandert, aber es hat dabei an bitteren Erfahrungen und abschreckenden Beispielen nicht gefehlt. Manchmal sind solche Auswanderer in traurigem Zustande wieder zurückgekommen, obwohl sie mit den schönsten Zukunftsträumen und mit Spottliedchen auf die Signori ausgezogen waren.

Im Ganzen, von Ausnahmen, deren es überall gibt, abgesehen, ist der wälschtirolische Bauer, um derb zu reden, ein prächtiger Kerl. Er ist offen, aufgeweckt und findig, er hat Schliff in Sitte und Rede, er zeigt unverwüsthche Lust zur Arbeit, so lange sie ihm nur wenigstens das farge tägliche Brod einträgt. Er ist ausdauernd, abgehärtet gegen Hitze und Frost und äußerst genügsam. Seine Nüchternheit kann freilich zuweilen am Weine Schiffbruch leiden, wobei er im Streit erregt und gereizt leicht auch zum unvermeidlichen Messer greift. In einzelnen Gegenden war in früherer Zeit selbst die Blutrache nicht unbekannt. Den Stolz des deutschtirolischen Bauernvolkes, welches alles „Herriſche“ haßt, kennt der wälschtirolische Bauer nicht. Es ist auch charakteristisch, daß er dem Deutschen in der Regel freundlich und mit Vertrauen entgegenkommt und sich gegen ihn zuvorkommend benimmt. Den Priestern, wenn sie nur der Klugheit guter Seelenhirten nicht entbehren, ist er in Achtung, aber nicht blind gehorſam ergeben. Noch einen Vortheil hat er voraus; Dank dem edeln Geschenk des Bacchus kennt er das Schnapstrinken nicht, welches in Nordtirol — es wäre unnütz, sich darüber täuschen oder es bemänteln zu wollen! — das Landvolk physisch und moralisch herabbringt. In einem andern Stück aber ist er hinter dem deutschtirolischen Bauer zurück, nämlich an Sinn für häusliche und öffentliche Sauberkeit, wovon der Hauptgrund in der Vereinigung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude liegt. Das ist der wälschtirolische Bauer mit seinen Licht- und Schattenſeiten.

Nicht gar ſelten, namentlich in abgelegenen Thälern, ſtößt man noch auf patriarchaliſches Familienleben. Kein wälscher Bauer ſetzt ſich oder läßt ſich auf ein Ausgedinge ſehen. Die erwachſenen Söhne mögen heiraten und im Hauſe bleiben, man engt ſich ein, man ſchiebt ſich und rückt zuſammen, ſo weit es möglich iſt. Es wächſt eine Schar von Enkeln heran, der Alte hat Mühe, ſich die Namen alle zu merken, aber Familienhaupt und Herr im Hauſe, auch wenn die Schwiegertöchter zuweilen nicht gehorchen wollen, bleibt er, ſo lange ihn der Himmel bei Leben und Verſtand läßt.

Im Winter lebt der Signore ſeinen Geſchäften oder Gewohnheiten gemäß, während der Bauer ſich zu Hauſe zu ſchaffen macht oder in den Feldern hackt und gräbt. Im Etſchthal iſt dieſe Jahreszeit in der Regel mild, doch fehlt es manchmal an überraschenden ausgiebigen Schneefällen und an empfindlicher Kälte nicht. Iſt der Winter vorüber, ſo

folgt im Etichthal meistens rasch, ohne eigentliches Frühjahr, der heiße Sommer. Da hat der Bauer Arbeit in Hülle und Fülle, er muß die Aeben beschneiden, pflügen und säen, besonders aber die heikeln, viel Laub verzehrenden Seidenwürmer hegen und pflegen wie verzärtelte Schoßkinder, bis sie endlich, wenn Alles gut geht, nach viermaligem Schläfe auf den Bosco, das ist die Reifigbündel, kommen und sich einspinnen. Dann löst man die Gespinnste sorgfältig ab, scheidet sie aus und kümmert sich auch um Bereitung neuen Samens. Ist Alles gut gegangen und gibt es gute Preise, dann zeigen Herr und Bauer fröhliche Gesichter, dagegen aber verdrießliche, wenn die Zucht schlecht ausgefallen ist oder ganz fehlgeschlagen hat.

In den heißesten Monaten sucht auch mancher Signore mit seiner Familie eine näher oder ferner gelegene Sommerfrische auf. In derselben pflegt er gegen halbwegs Bekannte, selbst gegen Deutsche, sehr liebenswürdig und gastfreundlich zu sein, während er im Winter in der Stadt Grüsse nur frostig und gemessen erwiedert. In der frischen freien Bergluft war ihm das Herz aufgegangen, die Stadtluft hat es wieder zusammengeschnürt.

Es kommt der Herbst, die freudenreichste und, wenn nicht abnorme Witterungsverhältnisse herrschen, auch die auf lange hinaus schönste Zeit des Jahres. Da beginnt der Vogelfang, man muß leider sagen, der große Massenmord der Vögel. Da lauert der leidenschaftliche Vogelfsteller auf seinem Vogelherde (roccolo) unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, vom Anfang des Herbstes, bis ihm beim anbrechenden Winter Frost und Kälte die Glieder schüttelt, unaussprechlich glücklich, wenn die Zahl der Opfer an besonderen Glückstagen in die Hunderte steigt. Er richtet sein Augenmerk auch auf die Witterung; wenn es kühler wird und auf den Gebirgen und im Norden gar schneit, spannen sich seine Fibern — denn nun müssen sie kommen, die dichten Schwärme, welche er schon lange zuvor im Traum gesehen. Gefangen und gewürgt wird Alles, was in die Neze fällt, Drosseln, Zeisige, Lerchen, Finken u. s. w. Vor den meisten Kaufladen, auch wenn sie Anderes als nur Gewaaren führen, sowie an den Ständen der Obstweiber auf den Marktplätzen hängen die armen gefiederten Säger schockweise eng zusammengeschnürt zum Verkauf aus; lüfterner als nach den schönen Pflrsichen und Trauben blickt auch der Ärmste darnach und gedenkt sich auch einmal einen guten Tag anzuthun. Die Vögel werden gerupft und gebraten, auch in Bergen von Polenta eingebacken und verschmaust. Man weidet sie zuvor nicht aus; auch die Käferlein, Fliegen und Würmlein, welche die Vögel im Magen haben, werden mitverspeist. Thut nichts, es ist ja Alles gebraten! In den Gast- und Kaffeehäusern gehen Verkäufer mit einem Schock todter Vögel herum und setzen Lottonummern ab; sobald die 90 Zahlen voll besetzt sind, wird gezogen, und meistens beeilt sich der glückliche Gewinner, gute Freunde und Bekannte zu einem fröhlichen Abendschmaus, zu einer cena einzuladen. In den Campagne und in den Laubwäldchen an den

Bergen tauchen wie schleichende Schatten die Vogelschützen mit ihren langröhrigen Flinten auf, meist abenteuerlich aussehende Gestalten, welche ein Kurzsichtiger leicht mit Banditen aus den Abruzzern verwechseln könnte.

Der Vogelfang wird übrigens heute nicht mehr so ausgedehnt betrieben wie in früherer Zeit. Einerseits sind gesetzliche Einschränkungen desselben eingetreten, anderseits hat sich die Zahl der Vogelfsteller und der Vogelherde — von letzteren trifft man manche, die wie alte Schlösser in Ruinen liegen — erheblich vermindert. Unter den Vogelfstellern waren früher Geistliche häufig die leidenschaftlichsten. In Rovereto gab es ehemals an Sonntagen um halb zwei Uhr früh eine eigene Messe für die Vogelfsteller.

Nach alledem darf man kühnlich behaupten, daß der Vogelfang nicht in die Zeit der Weinlese, sondern die Weinlese in die Zeit des Vogelfangs fällt. Mit lauten Äußerungen der Freude und mit Bräuchen ist die Weinlese nicht verbunden, es geht dabei ganz still zu, wenn nicht etwa Knaben Pistolenschüsse abfeuern. In Stadt, Markt und Dorf rückt ein Ochsengespann nach dem andern ein mit vollen Rufen oder Fässern, aus denen der Most in die Fässer in den Kellern gebracht wird, wo er zum edlen Wein ausgähren soll. Man spricht von deutschen Weinhändlern, welche da und dort erschienen sein sollen, und von den Preisen für den Most, wie viel Vorräthe etwa noch vom vorigen Jahr vorhanden sein mögen, von den Käufern von Most oder Trauben, welche nach Norden bis in die Schweiz verführt werden. Aber der ganze Absatz und Handel ist flau. Der Ausfuhr dieses wichtigsten Bodenerzeugnisses Südtirols stehen bei zu hohen Zöllen die Grenzen des großen deutschen Reiches leider nicht offen. Wie war dies einst ganz anders und was weiß der alte Mariani, ein italienischer Geistlicher, welcher im Jahre 1673 ein recht anziehendes Buch über Trient und sein Concil herausgab, von den tridentinischen Weinen nicht zu erzählen! Den Deutschen behagten dieselben laut seines Berichtes ganz besonders und sie kamen weit her, davon zu vollem Preise zu kaufen. Vor dem Fest des heiligen Georgius (24. April) durften nur 650 Wagenladungen von Trient abgehen; dann aber öffneten sich alle Wege nicht nur nach Nordtirol, sondern auch nach Schwaben, Baiern, Österreich, Salzburg und nach anderen deutschen Ländern, sogar bis nach Polen. Gemäß besonderen Bestimmungen gingen die besten und edelsten Weine auch an den kaiserlichen Hof. Im Jahre 1669 hat sogar, erzählt Mariani, ein bairischer Kriegsoberst in Trient ungefähr 70 Eimer Wein gekauft und nach Candia versendet. Man hat, fügt er bei, mit aller Strenge darüber gewacht, daß namentlich aus Italien (auch der Bezirk Rovereto scheint ausgeschlossen gewesen zu sein) keine fremden Weine in das Tridentinische eingeführt wurden, denn dies hätte soviel bedeutet als Eulen nach Athen tragen; die Tridentiner seien aber im Absatz ihrer Weine auch nach Italien nicht verhindert gewesen. Glückliche Zeiten! Es gewinnt aber den Anschein, als habe man sich

damals mit größerem Fleiß, der sich ja reichlich lohnte, auch auf die Behandlung der Weine besser verstanden als heutzutage.

Nun zu den Sitten und Bräuchen der Romanen in Südtirol. Da ist jedoch zu bedenken, daß wir in einem sehr profaischen Zeitalter leben, welches, bis die erste Stunde des nächsten Jahrhunderts schlagen wird, sein Nivellirungswerk wohl bis in die



Faschingspiel: Liusi Gobbi in Trient.

abgelegensten Thäler hinein noch viel weiter fortgeführt haben wird. Vielen Volksbräuchen liegt ein Volksglaube zu Grunde; erstirbt dieser, so geht der Brauch ein, dem Purpur stürzt der Herzog nach.

Beginnen wir mit dem warmen Christfest mitten im kalten Winter. Zarter Empfindung gibt das Volk noch da und dort sichtbaren Ausdruck. So legt man im Thal Rabbi einen dicken Holzkloß ins Feuer, damit er die ganze Nacht glühe und das Christkind wärme. In Rendena brennt in dieser heiligen Nacht ein Licht neben der Wiege des Neu-

geborenen, weil das Christkind herumgeht und alle neugeborenen Kinder küßt. Dem Vieh im Stall, welches natürlich in dieser Nacht auch reden kann wie anderswo, wird besseres und reichlicheres Futter verabreicht; die Christmesse wird in Wälschtirol nicht erst um Mitternacht, sondern am Abend vorher gefeiert. Der deutsche Christbaum ist fast unbekannt, da an sehr vielen Orten junge Tichten eben nicht zu beschaffen wären.

Felice capo d'anno — glückliches neues Jahr! So schallt auch in Wälschtirol der laute Ruf herumziehender Kinder, welche eine Gabe erhalten wollen. In der Gegend von Pergine pflegten einst die Hausväter in der Neujahrsnacht den Himmel zu betrachten und aus dem Stande der Gestirne Ehen, Geburten und Todfälle, auch Witterung und Fruchtbarkeit des kommenden Jahres mit gewichtigem Ernst vorherzusagen.

Um das Fest der heiligen drei Könige war und ist noch theilweise auch in Wälschtirol das bekannte Sternsingen üblich. Gaben, welche die Kinder dabei oder auch innerhalb der ganzen Weihnachtszeit für das Singen und Glückwünschen erhalten, auch die Vieder selbst heißen benegate oder beghenate (bighenate), ein Wort, welches von den Anfangsworten eines alten Liedes — „canto al ben ch'è nato“ — herkommen soll.

Am Fest des heiligen Einsiedlers Antonius (16. Januar), des Patrons des Hausviehs, werden in den Dörfern Vieh und Ställe vom Ortsgeistlichen gesegnet.

Im Fasching geht es auch in Wälschtirol oft lustig her und fehlen ergötzliche Aufzüge und Spiele nicht. Heiraten werden gern in diese Zeit verlegt; das Begraben oder Verbrennen des Faschings kommt wie anderwärts vor.

Das interessanteste aller Faschingsspiele war einst jedenfalls das der Ciusi-Gobbi in Trient, welches zum letzten Mal im Jahre 1857, früher aber in der Regel jährlich zweimal auf öffentlichen Plätzen gehalten wurde. Es theilten sich daran jedesmal mindestens 150 bis 200 Personen, welche sich in zwei Gruppen, die Ciusi und die Gobbi, theilten. Letztere häuerlich gekleidet, bildeten einen großen Kreis und faßten einer den andern gegenseitig an den starken Gürteln, welche sie um den Leib geschlungen hatten. In ihrer Mitte stand ihr König; er hatte eine schöne gelbe Polenta zu kochen und zu bewachen, sowie seine Befehle zu ertheilen. Um den Kreis herum schwärmten die harlekinartig weiß, gelb und roth gekleideten Ciusi, deren Aufgabe es war, den Kreis der Gobbi zu sprengen und die Polenta zu erraffen. Auch sie hatten einen König, welcher die Angriffe befohl und leitete; zudem bestand für streitige Fälle ein Schiedsgericht und wurde jeder Theilnehmer vorher untersucht, ob er keine Stichwaffe bei sich trage. Ein Ciufo legte seine Arme um die Arme zweier sich gegenseitig an den Gürteln haltender Gobbi und es folgte unter Lärm und Geschrei ein gewaltiges Ziehen und Zerren, wobei an den angreifenden Ciufo wieder zwei andere und an diese wieder andere sich hängten. So gingen die Angriffe auch auf mehreren Seiten fort. Nur sehr selten soll es auch



hochzeitsbrauch: Die Raschia.

vorgekommen sein, daß ein über besonders gelenkige Glieder verfügender Ciufo den Kreis der Gobbi übersprang, die Polenta packte und mit ihr wieder zurücksprang. Vermochten die Ciufo den Kreis nicht zu sprengen, so behielten die Gobbi die Polenta und den Sieg, waren aber die Besiegten, wenn ihr Kreis gesprengt und die Polenta von den Ciufo davongetragen wurde. Letztere sollen auch meistens die Sieger gewesen sein. Eine ungeheure Volksmenge sah zu und ließ es an Zurufen oder Zischen, Pfeifen und Lachen nicht fehlen. Man wollte diesem Spiele, bei welchem es auf List, Gewandtheit und Leibesstärke ankam und an welchem in älteren Zeiten auch vornehme Bürger und Herren theilnahmen, geschichtlichen Ursprung zuschreiben und es auf die Zeit beziehen, in welcher auf Befehl des Ostgothenkönigs Theodorich die Feltriner den Tridentinern ihre Stadtmauern wieder bauen halfen. Dr. Tito Bassetti, der sich mit der Beschreibung des Spieles beschäftigte, wollte es gar in etruskische Zeit zurückverlegen und in den Namen Ciufo-Gobbi Anklänge an die Namen der alten Städte Clusium und Gabium finden.

Den Romanen eigen, ein Nachspiel zu den alten Saturnalien scheinen die Märzfeuer gewesen zu sein, welche einst allgemein üblich waren. An den drei ersten Abenden des März zündeten junge Bursche Feuer auf den Höhen an und riefen mit einem Reimspruch neue Ehepaare aus, am ersten Abend toll genug Alte mit Jungen, Häßliche mit Schönen, Arme mit Reichen, am zweiten weniger unsinnig, am dritten sogar ernst. Statt an drei Abenden that man Gleiches auch nur an zweien oder an einem einzigen. Die Sache blieb selten ohne Folgen. Heiraten wurden gestiftet oder zerشلugen sich auch, wenn sie schon in Aussicht waren, Verdruß, Haß und Feindschaften entstanden, so daß die Behörden öfter eingreifen und den bösen Scherz verbieten mußten. Heute gleicht dieser Brauch noch einem erlöschenden Feuer, welches zeitweilig wieder hell aufflackert. Die Johannisfeuer dagegen scheinen weniger allgemein üblich gewesen zu sein.

Ostern hat wie überall seine Bräuche. Eine herkömmliche Sitte ist es, daß der Vater, welcher zuerst nach der Weihe des neuen Taufwassers ein Kind taufen läßt, dem Ortsgeistlichen ein Ziegenfag zum Geschenk macht. In Rovereto, wo das Auferstehungsfest schon am Charismstag vormittags gefeiert wird, laufen die Knaben mit klingenden Schellen durch die Stadt, sobald die Glocken zum Gloria wieder geläutet werden.

Allerseelen ist ein Fest, welches dem Volke zu Herzen geht. An vielen, wenn nicht an allen Orten wird am Vorabend mit Zwischenpausen bis Mitternacht ernst und feierlich geläutet. Man stellt eine Schüssel voll Wasser oder Suppe oder andere Speisen auf den Tisch, damit die armen Seelen, welche in dieser Nacht in ihre Häuser zurückkehren, ihren Durst löschen oder ihren Hunger stillen oder doch sehen können, daß man ihrer freundlich gedenkt. Am Allerseelentag betet der Priester auf den Gräbern, wofür die nächsten Verwandten von Todten, für welche gebetet wird, Geldmünzen in ein Kesselfchen, welches der

Meßner trägt, zu werfen pflegen. Am Morgen werden auch von Wohlhabenderen Brotsstücke, welche *cuz* oder *chizzöl* heißen, an die Armen vertheilt. Sonst hält man in Wälschtirol in der Regel nicht viel auf die Pflege und Zier der Friedhöfe. In den Dörfern ist der Ruheplatz der Todten meist nur ein von einer Mauer umfangener Grasanger; in der Mitte steht ein großes hölzernes Kreuz, an den Mauern ist da und dort ein bescheidenes Denkmal zu sehen.

Längst vorbei ist die Zeit, in welcher man am Tage der heiligen Märtyrerin Katharina (25. November) weder ein Mühls noch ein Wagenrad gehen ließ, weil man sonst der Heiligen wehegethan haben würde.

Das Fest der Kinder ist für die Knaben St. Nikolaus (6. December), für die Mädchen aber St. Lucia (13. December). In der Vornacht legen die Kinder einen mit Kleie gefüllten Schuh vor das Fenster. In der Nacht kommt der Heilige oder die Heilige mit dem Eslein, welches die Kleie frißt, wofür die erkenntlichen Heiligen allerlei kleine Geschenke in den Schuh stecken.

Die Verlobungs- und Heiratsbräuche haben sich in älterer Form nur noch in abgelegenen Thälern erhalten. Verschieden ist das Verhalten der Brautleute während der drei kirchlichen Aufgebote; meistens suchen sie mit einander eine andere Dorfkirche auf. In Fassa aber erscheint die Braut beim ersten Aufgebot mit einer weißen Schürze, dem Zeichen der jungfräulichen Ehre, in der Kirche. Ähnliches war einmal auch in Val Tesino Brauch. Wenn dort ein Jüngling ein Mädchen freite, so nahm sich die Begehrte acht Tage Bedenkzeit, erschien aber am Sonntag mit einem weißen Bande in den Zöpfen in der Kirche. Da kamen nun einmal an einem Sonntag acht Mädchen zugleich mit diesem Schmuck in der Kirche zusammen und sahen sich verwundert an; es stellte sich aber heraus, daß ein muthwilliger Junge um alle acht, ohne daß eine von der anderen wußte, zugleich sich beworben hatte. Was folgte, läßt sich denken; mit der alten Sitte war es seither für immer vorbei.

Beim Gang zur Trauung haben die Brautleute ihre Führer, welche verschieden benannt werden. In Fassa sind es die *camaritsch* und die *camarites*, die beiderseitigen nächsten aber ledigen Verwandten beiderlei Geschlechts, ohne welche es keine lustige Hochzeit gibt. In der Gegend von Pergine wurden die Brautleute von den sogenannten *brümoli*, wie sie auch in *Fleims* heißen, begleitet, von denen der eine auf einem Stock eine lebende Henne, der andere Rocken und Spindel mit Flachs trug. Kam der Zug aus der Kirche zum Haus des Bräutigams, so wurde der Braut die Hausthür versperrt und die Schwiegermutter fragte, was sie wolle. Erst nachdem die Braut alle Versicherungen eines guten Benehmens, wie es einer Hausfrau ziemt, namentlich das Versprechen des Gehorjams gegen ihren Eheherrn gegeben, durfte sie in das Haus eintreten. Öfter noch,

in Fassa in völlig theatralischer Weise, kommt es vor, daß man dem Bräutigam, wenn er die Braut aus ihrem Hause abholt, unter allerlei Vorwänden die Thür versperrt und ihm wirkliche oder verkleidete alte Weiber, dann auch Mädchen vorführt, die er natürlich ausschlägt, bis endlich die rechte kommt und von ihm umarmt wird.

Wenn in Rendena die Brautleute zum Altar treten sollen, zieht der Führer des Bräutigams, *compare dell' anello* (Gevatter des Ringes) genannt, ein schön gesticktes weißes Tüchlein hervor, reicht der Braut einen Zipfel und führt sie so zum Altar und ebenso nach vollzogener Trauung auf ihren Platz zurück, wobei das Tüchlein in ihrer Hand bleibt. Es folgt ein Mahl im Hause der Braut und dann der Umzug in das Haus des Bräutigams. An der Schwelle desselben wird die Braut vom jüngsten weiblichen Mitglied des Hauses empfangen und ihr ein Glas Wasser gereicht. Dies ist eine abgeschwächte alte Sitte; denn früher war es ein Becken voll Wasser, die Braut mußte sich die Hände waschen und ein Geldstück in das Becken legen. Ein schöner Zug ist es, daß die Ne vermählten abends, bevor sie sich zu Bett begeben, für die abgeschiedenen Seelen ihrer beiderseitigen Verwandtschaft beten müssen. Bei dem am nächsten Tag folgenden Mahle wird die Nüchternheit des jungen Chemanns auf die Probe gestellt. Nachdem schon lange gegessen und getrunken worden ist, reicht die Mutter der jungen Frau dem jungen Chemann ein behutsam umgestürztes Glas Wein auf einem Teller. Nimmt er es, wenn er selbst schon dem Wein zugesprochen hat, unachtsam und fließt der Wein aus, so folgt Gelächter mit ungünstigen Bemerkungen. Wendet er aber Glas und Teller behutsam um und bringt so mit vollem Glase das Wohl der Gäste aus, so erhält er lärmenden Beifall und das junge Ehepaar wird beglückwünscht.

Das Entführen der Braut und die Absperrung des Weges vor dem herankommenden Brautzuge ist wie anderwärts noch da und dort zuweilen üblich. Auch wenn die Braut aus einem anderen Dorfe ist als der Bräutigam, so wird ihm, wenn er sie abholt, gern der Weg versperrt und er muß mit Weinspenden sich lösen.

Dieser letztere Fall gibt in Fassa Anlaß zur sogenannten *Baschia*, einer höchst ergötzlichen Volkscomödie, welche Herr Felix Valentini im *Annuario* der Tridentiner Alpinisten von 1886 sehr anschaulich beschrieben hat. Will der Bräutigam mit der Braut aus deren Dorf abziehen, so werden sie sammt ihrem Gefolge von einem Finanzbeamten und seinen Wachen verhaftet und auf einen Platz geführt, wo auf einer Bühne ein Präsident mit seinen Beamten sitzt. Auf einer nahen Anhöhe sind phantastisch verkleidete Soldaten zu sehen, welche aus Fässern oder Mörsern gleichwie aus Kanonen Rauch auspusten lassen, mit Pfählen und Bindfaden Telegraphenleitungen herstellen, Locomotiven hin- und herschieben und andere ergötzliche Spiele treiben. Vor dem Präsidenten wird der Bräutigam von einem Harlekin angeklagt, daß er, ohne Zoll zu bezahlen, dem Staate ein

kostbares Juwel, eine Gioja, entführen wolle. Der Bräutigam hat seinen Vater oder einen guten Freund als Vertheidiger zur Seite, welcher nun alle Witze und Späße losläßt, um die Anklage zu entkräften. Nachdem er den Einwendungen des Anklägers gegenüber alle



Das FahnenSchwingen im Fleimsthal.

Beredtsamkeit aufgeboten hat, beruft er sich schließlich auf die Milde und Gerechtigkeit des principe, das ist des Fürsten, wie einst der jeweilige Bischof von Brixen als auch weltlicher Herr des Thales hieß. Verblüfft gibt der Präsident nach und erklärt das Eintreten

des Fürsten selbst für nothwendig. Nun steigt der Lärm der hochvergnügten Zuschauer auf das höchste, denn nun kommt der Fürst selbst auf einem halbzerbrochenen Wagen, welcher von den magersten Kindern, die im Dorfe aufzutreiben waren, gezogen wird, oder auf einem Schlitten, sorgfältig eingehüllt, um von den Fliegen nicht belästigt zu werden. Langsam besteigt er die Bühne und setzt sich auf den Thron. Nachdem er den Fall vernommen, ergreift er selbst das Wort und erklärt, es sei ihm zwar höchst unlieb, die schönste Perle seines Staates verlieren zu müssen, er wolle sich aber den Gebräuchen civilisirter Staaten fügen. Er befiehlt, die Gefangenen freizulassen, ihnen den Paß auszufertigen und sie über die Grenze zu führen, worauf er sich unter ungeheurem Jubel des Volkes wieder zurückzieht und abfährt, wie er gekommen ist. Sofort wird von der fürstlichen Hofkanzlei der Paß mit allen möglichen Witten und Possen ausgefertigt und die Comödie findet ihr Nachspiel in den Wirthshäusern.

So unterhält sich das gutmüthige ladinische Völklein in Fassa in seiner Weise. Bei seinen Nachbarn, den Buchensteinern, dauert eine Hochzeit wohl auch gar drei Tage und drei Nächte fort und wird auf der Tenne des Stadels getanzt, wobei das Hausvieh, welches den Lärm nicht vertragen könnte, in andere Ställe eingelegt wird. Die Ladinier sind überhaupt große Freunde des Tanzes. Im Bezirk Enneberg gab es einst kaum ein Dorf, welches nicht seinen Tanzstadel, den sogenannten *Pajung* (wohl die ladinische Form des Wortes *Pavillon*) hatte. In demselben wurde nicht nur bei Hochzeiten, sondern auch an Sonn- und Festtagen unter Aufsicht eines eigens bestellten Platzmeisters getanzt. Der *Pajung* war nichts Anderes als eine viereckige Tenne mit einer hohen das Dach tragenden Säule in der Mitte.

Verschmähte Liebe thut weh. Wenn ein Mädchen in Rendena einen anständigen Bewerber abweist, sich übermüthig benimmt und spöttische Nachreden über ihn führt, so lauert ihr der Gefränkte auf, bis er sie irgendwo allein trifft, in seiner Hand blizt eine neu geschliffene Schere und die schönen Haarflechten des Mädchens fallen zu Boden. Diese Rache heißt *la bullada*, sie bleibt nicht ohne Folgen. Die Betroffene kann bereuen und sich bessern, es kann aber auch der Fall sein, daß sie keinen Mann mehr bekommt. Man geht nicht mit einer Anklage zu Gericht, aber es ist auch schon von Verwandten an solchen Zopfabschneidern blutige Rache genommen worden. Etwas harmloser und ländlich verb ist gleichfalls in Rendena eine andere Art, verschmähte Liebe zu rächen. In der Nacht werden von der Schwelle des Hauses, in welchem die spröde Schöne wohnt, mit ausgestreutem Sägmehl Wege zu allen auffindbaren Düngerhaufen des Ortes bezeichnet.

Wie überall wird auch Witvern, welche sich wieder verheiraten, durch eine oder mehrere Nächte hindurch mit Pfannen, Deckeln, Schellen, Bockshörnern u. s. w. eine gräßliche Musik gebracht, welche *maccaluz* oder *smaccaluz* (in Italien *le scampanate*) heißt.

Dagegen helfen nur reichliche Weinspenden; in Bergine wurde früher dafür eine Abgabe an die Pfarrkirche entrichtet.

Zu öffentlichen Volksbelustigungen dienen Spiele, wie sie anderswo auch vorkommen, besonders die mit Musik und Pöllerschüssen verbundene bekannte Tombola, bei welcher einerseits das Volk sich trefflich unterhält, anderseits oft ansehnliche Einnahmen für angestrebte gemeinnützige oder wohlthätige Zwecke gemacht werden. Das Ballspiel wird in größeren Orten von zwangslosen Gesellschaften gepflegt, welche einander gegenseitig bald dahin, bald dorthin herausfordern. Man hat dabei Gelegenheit, erstaunliche Leistungen von der Treffsicherheit und Muskelkraft der Arme wahrzunehmen. Das Scheibenschießen wird in Wälschtirol viel weniger geübt als in Deutschtirol.

Das Hauptfest für die ganze Diöcese Trient, welche auch noch das deutsche Etschthal bis über Schlanders und das Eisackthal bis über Klausen hinauf in sich begreift, ist das Fest des heiligen Bischofs Vigilius, des eigentlichen Begründers derselben. Es wird jährlich am 27. Juni in Trient unter großem Andrang des Volkes italienischer und deutscher Zunge besonders feierlich begangen und abends mit einem herkömmlichen großen Feuerwerk abgeschlossen.

Den Thälern Fleims und Fassa eigen ist die hochbeliebte Sitte des Fahnen-schwingens. Jedes Dorf hat dort seine eigene Fahne, ein Brauch, welcher aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hergeleitet wird, wo die Fleimser Dorf um Dorf mit einer Fahne gegen die Felttriner, welche ihnen Wälder und Alpen streitig machten, ausgezogen sein und dabei sogar die Stadt Feltre eingenommen, geplündert und verbrannt haben sollen. Der Fahnenträger wird jährlich zu diesem hohen Ehrenamt, für welches er physisch und sittlich die rechte Eignung besitzen soll, bestellt. Er heißt banderal oder bandieral (bandiéra, Fahne) und hat einen oder zwei Gehilfen zur Seite. Bei besonderen festlichen Anlässen, wie an Kirchweihfesten, beim Empfang hoher weltlicher oder geistlicher Würdenträger, auch bei lustigen Hochzeiten, rückt der banderal festlich in alte Tracht gekleidet aus und schwingt, gewöhnlich auf dem Kirchplatz, seine Fahne dreimal um sich bald höher, bald tiefer, jedoch so, daß sie den Boden nicht berührt. Reichlicher Beifall lohnt seine Kraft und Geschicklichkeit, welche noch preiswürdiger erscheint, wenn er die Fahne gar nur mit einer Hand hält und schwingt. Dieses Fahnen-schwingen ist der Stolz und die Freude der Fleimser und Fassaner, von welchen letzteren schon Mariani bemerkt hat, sie seien ein Volk, welches für die Freude geschaffen sei und — er will nicht ansetzen, es zu sagen — schon im Mutterleibe Musik lerne.

Aber nicht immer gibt es Hochzeiten und Kirchweihen, es kommen auch Tage der Trauer. Wie bei den Hochzeiten, so bestehen auch bei den Begräbnissen eigene Bräuche, nur sind sie einfacher. Das Ausstellen von Leichen auf Paradebetten mit Blumen-schmuck

und brennenden Wachskerzen ist in Wälschtirol unbekannt. Bei der Leiche wird nachts meist von den nächsten Verwandten gewacht und dabei gemeinsam laut gebetet. In den Städten und größeren Orten ist es Sitte, daß die theilnehmenden Familien ihre Dienstboten mit Leichenfackeln (*torcie*) zu Begräbnissen schicken. Der Leichenzug wird vom Trauerhaus bis in die Kirche mit brennenden Fackeln begleitet; nach erfolgter Einsegnung der Leiche werden die Fackeln ausgelöscht, die Träger oder Trägerinnen derselben gehen nach Hause und nur wenige Begleiter folgen der Leiche bis auf den Friedhof. Nur bei Begräbnissen sehr angesehenen Personen wird die letzte Ehre durch persönliche Begleitung erwiesen. In den Dörfern herrscht wohl durchwegs die Sitte, daß nicht nur die Verwandten — oft, auch im heißesten Sommer, mit Wintermänteln angethan — mitgehen, sondern auch jedes Haus einen Vertreter entsendet; auch wird das Öffnen und Schließen des Grabes von den nächsten Verwandten selbst besorgt. Allgemein dürfte in älterer Zeit die Sitte gewesen sein, daß Klagefrauen den Leichenzug begleiteten, laut weinten und jammerten und die Tugenden des Todten priesen, wie einst die *præficiae* mit ihren Mänien bei den alten Römern. Diese Sitte ist heute nur mehr eine blasse Erinnerung, sie dauert abgeschwächt noch in Val Tesino fort. Auch die einst üblichen Todtenmahlzeiten sind abgekommen; doch werden noch oft Brot- oder Geldspenden an Arme vertheilt und den nächsten Verwandten Kuchen und Ähnliches zugesendet.

An den Leichenbegängnissen, wie auch sonst an festlichen kirchlichen Aufzügen, betheiligten sich häufig auch die Bruderschaften, deren es in Wälschtirol wohl eben so viele gibt wie in Deutschtirol. Bei Aufzügen erscheinen dieselben in weißen Hemden, welche über das Gewand angelegt bis auf die Füße reichen, in der Mitte des Leibes eingeschnürt und oben von über die Schulter fallenden rothen, lichtgelben oder schwarzen Mäntelchen oder Kragen bedeckt sind. Entsprechende Hüte fehlen; gegen brennende Sonnenhitze mögen schwarze Lederkappchen schützen.

Zu den Begräbnissen sei noch erwähnt, daß früher — es mag theilweise auch heute noch geschehen — zu einem Kreuz, welches an einsamen Orten einen jähen Todesfall bezeichnete, die Vorübergehenden einen Stein hinzu warfen. So finden sich unter dem Gipfel des Berges Pasubio in Ballarja sieben große Holzkreuze, welche aus einem großen Steinhaufen hervorragen und den Platz bezeichnen, an welchem nach der Sage einst Hirten in Streit geriethen und sieben derselben erschlagen wurden.

Von kirchlichen Bräuchen wäre noch Manches zu erwähnen, wie z. B. von Bittgängen mit Kreuz und Fahnen, bei denen, wenn sie im Regen stattfanden, ehemals im Gebiete von Pergine der Brauch herrschte, daß Männer und Weiber, wenn sie an einen, wohl absichtlich aufgesuchten See kamen, mit kleinen Geschirren Wasser schöpften und gegen Himmel spritzten. Es sei noch an die auch in Wälschtirol herrschende italienische Sitte des

ohrenbetäubenden *campanò* erinnert, bei welchem an den Vorabenden von Festtagen stundenlang mit kurzen Unterbrechungen mit Hämmern an die Glocken geschlagen wird. „Dindeli papa — Dindeli dò — Tutti fa torta — E mi nò“ lautet ein schallnachahmender Reimspruch dazu, in den Mund eines Armen gelegt, welcher sich auf den Festtag keine Torte backen kann.

Nun wolle mich der geneigte Leser auch auf einem Gang in das Reich der Sage begleiten.



Weiber aus Rendena, wie sie im *Filò* (Vorraum des Stalles) spinnen und Märchen erzählen.

In den Dörfern setzen sich die Weiber und Mädchen an den langen Winterabenden gewöhnlich in einem Vorraum des Stalls zusammen und spinnen. Dies ist das sogenannte *Filò*, in welchem auch die alten Volksüberlieferungen immer wieder erzählt werden und so vor der Vergessenheit bewahrt bleiben.

Sehr beträchtlich ist der Reichthum der Romanen in Südtirol an Sagen und Märchen der verschiedensten Art. Natürlich sind es auch hier wieder die tiefer abgelegenen Thäler, in welchen die Volksüberlieferungen noch frischer und lebendiger sind als anderswo. Der erste Preis gebührt in dieser Hinsicht unbedingt dem wackeren, kernigen und lebensfrohen Volke in Rendena, aus dessen unererschöpflich scheinenden Schätzen von

Sagen und Märchen, Volksliedern, Sitten und Bräuchen Herr Bolognini in Pinzolo in den *Annuari* der Tridentiner Alpinisten schon eine lange Reihe der werthvollsten und anziehendsten Mittheilungen veröffentlicht hat. Dieselben sind um so werthvoller, als man es in Rendena mit rein romanischem Volksthum zu thun hat. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, will es aber gern glauben, daß es in Rendena Erzählerinnen gibt, welche nicht blos ihren Hanf oder Flachs, sondern auch ein Märchen Abend für Abend wochenlang fortzuspinnen und die Zuhörer in steigender Spannung zu erhalten vermögen. Es stimmt zu den wundervollen, noch lange nicht genug gewürdigten Naturschönheiten dieses matten- und waldbreichen Thals mit seiner erhabenen Gebirgs- und Gletscherwelt, daß auch ein bei aller Prosa des täglichen Lebens poetisch veranlagtes, die alten Überlieferungen selbst in drastischen Schreckensgestalten zähe festhaltendes Volk es bewohnt.

Zu den Sagen, welche geschichtliche Erinnerungen bewahren, gehört in erster Reihe eine Karlsage, welche von Balcamonica über den Tonale in den Sulzberg und von da nach Rendena sich herüberspinnt.

Wie schon in den landschaftlichen Schilderungen bemerkt worden ist, heißt eine Hochebene ober Campiglio in Rendena „das Lager Karl des Großen“ (*il campo di Carlomagno*). Eine halbe Stunde oberhalb Pinzolo steht auf einem Felsen, wahrscheinlich an der Stelle eines uralten Schlosses, die höchst merkwürdige Kirche S. Stefano. Auf einem der fünf Altäre derselben ist in einem Gemälde dargestellt, wie der Papst im Beisein Karl des Großen und mehrerer Bischöfe einen nur mit einer weißen Binde um die Lenden bedeckten Heiden tauft, während daneben viele andere solche noch auf die Taufe warten. Darunter steht eine lange lateinische Inschrift aus dem Jahre 1429, welche sich im Anfang für eine „*copia privilegii sancti Stefani de Randena*“ erklärt. Sie erzählt wie „*Carulus*“, das ist Karl der Große, von sieben Bischöfen begleitet mit einem Heere in Balcamonica an mehreren Orten mit heute theils verständlichen, theils dunkeln, vielleicht auch entstellten Namen die Heiden und Juden tödtete oder bekehrte, Schlösser zerstörte und verschiedenen Heiligen Kirchen erbaute, wie er dann über den Tonale in den Sulzberg und von dort nach Rendena kam und hier sein Werk fortsetzte. In Sulzberg wird als Ort (*terra*), wo er eine große Menge von Heiden und Juden tödtete, „*Plezan*“, wohl das heutige Dorf Pellizzano, genannt. Hier begab sich auch ein Wunder. Der Bischof Tripinus (*Turpinus*) hatte den Schaft der Fahne in die Erde gesteckt, und als die Bischöfe aus der Kirche kamen, fanden sie denselben in Blüte. Als der gewaltige *Carulus* nach Randene kam, entfloß vor ihm der oberste Häuptling (*major Judaeus*) und ging über das Meer, sein Schloß aber wurde niedergeworfen. Nicht besser erging es der Burg eines anderen, welcher „*Catani*“ (das ist *capitaneus*, Hauptmann) genannt wurde, in „*Peluc*“ (heute Dorf Pelugo), obwohl er sich unterworfen und bekehrt hatte. Karl bekehrte da alle Juden

und Heiden „ad ecclesiam“, das ist wohl bei oder in der Kirche des heiligen Stephan, und gab auch ein Buch her (dimisit librum), in welchem alle seine Thaten verzeichnet waren. Allen neuerbauten Kirchen wurden von den sieben Bischöfen reichliche Ablässe verliehen. Eine ähnliche Inschrift befindet sich auch in einer Wallfahrtskirche S. Giovanni bei Lovère am Iseo-See. Welchen geschichtlichen Werth die Sage hat, muß dahingestellt bleiben.

Ober Campiglio am Monte Spinale findet sich zwischen hohen Felsen eine stille grüne Bucht, welche in auffälliger Weise „der Garten der Königin“ (l'orto della regina) heißt. Die Volkssage weiß aber darüber nichts weiter, als daß einmal eine von ihren Feinden verfolgte Königin mit ihren Kriegern dort eine Zuflucht gesucht und gefunden habe.

In Ampezzo findet sich eine Kirche der Madonna della difesa, welche auch einem ortsgeschichtlichen Ereigniß ihren Ursprung verdankt. In alter Zeit drang einmal eine Schar von Barbaren hier ein, um zu rauben und zu morden. Die Ampezzaner, zu schwach an Zahl, um Widerstand zu leisten, riefen in ihrer Noth die Gottesmutter an und gelobten ihr eine Kirche zu erbauen. Da senkte sich dichter Nebel auf die Feinde herab und sie rieben sich in gegenseitigem Kampfe selbst auf. Es geschah noch ein weiteres Wunder: am folgenden Morgen war der Platz und der Umfang der zu erbauenden Kirche durch neu gefallenem Schnee bezeichnet.

Bemerkenswerth ist eine Drachensage. In einer Felsenhöhle bei Mezzotedesco, rechts am Eingang in den Monsberg, soll einmal ein furchtbarer Drache gehaust haben, von welchem, wenn er über das Land flog, verheerendes Feuer niederfiel. Ein Ritter von Firmian machte sich auf, erlauerte den Drachen vor seiner Höhle und erlegte ihn durch List und Tapferkeit. Als er aber, das Unthier auf seinem Speer über sich tragend, heimkehrte, träufelte Drachenblut auf ihn nieder, drang durch die Fugen des Harnisches und brachte ihm qualvollen Tod. Ist diese Sage nicht ein Nachklang der altdeutschen Helden-sage? Im Liede von Ortnit, dem König von Lamparten, bringt auf feindliches Anstiften ein Jäger Dracheneier

„in eine Felsenwand

Oberhalb von Trient, wo sich Gebirge fand“,

worauf die Drachen Alles verheerend heranwachsen. Ortnit zieht aus, dieselben zu bekämpfen, wird aber müde vom „Wurm“ überrascht und zu dessen Jungen in den Berg getragen, wo ihm dieselben „durch das geschmiedete Werk“ das Blut aussaugen, so daß er „mit Jammer seinen Leib verlieren muß“. Eine halbwegs ähnliche Sage gibt es auch in Rendena, wo in einer Felsenhöhle ebenfalls ein furchtbarer Drache gehaust haben soll. Als er, wie der „Wurm“ in der Sage von Wolfsdietrich, der Ortnits Tod rächte, auf einer Platte vor der Höhle lag, erlegte ihn ein kühner Jäger, aber in moderner Weise durch

eine Bleifugel. Doch das Gift wirkte auf ihn zurück, er fiel wie todt nieder und kam zwar wieder zu sich, blieb aber blöde. Der todt Drache und ein bei ihm gefundenes Ei wurden dann an einer Kette in der Kirche von Campiglio aufgehängt, wo das Ei und der Schädel des Drachen vor nicht gar langer Zeit noch zu sehen waren.

Eine bemerkenswerthe Sage seiner Zeit erzählt auch Mariani; er hatte sich sogar selbst zur betreffenden Stelle begeben, um die Sache anzusehen. Bei Romagnano unterhalb Trient befanden sich in einem Felde zwei etwa mannshohe pyramidenförmige Steine, welche das Volk die steinernen Weiber (*le donne di sasso*) nannte. Zwei Weiber sollen dort einst, entweder weil sie nach dem Feierabendläuten an einem Samstag noch trotzig fortarbeiteten oder weil sie einen falschen Eid geschworen hatten, in Stein verwandelt worden sein. Ein nahe dabei liegender kleinerer Stein sollte die Wiege eines Kindes gewesen sein. Als ein Knecht mit zwei Ochsen die Steine wegfürte und in die nahe Etzch warf, waren sie am folgenden Morgen wieder auf dem alten Plage und der Knecht und die Ochsen todt. Heute sind die Steine verschwunden und die Sage ist verschollen. Wahrscheinlich hat es sich hier um Überreste einer ländlichen heidnischen Kultusstätte gehandelt.

Typische Sagengealten, welche öfter und verschieden auch in Volksmärchen versflochten werden, gibt es mehrere. Allgemein, besonders bei den Ladinern, verbreitet sind die Sagen vom *Oreo*, einem boshaften, neckischen Wesen, welches alle Gestalten annehmen kann und dessen größte Freude es ist, die Leute in Schrecken zu setzen. Auch Örtlichkeiten sind nach ihm benannt, namentlich Quellen und Brunnen. Will der Wälschtiroler den denkbar höchsten Grad von Häßlichkeit bezeichnen, so sagt er: „*Brutto come l'Oreo*“. Eine ganz ähnliche Rolle, wie der wilde Mann und die von ihm verfolgten wilden oder saligen Fräulein in Deutschtirol, spielt in Wälschtirol gleichfalls der wilde Mann (mundartlich *l'om salvadegh*), neben welchem in Sagen von Folgaria auch noch Frau Bertha (*la donna Berta*) vorkommt, sowie in Balsugana der Beatrix und die von ihm verfolgten Eguane (*Enguane, Aiguane*); letztere wollen noch an den alten Volksnamen der Euganeer erinnern. Die wilden Leute, Männer und Weiber, welche fern von den Menschen in Wäldern und Felsenhöhlen wohnen, sich roh kleiden und nähren, unschädlich, aber wenn sie gereizt werden, rachsüchtig sind, jedoch auch Kinder rauben und gegen die ihrigen vertauschen, bisweilen, namentlich im kalten Winter, in die Wohnungen der Menschen kommen, um sich zu wärmen, aber kaum jemals etwas sprechen, — diese Wesen der Sage stellen sich uns in Fassa als *Bivans* und *Bivanes* oder als *Bregostans* und *Bregosténes*, in Enneberg als *Salvans* und *Gannes* vor. Erinnerung an die Urbewohner mag sich bei diesen Gestalten mit anderen Sagenelementen vermengt haben. Eine besondere, etwas verblasste Sagengestalt, in welcher wohl der alte römische Waldgott *Silvanus* steckt, ist der *Salvanél*, nach der älteren Vorstellung des Volkes in Balsugana ein Mann von



Moleta (Schleifer) aus Mendena.

rother Hautfarbe, welcher mitten in den Wäldern in Höhlen wohnt und zahlreiche Herden besonders von fetten Schafen mit schöner Wolle besitzt. Er trinkt den Hirtenzern die Milch aus, während er die von seinen Herden zur Käsebereitung braucht. Eine Hirten, welcher ihn listig mit Wein berauscht und gefangen hatte, lehrte er Butter, Lab und Käse bereiten; hätte ihn der Hirte nicht vorzeitig frei gegeben, so hätte er auch noch Lernen

können, wie man aus Milchabguß Wachs mache. In der Gegend von Rovereto, wo das Volk sonst nichts mehr davon weiß, bezeichnet man mit dem Worte *salvanel* den Widerschein eines Spiegels, sowie auch die Krankheit eines Baumes, der infolge von Saftabfluß umsteht. In Rendena zählt der *Salvanel* noch unter die Teufelsgestalten.

Mit dem *Gottseibeimus* will sonst das Volk, außer gelegentlich in Märchen und in den noch nicht ganz vergessenen Sagen von Hexen (*strie*, *zubiane*) und Hexenmeistern (*strioni*), nicht viel zu schaffen haben. In Rendena gibt es aber noch eine Reihe besonderer typischer Gestalten, unter denen der Fürst der Hölle erscheint. Zu einem Schmiede bei Pinzolo kam er einmal in der Nacht als Reiter und ließ sein Pferd beschlagen. Als der Schmied stark zuschlug, rief ihm der Teufel zu: „Sachte, Gevatter!“ und sprengte dann mit stiebenden Funken und sprühenden Flammen davon, daß dem Schmied vor Schrecken Sehen und Hören verging. In das wilde Val Génova soll einst das Concil von Trient die bösen Geister und die Hexen gebannt haben und dort müssen sie seitdem haufen nach dem Glauben des Volkes, der heute freilich im Erlöschen begriffen ist. Herr Bolognini in Pinzolo hat davon im Jahrbuch der Tridentiner Alpinisten von 1875 eine von Wig und Laune sprühende Beschreibung gegeben. Will sich der geneigte Leser, wohl gesegnet, die saubere Gesellschaft nicht ein wenig näher vorführen lassen?

Da ragt hinter einer Felsenpforte, welche den eigentlichen Eingang in das genannte Thal bildet, eine wunderliche Felsenbildung auf. Gewöhnliche Leute meinen, es sei eben ein Felsen; wer aber mit den Augen des Volkes näher zusieht, merkt die Täuschung bald. Es ist der böse Geist *Zampa da gall* (Hahnenfuß); er pflegt sich als schmucker Junker zu zeigen, kann aber dabei seinen Hahnenfuß eben so wenig verbergen, als der Teufel bei den Deutschen seinen Pferdefuß. Da ist ein anderer Felsen, es ist *Schena da mul* (Maul- eselrücken). Er pflegt dienstfertig müde Wanderer zu tragen, wenn sie unvorsichtig laut den Wunsch äußern, doch schon da oder dort zu sein. Ein armer Grasmäher (*segantino*) wäre einmal auch schon gern in seinem noch weit entlegenen Heim gewesen; flugs war *Schena da mul* da, hob ihn auf, führte ihn sausend durch die Luft und setzte ihn bei seinem Hause auf dem Gipfel eines Nußbaums ab, ohne einen Lohn dafür zu beanspruchen. Es folgen andere Felsen und Geister, der *Calcarot* (Drücker), ganz der römische *Incubus* oder der Alp der Deutschen, der hinterlistige *Coa de caval* (Pferdeschweif), der *Manarot* (Beil), der Versucher zu Waldsirenen, weiter beim schönsten aller Wasserfälle, dem des *Piz di Nardisio*, der oberste aller bösen Geister und ihr stolzer Beherrscher, der unbeschwörbare *Belaial* mit seinem schnellfüßigen Diener, dem *Pontirof*. Ferner der spitzbüßige *Calzetta rossa* (Rothstrumpf), der *Palpalpegastro*, so häßlich, daß *Belaial* eine Hexe zwingen mußte, sich mit ihm zu vermählen, aber sehr reich; *Barzola*, der Wirth, der ein scheinbar sehr gutes und frisches, aber gewaltiges Bauchreißen verursachendes Quell-

wasser ausschüttet, und der Salvanel, der ähnlich wie sonst der Drco, die Leute grausam narrt und zum Besten hat. Dann beginnt das Reich der Hexen mit ominösen, aber nicht immer recht verständlichen Namen, wie Aga und ihre mit Zampadegal erzeugte Tochter



Segantino aus Jadicarien.

Niaga, Forca (Galgen), Malora (Unglück), Baorca (vielleicht Bifurca, weil sie nicht blos an jeder Hand sechs Finger, sondern auch vorn und rückwärts Höcker hat), Pebordù (Rund- oder Klumpfuß?), Grignota (die Lachende) und andere mehr. Die Hexen sahen vor ihrer Verbannung wie Menschen aus, seither sind sie unsichtbar, können aber furchtbar

schaden. Der geneigte Leser hat sicher genug; er denke sich nur noch die Furcht, mit welcher ein noch altgläubiger Äpler, Holzhauer oder Grasmäher in dunkler Nacht etwa diese ver-rufene Strecke des Val Génova beschreiten mag!

Es mag wohl auch keinen etwas auffälligeren See geben, an welchen sich nicht irgend eine Sage knüpft. Vom Bergsee Lago santo ober Civezzano, nordöstlich von Trient, berichtet Mariani die Sage, es sei darin ein Dorf mit seiner Kirche versunken, er werde aber einmal ausbrechen und Trient überfluten. Ein kleiner See in Lavarone liegt an der Stelle einer schönen Wiese, um welche sich zwei Brüder heftig stritten, aber am Morgen, an welchem sie sich dort zum Zweikampf treffen wollten, war die Wiese versunken. Der schöne See in Val di Ledro soll einst bis auf die höchsten Berge gereicht haben; dort seien in den Felsen noch die Eisenringe eingeschlagen, an denen die Schiffe angebunden wurden. Bei den Ladinern gibt es mehrere Bergseen, aus denen öfters dumpfes Brausen wie ferner Donner sich hören läßt, weil die auf ihrem Grunde liegenden Drachen sich heftig rühren und mit einander kämpfen. Früher flogen sie auch feurig leuchtend in der Nacht von einem See zum anderen und zogen Schafe und Rinder in den Grund; seit man aber Kreuze hingestellt hat, hört man davon nichts mehr. Auch in Gröden ist ein Bergsee Lago santo; dort stand einst eine Kapelle, bei welcher Hirten argen Unfug trieben. Da versank sie sammt den Hirten und es entstand der See. Solcher Sagen gäbe es noch manche; da aber in denselben keine reizende Seefräulein und Nixen vorkommen, mag das Mitgetheilte genügen.

Auch der verschwundene Bergwerkssegen älterer Zeit hat Volksagen geschaffen. Dabei handelt es sich aber nach dem Volksglauben immer nur um reines Gold, nie um unedlere Metalle, wie Silber, Eisen oder Blei. Die Bergwerke sind verfallen, weil die Menschen zu übermüthig mit goldenen Kugeln zu spielen pfligten.

Es gibt auch in Wälschtirol volksthümliche alte Heilige, welche die Sage mit ihren Blüten umspinnen hat. Eine der merkwürdigsten Legenden ist die des heiligen Julian in Nendena. Ein junger reicher Herr soll er bei Nacht in ungestüme Hitze, ohne es zu wollen und zu ahnen, an seinen Eltern zum Mörder geworden sein. Da zog er sich, um Buße zu üben, hinter Pinzolo in eine Bergwildniß an einem zwischen dunkeln Tannenwäldern gelegenen See so weit zurück, daß er die Hähne nicht mehr krähen und die Glocken nicht mehr läuten hörte. Doch die Diener der Gerechtigkeit ereilten ihn auch dort und warfen ihn, mit lebenden Schlangen in einen mit Steinen beschwerten Sack genäht, in den See. Aber der Sack sank nicht unter und wurde von einem sanften Windhauch an das Ufer getrieben. Als man ihn öffnete, fand man Julian in ruhigem Schlafe, die Schlangen hatten sich um ihn gewunden und beleckten sanft seine Brust. Da wurde er losgebunden und ruhig in der Wildniß belassen, wo er ein langes hartes Büsserleben führte. Als nach

vielen Jahren einmal im Winter ein Mann dort vorüberkam, erblickte er mitten im Schnee am Ufer des Sees einen grünen und blühenden Thorn, unter welchem die verklärte Leiche des frommen Büßers lag. Auf die Kunde davon eilte das Volk dorthin; man begrub ihn ehrenvoll und erbaute dort eine Kapelle. Diese, später wohl öfter umgebaut, steht noch dort, in ihr die hölzerne Statue des Heiligen, welcher eine Schlange in der Hand hält.



Parolot (Kesselflicker) aus Val di Sole.

Jährlich wird dort in den ersten Tagen des Monats August sein Fest gefeiert. Neben der Kapelle quillt ein heilkräftiges Wässerlein; es gibt in der dortigen Gegend keine giftigen Schlangen, selbst wenn man ein Steinchen von dort bei sich trägt, ist man nach dem Volksglauben gegen den Biß giftiger Schlangen gesichert.

Einsiedler hat es in Wälschtirol an manchen Orten bis in die neuere Zeit herauf viele gegeben und es ließe sich Manches darüber berichten. Waren die einen wirklich fromm lebende, dazu auch noch kluge und erfahrene Männer, deren Rath und Beihilfe vom Volk oft gesucht wurde, so fehlte es auch nicht an anderen, welche aus guten Gründen dem Wiß und Spott des Volkes verfielen.

Nun etwas über die Volkstrachten.

Eine eigentliche Männertracht hat sich bei den Romanen Südtirols heute nirgends mehr erhalten. Die früheren hellen und grellen Farben sind verschwunden, Alles an der Kleidung ist mehr oder weniger einförmig, grau, braun oder schwarz. In älterer Zeit gab es in verschiedenen Thälern auch verschiedene Mannstrachten, für deren Kenntniß alte Votivbilder in Wallfahrtskirchen mitunter recht lehrreich sein können. So trugen um einige Beispiele anzuführen, die Männer in Gleims weiße Röcke mit breiten Aufschlägen und langen Schößen; die Knöpfe waren blau oder roth und die Knopflöcher mit Bändern von gleicher Farbe eingefast. In Fassa trugen die Männer einen hohen cylindrischen schwarzen Hut mit einem Band und mit zwei Troddeln aus Goldfäden; natürlich durften Blumen als Schmuck nicht fehlen. Die Tuchjacke war schwarz oder grün, das Leibchen (Gilet) scharlachroth; zwischen diesem und den kurzen Lederhosen ging eine weiße Binde um den Leib, wie auch die Strümpfe weiß waren. Bei festlichen Anlässen ist auch heute noch der Bandieral, wenn er mit seiner Fahne ausrückt, so, nur noch etwas feiner gekleidet. Die noch vor hundert Jahren in Ballarja (bei Rovereto) von schmucken Burtschen an Festtagen getragene Kleidung erinnert lebhaft an die Tracht der Sarntthaler (bei Bozen): eine scharlachrothe kurze Jacke mit gleichem Leibchen, ein aufstehender weißer Halskragen und eine Krause auf der Brust, ein niederer schwarzer, breitkrämpiger Hut, eine ausgenähte Leibbinde von Leder oder auch eine Binde von Seidenzeug, in welcher Messer und Pistolen staken, und kurze lederne Hosen. Außerdem soll auch in Ballarja wie in den sieben deutschen Vicentiner Gemeinden das Tragen von Gewehren üblich gewesen sein, welche beim Eintritt in die Kirche außen an die Mauer gelehnt wurden.

Es gibt allerdings noch heute gewisse Typen von Männern, welche sich in der nicht zu beschreibenden Art sich zu kleiden je nach ihrer Beschäftigung einer dem anderen ähnlich sehen. So die Schleifer (*i molet*) aus Rendena und die Grasmäher (*i segantini*) aus Rendena und dem oberen Sulzberg, welche mit ihren Werkzeugen ausgerüstet im Frühjahr auf Feldarbeit nach Italien ausziehen und im Spätherbst wiederkehrend ihren Lieben zu Hause nebst dem sauer erworbenen Lohne einige kostbare Weizenbrötchen (*chizzeul*) als Leckerbissen mitbringen. Weiter die unverwüftlichen *carrettieri* (Fuhrleute), welche mit ihren hohen zweirädrigen, unter schweren Lasten knarrenden Karren und ihren Maulthieren trotz der Eisenbahn noch auf den Straßen des Etschthals zu sehen sind. Kaum sind sie aber heute mehr zu sehen — die hartknöchigen, wetterfesten Mulattieri (Maulselektreiber), welche mit ihren zerknitterten breitkrämpigen Hüten und den Zipfelmützen darunter und mit gemäledernen kurzen Hosen reihenweise mit schwerbeladenen Maulthieren, denen sie ab und zu ein kräftiges Schelt- oder Fluchwort zuriefen, die rauen Bergwege auf und ab zogen, an schon herkömmlich bestimmten Stellen anhielten und aus

einem platten länglichen Fäßchen einer nach dem andern einen Schluck Wein nahmen, bis es leer war und wieder nachgefüllt werden mußte. Und wie dunkel sah er aus, der alte Parolot (Kefler) aus dem Mons- oder Sulzberg, und wo ist er hingekommen?



Weib in Trauer mit weißem Schleier und Wäscherin aus Mendena.

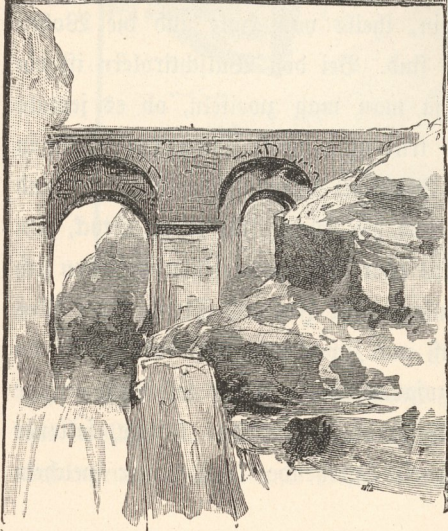
Mitunter war er ein reicher Mann, obwohl er auf dem Heu in Scheunen am liebsten übernachtete. Da wären auch noch die rußigen Carbonari (Kohlenbrenner), denen man mit ihren Maulthieren und Kohlenjäten in abgelegenen Waldthälern oft begegnet. Ist aber nicht auch er eine typische Gestalt — der arme Terragnoler, wenn er morgens schon, ehe es recht Tag ist, auf einem Plaze in Rovereto mit gekreuzten Armen hinter der

niedergelegten Bürde Holz sehnüchtig auf einen Käufer wartet? Er ist vielleicht schon um zwei Uhr oder noch früher aufgestanden und hat einen weiten rauhen Bergweg zurückgelegt. Sein Gewand hat eine unbeschreibliche Farbe, aber der schäbige kurze Cylinderhut, den er heute etwa zufällig trägt, ist sicher ein Erbstück, welches einst sein Vater und Großvater an hohen Festtagen mit prunkendem Stolz getragen haben. Es verinnt Stunde an Stunde, endlich hat er einen Käufer gefunden. Nun kauft er sich selbst Polentamehl, vielleicht auch Brot und Käse oder schmaust, schon halbwegs ein Verschwender, etwa gar noch auf einem grünen Feigenblatt-Teller um zwei Kreuzer „poina, poina fresca“ (Milchlab), welche ein Äpfler eben zum Verkauf in die Stadt gebracht hat. Dann aber hängt er behende seine Holzschuhe an einem Stock auf den Rücken und wandert wieder thaleinwärts. Die Holzschuhe legt er erst an, wenn der Weg gar zu rauh wird. Er hat sichtlich große Eile, denn die Seinigen warten zu Hause auf die Polenta; auch hat er heute noch Arbeit und muß sich auch ein Holzbündel zurechtlegen, um morgen früh den gleichen Tageslauf wieder zu beginnen.

Nun will aber das auch in Wälschtirol von Eitelkeit nicht ganz freie schöne Geschlecht der Töchter Evas sich loben lassen, weil es am Alten treuer festhält als das unzarte Geschlecht der Söhne Adams. Dieses Lob kann leider nur spärlich bemessen werden; schieben wir die Schuld auf die wohlfeilen Baumwollzeuge, die sich leichter und angenehmer tragen als die alten schweren wollenen Röcke und Jacken. Halbwegs bleiben noch die Ladinerrinnen mindestens an einzelnen älteren Trachtstücken erkennbar; bei den Fassanerinnen ist die frühere weibliche Tracht mit Aufputz zur Festtagstracht geworden und jetzt so gut wie verschwunden. Nur die Tesinerin bewahrt noch eine Festtagstracht, welche höchst bunt an Farben und auffällig ist. Ich will, so gut ich vermag, dem Leser eine solche vorführen nach der Beschreibung, welche Herr Santo Zietta-Chioli in seinen „Notizie storico-critiche intorno a Tesino“ (Borgo in Valsugana 1878) davon gegeben hat. Acht große schwarze Locken hängen rechts und links von der Stirne herab, während die anderen Haare des gescheitelten Hauptes über dem Nacken ein becherartiges Flechtengewinde bilden. Die geschlängelten Ohrringe sind von massivem Golde; den Hals umfängt eine breite Korallenschnur mit goldener Schließe über einer hohen wohl geglätteten weißen verblühten Halskrause, während rückwärts ein mit zwei Quasten verschlungenes Band hängt. Schultern und Rücken deckt dreieckig zulaufend ein großes an Farben und Verzierungen reiches Seidentuch. Der Brustfleck ist mit vielen, fast phantastischen Zeichnungen verziert, ein Gürtel von Silberplättchen ist vorn mit einer zwei Löwenköpfe darstellenden goldenen Schnalle geschlossen. Das Hauptkleid ist vom feinsten schwarzen oder dunkelgrünen oder blauen Tuch mit engen Ärmeln; das Bruststück wird nicht sichtbar. Die breite Schürze zeigt solche Mischung von Farben und Zeichnungen, daß man eine Grund-



Ponte e Chiesa di S. Colombano in Ballarfa.



farbe kaum herausfindet. Die glänzenden geblünten Strümpfe sind vom feinsten Baumwollzeug; die schwarzseidenen, mit goldigen Arabesken verzierten Schuhe haben kleine Schnallen und grüne Bändchen, laufen spitz zu und haben hohe Absätze. So sieht eine wohlhabende Tesinerin an hohen Festtagen, besonders am größten Marienfest, dem

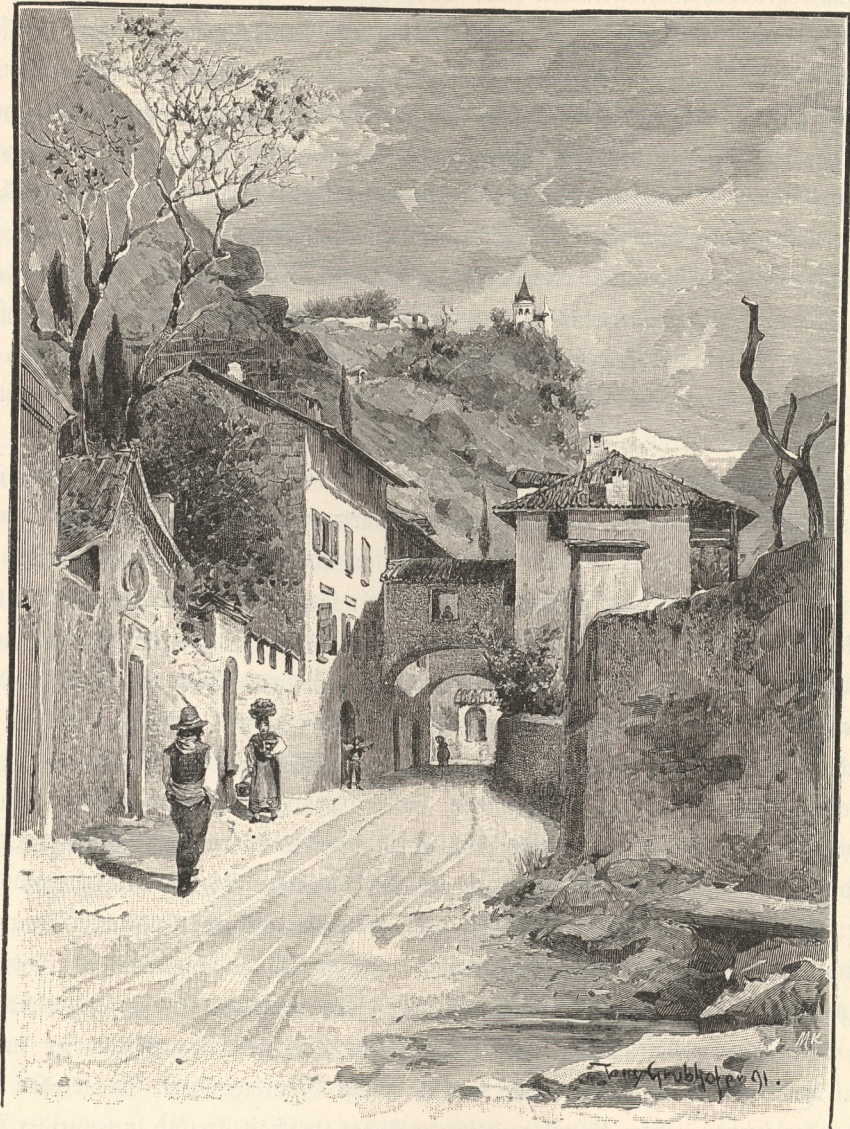
Himmelfahrtstag (15. August) aus. Es ist die neueste und höchst entwickelte Phase einer Tracht, welche ungefähr aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammt; früher war sie anders, jedenfalls einfacher, darum vielleicht sogar schöner. Stricken und Sticken lernten die Tesinerinnen erst von Fremden. Ja, in älterer Zeit soll in Val Tesino eine auch noch so zahlreiche Familie zusammen nur ein einziges Paar Schuhe besessen haben, und es soll ein Familienereigniß gewesen sein, wenn wieder einmal jenem Familienglied, welches sich der größten Füße erfreute, zugleich für alle ein neues Paar Schuhe angemessen wurde. Dieses wurde von den Familiengliedern abwechselnd nur dann getragen, wenn sie zur Communion gingen. Aber die wackere Tesinerin steht darum nicht an, an Werktagen im gewöhnlichen Hauskleid auch die schwersten Feldarbeiten zu verrichten. Für einen auswärtigen Freier bleibt es jedoch immer ein Wagestück, sich aus Val Tesino eine Frau zu holen, weil sie ihm leicht entläuft, wenn bei ihr das Heimweh stärker wird als die Liebe.

Noch einer Frauensitte muß ich gedenken, nämlich der, sich an Sonn- und Festtagen in einen großen, den Kopf und über dem meist schwarzen Gewande fast den ganzen Leib bedeckenden weißen Schleier zu hüllen. Diese Sitte muß einst, wenigstens im Lagerthal, ziemlich allgemein gewesen sein, ist aber immer mehr und mehr abgekommen und heute fast gänzlich verschwunden.

Die liebe Armuth gönnt an manchen Orten in den Thälern und auf den Bergen auch dem weiblichen Geschlecht den Luxus theurer Lederschuhe nicht; es werden auch an Festtagen Holzschuhe, sgälmere, dambre, cospi und wie sie noch heißen mögen, getragen. Welches Geklapper, wenn die ländlichen Huldinnen an Sonntagen, eine nach der anderen in die Kirche treten und sich auf ihre Plätze begeben!

In der Anlage der Wohnungen nähern sich die Ladinier den Deutschtirolern, da bei ihnen die Bauernhäuser theils aus Stein, theils von Holz und die Wohn- und Wirthschaftsgebäude in der Regel getrennt sind. Bei den Wälschtirolern ist ein Typus des Bauernhauses nicht herauszufinden, ja man mag zweifeln, ob es jemals einen solchen einheitlich gegeben hat. Manchmal tritt man durch einen Thorbogen in einen Hofraum; zu ebener Erde befindet sich der Stall mit Nebenställen, Schupfen und Holzlegen, mitunter wohl auch noch eine Stube und die Küche. Im ersten Stock, von außen oder von innen mit herumlaufenden Gängen oder Söllern versehen, befinden sich verschiedene Wohn- und Arbeitsräume und die Einlagen für Heu und Stroh. Aber alles dies ist mit Ausnahme der Ställe nach Bedürfniß und Zweckmäßigkeit veränderlich, da ja in einem Hause manchmal mehrere Familien zusammenwohnen und selbst die einzige Küche getheilt werden muß. Eigentlich charakteristisch bleibt nur das lustige, seltener aus Schindeln oder Brettern, meist aus Holzriegeln bestehende Dach, unter welchem

weite Räume die Stelle der Speicher der Scheunen vertreten. Die Strohdächer werden immer seltener. Malerisch zwar, aber unbehaglich erscheinen die bestäubten Mauern, an denen oft kein Mörtel mehr haften will, das zerrissene Sparrenwerk, die



Gasse in Mori.

von außen oder innen jäh aufwärts führenden, oft schmalen Stiegen, welche aussehen, als wollten sie nächstens zusammenbrechen, die halbzerbrochenen, mit bunter Wäsche behangenen Gänge und Geländer und all der Plunder, der da noch zu sehen ist.

Es wäre zu hart, wie es oft geschieht, geradezu von Schmutz und Unrath zu sprechen, aber doch sieht Alles so aus, als ob da auch langes Waschen nicht viel bessern möchte. Dieses Aussehen der Wohnungen ist eben unvermeidlich, wenn die Wohn- und Wirthschaftsgebäude nicht getrennt sind. Es gibt auch einzeln stehende Colonenhäuser, welche von außen mit gleich großen, regelmäßig vertheilten Fenstern recht artig aussehen, aber auch in diesen sind ebenerdig Ställe, Schuppen und andere Belegräume, nur in der Mitte Wohnräume, zu oberst luftige bis an das Dach reichende Hallen, welche als Speicher oder zu anderen Wirthschaftszwecken dienen. Man findet auch manchmal im Besitz wohlhabender Familien Häuser, welche sich schon den eigentlichen Herrenhäusern nähern, mit großen Vorhöfen, in denen Gemälde und Bilder hängen und alte, schön gearbeitete Kasten stehen, mit geräumigen Zimmern, Kammern und Küchen, aber die Böden sind mit Steinplatten oder abgeriebenen Ziegeln belegt, die Fenster schließen schlecht, die Öfen, so weit sie vorhanden sind, wollen nicht recht hineinpassen. Den Beschauer überkommt das Gefühl, es müsse doch einmal auch hier besser und wohnlischer ausgesehen haben.

Dem entspricht beiläufig auch die Anlage der Ortschaften. Bei den Ladinern stehen die Häuser nach deutscher Art meist getrennt mit Garten und Acker, bei den Wälschtirolern bilden sie meist zusammenhängende Reihen, Gassen und Gäßchen. Inwieweit dies schon ursprüngliche Anlage oder ein Ergebnis des späteren Anwachsens der Ortschaften und der Bevölkerung ist, läßt sich nicht so leicht ausmachen. Daß es in alter Zeit Ortsanlagen im Sinn des römischen vicus gegeben habe, wollen die Namen Vigo und Vigolo, die an mehr als ein Duzend von Ortschaften und Ortstheilen haften, redend erweisen. Aber wahrscheinlich dürfte es auch — namentlich auf den Bergen und in den Thälern bei Rovereto — Fälle genug gegeben haben, daß ursprünglich einzeln und frei näher an einander stehende Bauernhöfe beim Anwachsen der Bevölkerung zuerst getheilt, dann aber durch An- und Zubauten allmählig erweitert wurden, bis sie förmlich zusammenwuchsen und krumme Gassen voll Winkel und Ecken ein und aus bildeten. So gemeinschaftlich und enge zusammenwohnend mochten sich die Leute im Mittelalter, wo übermüthige Dynasten oft genug ihre Mordgesellen aussendeten oder sich gegenseitig mit Feuer und Schwert befehdeten, auch gegen Überfälle und Angriffe besser gesichert fühlen. Heute wäre es gut, wenn manche solche Häusergewirre sich wieder etwas auseinanderziehen ließen. Langsam besorgen dieses Geschäft, freilich in trauriger Weise, die Feuersbrünste, welche manchmal in einer Nacht ein ganzes Dörflein bis auf die nackten Mauern in Asche legen. Wenn sie aus dem Schutt wiedererstehen, sehen die Häuser doch aus, als wären sie etwas auseinandergeschoben und in bessere Ordnung gebracht worden.

Volkslied, Volksschauspiel und Theater der Romanen in Tirol.

Volkslied. Neben der Poesie von bekannten Schriftstellern gibt es noch eine andere Art von Poesie, deren Verfasser ungenannt bleibt und welche, gleich einer bescheidenen und anspruchslosen Blume, unter allen Erdstrichen und zu allen Zeiten gedeiht und nicht verschmäh't, sich von Händen, die nach ihr verlangen und sie suchen, pflücken zu lassen. Wir meinen das Volkslied, welches überall in aller Leute Mund ist und als ein durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht überkommenes Gemeingut in tausenderlei Weise wiederholt, geändert und verbessert wurde. Allerdings entbehrt Wälschtirol noch einer Sammlung seiner Volkslieder, wie solche, ohne andere gebildete Nationen Europas hier zu erwähnen, Istrien in unserer Monarchie und sehr viele Landestheile und sogar einzelne Städte des Königreichs Italien haben; doch wurde in dieser Hinsicht auch bei uns schon der Anfang gemacht, besonders durch Dr. Bolognini aus Pinzolo im Rendenathal, und was bis jetzt im Druck erschienen ist, gestattet den Schluß, daß die Ernte in Wälschtirol nicht anders ausfallen wird als in den verschiedenen Gegenden und Städten Italiens, daß insbesondere die Volkshyrie überall dieselbe ist, und daß die Volkslieder, abgesehen von den Unterschieden der Mundart, sich ebenso in den Gedanken wie in der Form gleichen.

Was die Form der italienischen Volkslieder betrifft, so können vor Allem drei Hauptmuster unterschieden werden: die sicilianische achtzeilige Strophe, die toscanische vierzeilige mit mehr oder weniger Zusätzen versetzte Strophe und der reine Bierzeiler, welcher im Allgemeinen die ursprüngliche und einfachste Form der Volkslieder ist und die Eigenart der norditalienischen Volkslieder kennzeichnet. Alle anderen Formen sind nur verschiedene Combinationen dieser drei.

Der Hauptgedanke der Volkslieder ist meistens die Liebe, manchmal aber erheben sie sich auch zu vaterländischen Gefühlen und bringen geschichtliche oder kriegerische Thaten oder enthalten wenigstens Anspielungen und Erinnerungen an solche. Man darf jedoch nicht glauben, daß alle Volkslieder in Wälschtirol eine örtliche Eigenart an sich tragen, vielmehr sind dieselben zum Theil vom Ausland gekommen, namentlich aus dem Venetianischen und Lombardischen, wohin die Wälschtiroler der Grenzgebiete zur Winterzeit auf Arbeit gehen und von wo sie dann die dort gehörten und gelernten Lieder in die Heimat mitbringen. Überdies singt das Volk Lieder, welche nicht seine eigenen sind, sondern von mehr oder minder alten, von mehr oder minder guten Dichtern stammen, die jedoch, beinahe immer, durch das Volk eine stark veränderte Gestalt bekommen haben. Die Weisen der Volkslieder sind nach Ortschaften verschieden, im Allgemeinen sehr einfach, mit wenig Abwechslung, aber zuweilen von überaus sanftem Wohlklang.

Die den Volksliedern gegebenen Benennungen stimmen nicht immer mit denen anderer Länder überein. Den toscanischen *Rispetti*, den alten sicilianiſchen *Strambotti* oder *Strani motti*, den *Lettere* und *Serenate*, die vor den Fenſtern der Geliebten mit Muſikbegleitung geſungen werden, den venetianiſchen *Villotte*, den friauliſchen *Furlane* entſprechen in Wäſchtirol, wenigſtens dem Begriff nach, die ſogenannten *Maitinade* oder *Serenade*, welche im Teſinothal auch *Canti alla pastora* heißen, während ſich ſonſt für die Volkslieder auch nur die allgemeine Benennung *Canti*, *Canzoni*, *Cantade* oder *Cantadine* findet.

Unter den *Maitinade*, welche beſonders den Bauern und Gebirgsbewohnern von *Rendena*, *Teſino* und *Arco* eigen ſind, findet man neben zarten Liebesliedern ſolche, die rauh und trozig, ja wild und heftig klingen, wenn der Liebhaber keine Gegenliebe fand, ſondern verſchmäht oder verſpottet wurde, oder wenn er gewahrte, daß ihn ein anderer Freier bei ſeiner Geliebten ausſtochen hat. Die Sprache dieſer Volkslieder iſt nicht immer die reine Ortsmundart; viele enthalten eine Miſchung der italieniſchen Schriftſprache mit der eigenen Mundart. Die Reime ſind nicht immer regelrecht und fehlerfrei, bisweilen ſind es nur Halbreime, welche zu dem ſpontanen Gedankenauſdruck beſſer paſſen.

Die *Maitinade* werden von den Verliebten gewöhnlich in ſtiller Nacht unter den Fenſtern der Ortsſchönen geſungen und nicht ſelten bis Tagesanbruch fortgeſetzt, beſonders in den Samſtagsnächten, weil die Sänger Sonntags früh nicht an die harte Arbeit gehen müſſen. Sie begleiten den Geſang mit der Zither oder auch mit der Geige, mit der Handtrommel und Ziehharmonika. Eine *Maitinada* aus dem *Rendenathal* lautet:

Son vegnù ki per far sta cantadina
Cogli strumenti che senti a sonare,
I sona la manfrina e la marciada:
Son vegnù ki per far sta maitinada.
Cara, carina, no poss far de meno
De nominarve sette volte al giorno;
In questa notte, ch'ho dormì sul fieno,
Mi son soniato che girava 'ntorno,
E voi gh' avève 'n man na bella rosa,
Che l'era bianca, rossa e odorosa;
E voi me l'avè data da nasare
E m'avè fatto 'n quella desmisiare,
Oh che piacere! oh che bel godimento!
Anche domani, se sarà bel tempo.

Ich eile zu Dir ein Ständchen zu bringen,
Beim Klange der Saiten hör' Liebste mein Singen!
Es klinget Manfrina und klinget Marciada:
Her eilt ich zu singen die Maitinada.
Es drängt sich siebenmal täglich dein Name
Du theure Geliebte an meinen Mund.
Vergangene Nacht, als würde ich wachen,
Da träumt ich im Heu zu wonniger Stund':
Du hielteſt in Händen ein Röslein ſo schön,
Vollduſtend, in Weiß und Roſa zu ſehn;
Du reichſt mir die Blume, ich ſchwelgte im Duſt —
Da ſchwand der Traum in eitel Luſt!
Doch will der Himmel mich fürder beglücken,
So wird er den Traum auch heute mir ſchicken.

Eine *Maitinade*, gedichtet zum Zeichen der Verachtung, beginnt: *Passo de ki per no passar de sora, no passo miga per ti, brutta lağra (creatura) re.*, daß will ſagen:

„Ich gehe nicht um deinetwillen hier vorüber, abscheuliches Geschöpf, sondern nur um keinen Umweg machen zu müssen“. Eine andere, wilden Inhalts, von der Eifersucht eingegeben, beginnt:

O camarada, tratta da fratello,
La me morosa lāssemela stare
Se no, ki 'n tasca mi gh' ho 'n bel cortello
E la so lama ti farà tremare.

In der Tasche trage ich blank und rein
Ein Messer — und zittre Du!
Brich nicht, Kamerade, die Bruderverren
Und laß mir mein Mädchen in Ru!

Liebeslieder mit Anruf an die Blumen, wie es z. B. die toscanischen Stornelli sind, finden sich auch hier. Die Liebenden reden sich mit Blumenamen an, besonders mit Rose, mit Lilie, mit Nelke, mit dem bescheidenen Veilchen oder wenigstens mit dem allgemeinen Worte „Blume“ überhaupt, wie z. B. *bel fiore, candido fiore, fior di bellezza* u. s. w. Im Tesinotal erschien der junge Liebhaber, begleitet von einem vertrauten Freunde mit der Zither, in der Nacht vor den Fenstern der Schönen und stimmte ein Lied *alla pastora* an. Den Tag darauf erkundigte er sich, ob das Ständchen von der Familie, der das Mädchen angehörte, gut aufgenommen worden sei.

Oder auch, wenn der *toso* (Bursche) die *tosa* (Mädchen) auf dem Wege raf, hielt er sie an und flüsterte ihr, indem er sich mit einem Blumensträußchen näherte zu:

Questo fior che per amor vel dono,
Accettèlo per amor che 'l è 'l cor mio:
Mi che ve lo dago,
So come che stago,
E vu, che 'l rigevè
Che risposta me dè?

Liebend reich ich Euch die Blume,
Nehmt sie liebend als mein Herz! —
Ich weiß was ich denke,
Wenn ichs verschenke.
Und wie steht Euer Sinn,
Holbe Empfängerin?

und sie erwiderte:

La risposta la è bella e bona,
Accetto i fiori, ma non la persona;

Willst du offne Antwort denn, so hör'
Die Blume nehm ich, den Geber nimmermehr!

oder:

La risposta la è bella e bona,
Accetto i fiori e ancor pù la persona.

Willst du offne Antwort denn, so hör'
Die Blume will ich, den Geber noch viel mehr!

Übrigens ist das Lied *alla pastora* oder das Ständchen, welches noch vor dreißig Jahren so allgemein war, jetzt nur mehr selten und meistens scherzweise im Gebrauch.

Man hatte ferner Balladen, mehr oder weniger lange Gesänge, welche vom Volk, das so fest an dem Alten hängt, beim Tanze des *Salterello* oder der *Moserrina*, wie anderswo der *Furlana* u. s. w., gesungen wurden. Die alten Weiber sangen bei Zitherspiel, während die jungen Burschen und Mädchen in dem sogenannten *sik* (Spinnräume, ein Zimmer oder ein Stall) tanzten.

Im Alter von zwanzig Jahren müssen die zum Wehrdienst berufene jungen Leute die Heimat verlassen und von ihren Geliebten Abschied nehmen, in zum

Kaiser-Jäger-Regiment abgestellt zu werden. Auch diesen Gefühlen pflegt man noch immer mit Gesang Ausdruck zu geben, wie z. B.:

Non piangere, mia cara,
L'è 'n tempo passeggero;
Ninetta, col pensiero
Sarò vicino a te.

Quando sarò lontano
Te manderò 'l ritratto,
Vestito da soldato,
La baionetta 'n man.

Piangè, piangè, putele,
Se quattro scarti resta,
L'è l'ultima tempesta
Che Dio ve pol mandar.

Ma chi sarà che piange?
Sarà la me morosa,
I scarti la fa sposa,
E mi ho da nar soldà! —

„De scarti non volemo,
De boni no nen tocca;
Noi ciaperem la rocca,
La stopa da filar.“

Weine nicht mein theures Mädchen,
Rasch flieht ja die Zeit von hinnen,
Du allein bleibst stets mein Sinnen,
Immer werd' ich bei Dir sein!

Werde Dir mein Bildniß senden
Aus der unbekannten Weite;
Das Gewehr an meiner Seite
Wirst Du sehn mich als Soldat.

Die Untauglichen, sie bleiben,
Bleiben hier, o weinet Mädchen!
Schlimmes konnte Euch, Ihr Schätzchen,
Doch der Himmel nicht bescheuern!

Welche wird denn von Euch weinen?
Thränen wird mein Mädchen weihen —
Der Untaugliche wird's freien,
Und ich bin im Feld Soldat! —

„Nein! die wollen wir verschmähen!
Zieh'n die Tauglichen von hinnen,
Werden wir damit beginnen,
Die geschwinde Spindel drehn!“

Die jungen Burschen Wälschtirols sind stolz darauf, für den Wehrdienst tauglich (boni) erklärt zu werden, und es ist daher natürlich, daß sie auf die Untauglichen (scarti) mit einer gewissen Verachtung herabsehen.

Es gibt auch Soldatenlieder, welche Erinnerungen an die Kriege Napoleons befinden, aber zweifelsohne von außen hereingekommen sind, wie dies auch von manchen anderen Liedern gilt, worunter jedoch das eine oder das andere örtliche Färbung verräth.

Manche Volkslieder sind kurze und bündige Erzählungen von Geschichten und von gewöhnlichen oder wunderbaren Abenteuern und haben sogar die Form einer Ballade. Zu den lieblichsten Blüten dieser Volkspoesie gehören die Lieder, welche die liebevolle, sorgsame Mutter an der Wiege ihres Kindes singt; so wenn das Kind nicht einschlafen will und die Mutter ärgerlich wird:

Ninne — nanne — cocche — cocche;
E la mamma colle frasche,
E 'l papà coi bastoni
A bastonar i poppi bricconi.

Ninne — nanne — Nüßchen — Nüßchen;
Mit der Ruthe kommt die Mutter,
Vater mit dem Stock gegangen,
Um zu prügel'n solche Rangen!

Raum ist das Kind ein wenig herangewachsen, so lernt es aus dem Muttermunde das Liedchen vom Kinde Jesus: *Canta, canta, rosa o fior, È nassù 'l noss signor*, 2c. Ein eigenthümliches Volkslied ist das Lied des *moleta*, das ist des Schleifers von Ober-Rendena, der mit seinem Schleifzeug die entlegensten Orte Österreichs, Deutschlands und Italiens aufsucht. Endlich wollen wir auch ein „*Il bombabà*“ genanntes Trinklied erwähnen, welches, wie in vielen Gegenden Italiens, auch in Wälschtirol noch immer fortlebt und wobei ein Zecher, das gefüllte Glas seinem Tischnachbar reichend, singt: *Bevè, bevè, compare, se no ve mazzerò!* (Trinket, trinkt, Gevatter, sonst werde ich Euch umbringen!) und der Nachbar, indem er das Glas ergreift, erwidert: *Bitost che me mazzéghe, compare, beverò!* (Sieber, als daß Ihr mich umbringt, trinke ich, Gevatter!) Während er nun trinkt, singen alle anderen: *Entant che 'l beverà, ghe canterem el bombabà! Bombabà! Bombabà! Bombabà! Bombabà!* (Indessen er trinkt, laßt uns singen: *Bombabà* 2c.) Der Zecher, welcher während des Gesanges das Glas geleert hat, fährt fort: *E l'ho bevuto tutto e no 'l m'ha fatto mal!* (Ganz habe ich es ausgetrunken und es hat mir nicht geschadet!) Nun endigt der Chor die feuchtfrohliche Stimmung mit der Bestätigung, daß der Zecher wirklich Alles, ohne Schaden zu nehmen, ausgetrunken habe, und nach einem Hoch auf Bacchus und den Saft der Reben wird das Glas rasch dem Nachbar gegeben und der Gesang geht wieder von vorne an; dies dauert solange bis das Glas die Runde gemacht hat.

Bemerkenswerth ist in der Geschichte der Volksdichtung von Wälschtirol das Auftreten eines eigentlichen fahrenden Volksängers (*Giullare*, *Rhapsoden*) noch in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Wälschtirol hatte seinen letzten fahrenden Sänger in *Girolemينو* aus Trient, welcher vor beiläufig zwanzig Jahren gestorben ist. Klein von Gestalt, mit schwarzen und lebhaft glänzenden, von dichten und langen Brauen beschatteten Augen und großem, stets lächelnden Munde erschien er an den Tagen seines Auftretens mit einer Schellenkappe auf dem Kopfe, welche mit langen zungenförmigen Papierstreifen ringsum besetzt war, in einem ausgezackten buntschekigen, weiten Rock mit wunderlichen Zeichnungen und mit gesticktem Bruststreif. Er besuchte Kirchmessen und Jahrmärkte, Badeanstalten und Sommerfrischen, wo er die Menge mit seinem von ihm selbst auf der Zither begleiteten Gesang vergnügte. Meist sang er Gelegenheitsgedichte eigener Erfindung, manchmal auch aus dem Stegreif, spaßhaften Inhalts, nicht selten aber auch beißende Spottgedichte gegen einzelne Personen oder gegen lächerliche Sitten und Gebräuche eines ganzen Ortes. Niemand fühlte sich verletzt, da Alle wohl wußten, daß der Volksänger *Girolemينو* ohne bösen Hintergedanken bloß die Zuhörer ergözen und lachen machen wolle und daß es ihm nur auf ein klingendes Zeichen der Anerkennung ankam, das er dankbar entgegennahm.

Volkschauspiel und Theater. Die ältesten dramatischen Versuche Wälschtirols findet man in den sogenannten dramatischen Laude, welche von den Geißlerbruderschaften bei ihren Umzügen gesungen wurden. Geschichtliche Urkunden geben uns sichere Belege von dem Bestehen solcher Bruderschaften in Trient, in Arco, in Mendena und in Sopramonte. Alles berechtigt zur Annahme, daß auch in anderen Ortschaften Wälschtirols schon im XIV. Jahrhundert Geißlerbruderschaften bestanden, sowie noch heutzutage beinahe in jeder Stadt, in jedem Marktflecken und Dorf dieses Theils des Landes die eine oder die andere Bruderschaft besteht. Jedoch findet der Gebrauch, einen Stachelgürtel zu tragen und sich zu geißeln, nur mehr ausnahmsweise von Seite einzelner Personen statt. In einigen Orten singt man noch heutzutage Lobgesänge (Laudi), wie z. B. den so schönen „Pianto di Maria“, welcher von A. Zenatti gesammelt und herausgegeben worden ist. Es ist noch nicht lange her, daß in der Charwoche von mehreren Personen der eine oder der andere Lobgesang (Laude) gesungen wurde. Dabei hatte einer die Rolle des Erzählers, andere stellten Maria oder den Johannes dar, gerade so wie die ersten Geißler ihre dramatischen Loblieder sangen.

Hieraus entwickelten sich die geistlichen Spiele. Sie reichen in frühe Zeit zurück. Eine Urkunde der Stadt Riva erzählt uns von der „Darstellung des Leidens und der Auferstehung Christi“ auf dem Stadtplatz am 26. Juni 1536. Mariani schildert in seinem Werke über Trient (1673) einen großartigen Umgang, den man jährlich in der Nacht vom grünen Donnerstag in Trient zu halten pflegte, wobei eben die Geschichte des Leidens Christi aufgeführt wurde. Auch in anderen Ortschaften Wälschtirols führte man derartige bildliche Vorstellungen auf, insonderheit in Ala mit außergewöhnlichem Gepränge, worüber sich Gedächtnißschriften schon seit 1634 vorfinden. Großartig mußte jene vom Jahre 1728 gewesen sein, an der sich über hundert Personen theiligten, welche, in Gruppen vertheilt, die hervorragendsten Begebnisse des alten und des neuen Testaments, von der Verstoßung der hoffährtigen Engel bis zum Tode Christi darstellten.

Eigentliche geistliche Dramen führt man im Fasching und am Fest des Schutzheiligen des Ortes noch jetzt in mehreren Gegenden Wälschtirols auf, und diese Sitte war einstens allgemein. In der Bibliothek der Stadt Trient sind einige fliegende Blätter und kleine Druckhefte aufbewahrt, in welchen die Titel von einigen der in Trient und in den umliegenden Dörfern aufgeführten geistlichen Schauspiele, ihr Inhalt und die Namen der Personen, welche dabei mitgewirkt haben, verzeichnet sind. Darnach wurde am 21., 25. und 28. April 1764 zu Trient „Il Martire Pargoletto“ oder tragische Vorstellung des Märtyrertodes vom unschuldigen Trientiner San Simone aufgeführt; am 5., 12. und 19. September 1790 zu Vigolo Battaro das geistliche

Trauerspiel: „L'Eroe Cristiano“ oder der glorreiche Märtyrertod vom heiligen Georg. „L'eroica costanza nella vera fede“ oder die heldenmüthige von Thomas Moro, Kanzler des Königreiches England, im wahren Glauben bis zu seinem Tode bewahrte Standhaftigkeit, hieß ein Stück, das von einigen Dilettanten des Dorfes Terlago am 9. und 16. August 1795 aufgeführt wurde, und „Rappresentazione della Nascita del Bambino Gesù“, eine Vorstellung, die in Baselga und Pinè am 29. August und am 5. September 1802 stattfinden sollte. „Il Giudizio Universale“ wurde auf der Bühne des Gemeindeplatzes von Cavedine am ersten Sonntag des Monats August 1815 von der Dilettantengesellschaft des Dorfes aufgeführt u. s. f.

Die Bühne wurde damals wie auch jetzt noch in vielen Ortschaften unter freiem Himmel auf dem Ortsplatze errichtet; die Spieler waren und sind Dorfbewohner, und die Zuschauer strömen von allen Nachbardörfern herbei. Noch vor vierzig oder fünfzig Jahren war es allgemeine Sitte, geistliche Schauspiele aufzuführen; jetzt hat sich diese Sitte nur noch an einigen Orten erhalten. Es werden meistens heilige Handlungen von Metastasio dargestellt oder auf den Schutzheiligen des Ortes bezügliche Schauspiele, ferner „La Passione di Nostro signore“, „Il Giudizio Universale“, „Faraone“, „Il Cristo Passo“ von Pona und sogar „Il Nabucodonosor“ und „Il Daniele“, zwei sehr alte geistliche Spiele. Noch jetzt gehen zu Weihnachten in manchem Orte Bauersleute von Haus zu Haus, um die Geburt Christi darzustellen, und auch Kinder um den „Puer natus“ oder die „puerna“ zu singen, ein Wort, welches jetzt in der Mundart von Trient Singfang (cantilena) bedeutet. Die Rollen in solchen Spielen waren Männern zugetheilt, allein in neuester Zeit wurden an einigen Orten auch Frauenspersonen zugelassen. Die Vorstellungen haben hauptsächlich einen religiösen und sittlichen Zweck, und die Landleute hören und sehen mit einem gemischten Gefühl von Neugierde und Andacht zu. Die lustigen Episoden sind gleichsam ein Ruhepunkt für das religiös erschütterte Gemüth und mäßigen die Kraft und den Ernst dieser Empfindung.

Lebendiger als in anderen Gegenden Wälschtirols hat sich die Vorliebe für derartige Schauspiele im Fleimsthal erhalten. Dort bringen die Ortsbewohner tausend Opfer an Zeit und Geld, um das ersehnte Ziel zu erreichen, ein Schauspiel zu lesen, die Rollen abzuschreiben, mehrere Monate hindurch Proben abzuhalten und mit jener Zähigkeit des Entschlusses, welche durch die Begeisterung für eine als nützlich erachtete Sache entsteht, die Bühnenanordnungen zur Aufführung des Schauspiels mit getreuer Nachahmung der Wirklichkeit zu treffen, um dann feierlich die Bühne zu besteigen, erwartet von einem aus allen Nachbarorten in hellen Scharen herbeigeströmten Zuhörerkreis, welcher mit Spannung dem schönen und eindrucksvollen Spiel folgt, worin die Unschuld und die Gerechtigkeit siegen, der Gottlose aber verdammt, der Heuchler

entlarvt und der Tyrann überwunden wird. Unter den Hausurkunden verwahrt man dort in den verborgensten Fächern mit ängstlicher Sorgfalt die von den Ahnen



Grabstein des Lustigmachers Ser Paolo.

gespielten Rollen als theures Andenken, und mancher Greis sagt im Familientreis oder vor einer Gesellschaft von Bekannten eine nicht enden wollende Reihe von Versen, z. B. „Die Judith“ oder „Den wiedererkannten Josef“ von Metastasio ganz und auswendig her, ohne auch nur eine Silbe zu fehlen, und aus seinem Blick strahlt wonnige Freude, wenn er erzählt, daß er die Bühne bestiegen habe.

Aber auch die weltliche Schauspielerkunst wurde jederzeit im italienischen Landestheil gepflegt. Unter dem prachtliebenden Cardinal Bernard Cles und unter dem Fürstbischof Christoph Madruzzo sah Trient statt der geistlichen, weltliche Schauspiele, Lustgefechte, Scheinschlachten u. s. w. und im glänzenden Schloß del Buon Consiglio war der fürstbischöfliche Hofstaat öfters bei der Aufführung von Lustspielen zugegen. Schon aus Anlaß der feierlichen Inthronisation von Bernard Cles (8. September 1514) wurden prunk-

volle Feste gefeiert, die uns Giano Pirro Pincio mit überschwänglicher Ausführlichkeit beschrieben hat. Unter den Unterhaltungen, welche vor und nach dem Festessen für

den Adel und die vornehmsten Bürger veranstaltet waren, erwähnt der genannte Geschichtschreiber Gesangsvorträge, Tonspiele, Tänze, Gedichte und Reden zum Lobe des Cles, Lustspiele, welche zum Spott der Landbewohner in der Volksmundart aufgeführt wurden, und da die Festlichkeiten einige Tage fort dauerten, auch Possen und scherzhafte Wortstreite. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß damals auch das im Jahre 1482 zu Trient gedruckte Lustspiel: „La Catinia“ von Siccio Polentone aus Levico zur Auführung kam.

Unter den Hofnarren am Hofe des Fürstbischöfs von Cles, welche die eingeladenen Gäste belustigten, befand sich sein Liebling Ser Paolo, dessen in Stein gehauenes Bild man noch heute im Hofe des alten Stadthauses von Trient eingemauert sieht, mit der Inschrift:

Quae modo festivo sonuere palacia risu
Lugent. Funestae quid referunt lachrymae?
Paulus obiit: periere sales, periere lepores,
Cum quo prodierant, deperiere ioci.

MDXXXV.

Und denselben Prunk, besonders wenn es Fürsten und andere hohe Persönlichkeiten zu bewirthen galt, entfalteten auch sein Nachfolger Christoph Madruzzo und ebenso die anderen Fürstbischöfe von Trient, solange die geistliche Macht mit der weltlichen in ihnen vereint war. Von den bei der Ankunft von fürstlichen Personen gegebenen Festlichkeiten wollen wir nur jene erwähnen, welche mit großem Prunk zu Ehren Maria Annas, Schwester Ferdinands IV., stattfanden, als sie neuvermählt an Philipp IV. von Spanien auf der Durchreise in Begleitung von mehreren Erzherzogen und eines großen Gefolges am 21. December 1648 in Trient ankam und hier durch volle fünf Monate, nämlich bis zum 19. Mai 1649 verweilte. Bei einer dieser Festlichkeiten wurde, wie Mariani uns berichtet, außer dem Lustspiel im Schlosse auch noch eine dramatische Vorstellung im Palast aufgeführt und dann zum wahren Vergnügen der erlauchten Gäste mehrmals wiederholt.

Heutzutage bestehen Theater in Trient, Rovereto, Riva, Arco, Levico; vormals gab es solche auch in Mori und an anderen Orten. In der Bibliothek der Stadt Trient verwahrt man einige dramatische Werke oder Belege, welche auf die Eröffnung oder Wiedereröffnung der Theater von Trient, Rovereto und Mori im vergangenen Jahrhundert und in den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Bezug haben. Namentlich in der Stadtbibliothek von Rovereto findet man hinreichendes Material zu einer Chronik jenes Theaters seit dem XVII. Jahrhundert, als nur ein zwar gemauertes, aber höchst einfaches Theater da war.

Dialect und Dialectdichtung der Italiener in Tirol.

„Jede Provinz liebt ihren Dialect: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft.“ So schrieb Goethe mit Recht in den Tagebüchern über seine Erlebnisse (Aus meinem Leben, VI. Buch).

Das Wichtigste in einer Sprache ist die selbständige Entwicklung, die unmittelbare Darstellung des Gedankens, und wo immer diese Eigenschaften der Sprache fehlen, kann das Volk seine Gedanken nicht gut ausdrücken und stößt wohl auch im Denken selbst auf Hindernisse. Der Dialect schöpft eben aus dem lebendigen Gebrauch jene Biegsamkeit, jene Gewandtheit, jene markige Kraft und jene staunenerregende Feinheit in der Auffassung selbst der geringsten Begriffsunterschiede, die man leider oft in der edleren Sprechweise vermißt. Daher dürfen wir, wie groß auch die Vortheile der vollkommenen Gleichförmigkeit der volksthümlichen Sprechweisen mit der Schriftsprache in einem ganzen Lande scheinen mögen, doch nicht den vollständigen Sieg der letzteren über die verschiedenen Mundarten herbeiwünschen, wenn auch dieser Sieg vielleicht möglich wäre.

Wälschtirol hat wie jede andere Gegend seine Mundarten, seine Unter- und Nebensmundarten. Die eine und die andere Mundart kann sich einer eigenen Literatur rühmen, welche theils vom Volke selbst geschaffen und theils die Frucht des Fleißes und der Arbeit von bekannten Verfassern ist.

Allerdings ist es richtig, daß die Unterschiede der mundartlichen Sprechweisen desto mehr verschwinden, je größer der Einfluß der Kanzelsprache, der Schulsprache, der Sprache der Beamten und der gebildeten Leute im Allgemeinen wird und je mehr die Einwohner der verschiedenen Thäler, Städte und Ortschaften des italienischen Theils des Kronlandes Gelegenheit haben mit einander zu verkehren. Die Dialecte aber werden deswegen nicht ganz aussterben, und wenn auch die mundartlichen Denkmäler immer seltener werden, wird man nichtsdestoweniger jene, welche uns verbleiben, als Hilfsmittel benützen, um sprachliche und ethnographische Fragen klarzustellen und die natürlichen Anlagen, die Cultur und die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Orte, wo sie geschaffen wurden, richtig zu beurtheilen.

Um die Erforschung der Mundarten und um die mundartliche Literatur Wälschtirols machten sich vor allen verdient: Giuseppe Valeriano Bannetti von Rovereto noch im vergangenen Jahrhundert und in der Neuzeit Ascoli, Azzolini, Boehmer, Gartner, Malfatti, Agostino Perini, Schneller, Sulzer und mehrere gelehrte Tridentiner, die ihre Arbeiten nach und nach im „Archivio Trentino“ und im „Annuario della società degli alpinisti tridentini“ veröffentlichten, welche zwei periodische Schriften

durch ihren wissenschaftlichen literarhistorischen Inhalt dem italienischen Theil des Kronlandes zur Ehre gereichen.

Von kleinen deutschen Sprachinseln abgesehen, reden die Bewohner Wälschtirols eine Volkssprache, welche, ungeachtet der mehr oder weniger verschiedenen örtlichen Färbung, zur Familie der italienischen Mundarten gehört, obwohl ein nicht geringer Theil derselben im täglichen Verkehr untereinander Eigenheiten behielt, welche die alte und enge Verwandtschaft mit der Familie der rhätoromanischen Mundarten bekunden, die *Ascoli* ladinische nennt und sie unterscheidet: in die westtridentinische Gruppe auf der rechten Seite des mittleren Etschthals, nämlich im Sulzberg (Val di Sole), im Nonzberg (Val di Non) und im Rumthal (Val di Rumo), und in die osttridentinische Gruppe, nämlich im Thal des Avisio, welches drei Theile in sich begreift: das untere oder Gembrathal (Valle di Gembra), das mittlere oder Fleimsthal (Valle di Fiemme), das obere oder Fassathal (Valle di Fassa), wo das ladinische Element im Allgemeinen in dem Maße stärker hervortritt, als man sich den Ursprungsquellen des Avisio nähert.

Im ganzen Etschthal von San Michele bis Borghetto, in dem größten Theil des Bezirkes von Pergine, in der Val Sugana und in den Thälern von Tesino und Primiero, ferner in den Bezirken von Bezzano, Arco und Riva, im Ledrothal (Val di Ledro) und in den drei Thälern von Judicarien sprechen die Einwohner italienische Mundarten, jedoch nicht frei von ladinischen Spuren und mit dem Unterschied, daß man in bestimmten östlichen Gegenden, wie im unteren Suganathal und im Bezirk von Primiero Wörter und Laute hört, welche den Einfluß der venetianischen Dialecte bekunden, hingegen in den westlichen Thälern Wörter und Laute, welche an den Einfluß der lombardischen Volkssprachen erinnern.

Die allen Dialecten Wälschtirols, wie sie jetzt gestaltet sind, gemeinschaftliche Grundlage ist dieselbe wie jene der italienischen Schriftsprache und der anderen romanischen Sprachen, nämlich die lateinische Volkssprache (*lingua romana rustica*). Diese gemeinschaftliche Grundlage hat zur Folge, daß man, ungeachtet der verschiedenartigen Bestandtheile, aus denen die Bevölkerung nach und nach erwachsen ist, bei einem Vergleiche dieser Dialecte unter sich und mit der italienischen Schriftsprache sogleich wahrnimmt, daß sie alle einander so ähnlich sind, daß man von ihnen, wie *Ovid* von dem Antlitze der Nereiden, sagen kann:

„Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum.“

Besonders merkbar in der Bildung der Mundarten müssen die etruskischen Einflüsse gewesen sein, so zwar, daß mancher Gelehrte es vorzüglich diesem Umstande zuschrieb, daß

die lateinische Volkssprache in dem heutigen Wälschtirol, als es eine römische Provinz geworden war, so schnell festen Fuß gefaßt hat.

Von einer weitverbreiteten und starken Latinität im alten tridentinischen Gebiete geben auch die vielen dort aufgefundenen Inschriften Zeugniß. Das Verhältniß, in welchem sich das älteste oder rhätische Element mit dem Lateinischen vermischte, war ungleich je nach der Verschiedenheit der Gegenden und der Umstände. So widerstand in Mittelrhätien das alte Element zäher als im heutigen Wälschtirol, und auch hier konnte der römische Einfluß nicht überall dieselbe wirkende Kraft üben. In der Nähe der römischen Stadelager und Heerstraßen, wie im Etschthal und Suganathal, war die Wirksamkeit des römischen Einflusses schneller und stärker, hingegen langsamer in den Thälern des Sarca, des Noce und des Avisio. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, immerhin dürften bei der Berührung mit den angrenzenden Gebieten Italiens die einheimischen italienischen Mundarten von Südtirol sich gleichzeitig mit den anderen Mundarten Italiens entwickelt haben. So kam es, daß die wälschtirolischen Dialecte, wie sie gegenwärtig ausgebildet sind, die Mitte zwischen den lombardischen und den venetianischen Sprecharten halten, obgleich sie sich mehr den letzteren nähern.

So hat z. B. der Roveretaner Dialect die häufige Veränderung des betonten a in der Nennwortsnachsilbe -arius (italienisch -ario, -ajo, -iero) in e mit der venetianischen Mundart gemein, so: ferrér (Schmied), murér (Maurer), molinér (Müller), pomér (Apfelbaum) u. s. w., während in dem Trientner Dialect diese Wörter ferrár, murár, molinár, pomár u. s. w. lauten. Die roveretanische Sprechweise hat mit der venetianischen auch die Ausstoßung des Zahnlautes d zwischen zwei Vocalen gemein, z. B. battúa (Schlag), bevúa (ein rechter Trunk), préa (Stein) u. s. w., während der Dialect von Trient die entsprechenden Wörter battúda, bevúda, préda u. s. w. gebraucht. Der Trientner Dialect ist überdies weniger wohlklingend als der von Rovereto und hat viele Endconsonanten, Betonungen und Laute, welche den lombardischen Mundarten gleichen.

Mehr oder weniger, je nach der Verschiedenheit der Orte und am meisten in den Thälern des Avisio und des Noce, beobachtet man in den Mundarten Wälschtirols sowohl in der Form als im Laute rhätoromanische Spuren. Man beachte hier nur, um wenigstens die Hauptmerkmale des ladinischen Gepräges anzuführen, welche den echt italienischen Dialecten fremd sind: a) den Übergang der lateinischen Rehlaute ca und ga in die entsprechenden Gaumlaute éa, gá (sprich: tscha und dscha): éasa (Haus), vacá (Ruh), gal, italienisch gallo (Hahn), und insbesondere in die dem Nocegebiet eigenen Palatal-laute éa und gá (tʃa, dʃa): éaval, italienisch cavallo (Pferd), éastel, italienisch castello (Schloß), éantar, italienisch cantare (singen), legám, italienisch legame (Band); b) die Auflösung des l in u in den Formeln ald, alt u. s. w.: éaud (sprich: ciáud), italienisch

caldó (warm), sáut, italienisch salto (Sprung), áuter, italienisch altro (ander) u. f. w.; c) die Trübung des Vocals ü mit dem Laute des französischen oder lombardischen u: ün, italienisch uno (ein), dūr, italienisch duro (hart), venū, italienisch venuto (gekommen) u. f. w.; d) den getrübten Vocal ö mit dem Laute des französischen eu in peu und æ mit dem Laute des französischen eu in peur: fiöl, Plural fiöi, italienisch figliuolo, -i (Sohn, Kind), nōo, næf, italienisch nuovo (neu), cæga, italienisch cuoca (Köchin), fægo, italienisch fuoco (Feuer), lægo, italienisch luogo (Ort) u. f. w.; e) den Doppellaut ué (oder ö), welcher aus einem kurzen betonten lateinischen ō entstanden ist: fuéc, italienisch fuoco, luéc, italienisch luogo, scuéla, italienisch scuola (Schule); f) den Doppellaut ié in der Mehrzahl der Nennwörter auf -ello: fradiği, italienisch fratelli (Brüder), biği, italienisch belli (schön) u. f. w.; g) das n gleich nd: dōmanār, italienisch domandare (fragen), responer, italienisch rispondere (antworten), grani, italienisch grandi (groß) u. f. w.; h) die Erhaltung des l in den lateinischen Formeln bl, cl, fl, pl, rc.: blastamar, italienisch bestemmiare (fluchen), recla und orecla, anderswo reća und reğa, italienisch orecchia (Ohr), vecla und veća, italienisch vecchia (alt), flor, italienisch fiore (Blume), flama, italienisch fiamma (Flamme), plōvia und pluevia, italienisch pioggia (Regen) u. f. w.; i) das flexivische s in der zweiten Person der Einzahl in der Conjugation: das, italienisch dai (du gibst), fas, italienisch fai (du machst), séntes, italienisch senti (du hörst) u. f. w.

Ferner hatten die fortwährenden und engen Beziehungen zwischen dem italienischen und dem deutschen Theile des Kronlandes zur nothwendigen Folge, daß viele deutsche Sprachbestandtheile in die verschiedenen Mundarten von Wälschtirol eingedrungen und darin geblieben sind. In dieser Hinsicht aber soll nicht unbeachtet bleiben, daß solche Einflüsse die Sprachlehre gar nicht berührten und daß ein großer Theil der Wörter deutscher Abstammung, welche in das Wörterbuch der Mundarten Wälschtirols aufgenommen sind, sich auch in den venetianischen und lombardischen Dialecten vorfinden und daß einige davon auch in die italienische Schriftsprache übergegangen sind. Wir wollen hier nur einige der am meisten vom Volke Wälschtirols gebrauchten Wörter deutscher Abstammung als Beispiele anführen: Bágerle (Wagen), bóro (baar Geld, z. B. no gh' ò 'n boró, ich habe keinen Kreuzer), canéderli (Knödel), canóp (Knappe), cheller, -a (Kellner, =in), chiznér (Kindesbirne), cráchesa (Krautje), cráoti oder cráuti (Sauerkraut), crosnóbol (Krummschnabel), cúcer (Kutscher), fínerli (Pissfingling), garbár oder garbér (Gärber), ghimpel (Gimpel), grobián (grob), marlós (Marktschloß, mittelhochdeutsch malsloz), peclin (Büchling), pinter (Faßbinder), pússol (Büschel), schéi, schéo (Scheidemünze) in der Bedeutung von Pfennig, z. B. no aver 'n scheo, keinen Kreuzer, keinen Pfennig Geld haben, seizzer (Schießer), slippegár (schlüpfen, schlüpfzig), slösser (Schlosser),

smalzár (schmalzen), smuzzegón (schmutzig), snoll (Schnalle), stéora (Steuer), stofiss (Stodfisch), stond (Schießstand), tislér (Tischler), tónco (Tunke), uzzár (Hüzen), zecchenár (zechen, Zeche) u. s. w.

Wie in der Abhandlung über die italienische Literatur Südtirols bemerkt wird, sind die ersten literarischen Versuche in mundartlicher Sprache sehr alt. Wie anderswo begann man auch hier in einheimischer Volkssprache zu schreiben und nur stufenweise hat sich die Sprache geläutert und vervollkommenet. Die Laude der Geißler von Rendena gelten als eines der ältesten Denkmäler der italienischen mundartlichen Poesie in Wälschtirol.

Chi uol servir a yhu xpo
Venda lusura el mal aquist
Tuti i peccadi si se pdone
Venda lusura el guardedone.

Chi uol servir a la raina
Toia la capa e la disciplina
Batesse forte e uolentera
Serala sego i spagnia.

O mader de xpo saluadore.
preghe p tuti i peccadori
Quando i passara de qsto modo
Or li defendi dal profundo.

Facsimile einer Lauda der Geißler von Rendena.

Die erste Stelle in der mundartlichen Literatur nahm, wie es natürlich ist, die Dichtung ein. Wenngleich unter den mundartlichen Schriftstellern Wälschtirols einige durch besondere dichterische Anlage hervorrangen, verdient doch, nach unserem Dafürhalten, keiner den Titel eines wahren Dichters, den man z. B. dem Mailänder Porta, dem Römer Belli, dem Sicilianer Meli und anderen gibt. Aber, obgleich ein Dichterkönig fehlt, ist die mundartliche Dichtung Wälschtirols doch eines Ehrenplatzes in der Literatur des Kronlandes würdig. Beinahe jede Mundart Wälschtirols hat irgend einen mehr oder minder bekannten und mehr oder minder fruchtbaren Dichter, aber jene zwei Mundarten,

Wie in anderen italienischen Gegenden gab es auch in Wälschtirol Schriftsteller, welche für ihre Werke lieber die Mundart als die Schriftsprache wählten, sei es aus natürlicher Vorliebe, sei es wegen der Beschaffenheit des zu bearbeitenden Stoffes, welcher eine Darstellung in der Schriftsprache weniger empfahl, sei es endlich, weil ihnen daran gelegen war, allgemein oder doch wenigstens ohne Mühe von den eigenen Mitbürgern und Landsleuten, für die sie vornehmlich schrieben, verstanden zu werden.

welche sich in dieser Hinsicht vor Allem rühmen können, sind die von Rovereto und die vom Ronsberg.

Der erste, der sich im Roveretaner Dialect versuchte, war Giuseppe Felice Giovanni von Rovereto, den Giuseppe Valeriano Bannetti in seiner im Jahre 1761 herausgegebenen „Lezione sopra il dialetto roveretano“ Meister und Vater der einheimischen Volkssprache nennt. Von ihm haben wir mehrere Dichtungen, meistens humoristische Erzählungen in achtzeiligen Strophen, als „El Remit de San Biasi“ („Der Einsiedler von San Biagio bei Rovereto“), „La donna fa l'om“ („Das Weib macht den Mann“), „El legat dei bisi“ („Das Vermächtniß der Erbsen“), „Moda nova de nar a cena“ („Neue Art zu einem Abendessen zu kommen“) und andere Novellen, welche in anmuthiger Weise geschrieben und mit scharfsinnigen Witz und feinen Scherzen gewürzt sind. Noch größere Verdienste als Dichter im Roveretaner Dialect erwarb sich Giacomo Antonio Turrati, Pfarrer in dem bei Rovereto gelegenen Dörfchen Lizzanella (geboren 1755), der allgemein als der wahre Vervollkommer der Roveretanerdichtung angesehen wird und der sie auch von den anfänglichen Fehlern im Reime befreite. Er schrieb zwei ergötzliche Satiren, welche im Jahre 1828 in Venedig gedruckt worden sind. Die eine hat die Überschrift „El mondo en maschera“ („Die maskirte Welt“), womit der Dichter in scherzhafter Weise dem Leser die Lehre gibt, sich nicht von dem Schein täuschen zu lassen, weil die Menschen sehr oft ganz anders sind, als sie der Kleidung nach aussehen. Die andere, welche dem Hauptgedanken nach der ersten ganz entspricht, führt den Titel: „El mondo dal cul en sù“ das heißt: „Die verkehrte Welt.“ In dieser bedauert der Verfasser als Lobredner der „guten alten Zeit“, daß die Welt ganz geändert und verkehrt, die Ordnung der Natur und der Jahreszeiten, wie auch die gesellschaftliche und sittliche Ordnung gestört sei, daß die Sprache, die Tracht, das Essen u. s. w. ganz anders und schlechter als ehemals sei.

Ein Schüler und Freund Turratis ist Giambattista Azzolini (geb. 1777), von welchem erzählt wird, er habe kaum einen Tag vorübergehen lassen, ohne irgend ein Sonett oder ein Gedicht in der Mundart von Rovereto zu schreiben. Er hinterließ auch ein handschriftliches Wörterbuch des Trienter und Roveretaner Dialectes, von dem später ein Auszug von Giovanni Bertanza herausgegeben wurde unter dem Titel: „Vocabolario vernacolo-italiano pei distretti Roveretano e Trentino, opera postuma del prof. Giambattista Azzolini, prete Roveretano“. Ein wackerer Dichter in dieser Mundart, welcher leicht und fließend schrieb und in verschiedenen Versmaßen dichtete, und dem zugleich das Verdienst zukommt, die Schreibart nach festen Gesetzen geregelt zu haben, ist Domenico Zanolli, ein Geistlicher von Rovereto (geb. 1810). Er veröffentlichte im „Florilegio scientifico-storico-letterario del Tirolo Italiano“ mehrere Novellen von

Giovanni und seine anmuthige Novellina „La donna lgra“ („Die Näfcherin“) in achtzeiligen Strophen.

Quando la donna la s'ha fatta lgra,
Difficil a trovar chi la distol:
S'anc so mari ghe fa la ciera strgra,
La se fa da magnar quel che la vol,
Perchè 'l moment al vers sempre la trova,
Che contentar el so appetit la pol;
Che se 'l mari per sort qualcos el spia,
La è pronta a negar tut con na bosia.

Ist eine Frau zur Näfcherin geboren,
Bergeblich! daß man sie entwöhnen kann;
Es bleibt doch jede Mühe rein verloren,
Macht selbst ein mürrisches Gesicht der Mann;
Gleich hat sie Weg und Mittel sich erkoren,
Daß ihr Gelüste sie befriedgen kann.
Und hat ihr Mann etwas erlauscht zu Zeiten,
Ist sie bereit ihm Alles abzustreiten.

Von ihm besitzt man außerdem: „L'uffici de donna Checca serva de Dom Bastiam“ („Das Brevier der Donna Francesca, Haushälterin des Don Sebastiano), worin erzählt wird, wie die Haushälterin eines Geistlichen jeden Tag übermüthiger wurde, bis sie schließlich von ihrem Herrn ungnädig aus dem Dienste entlassen werden mußte; eine Hochzeitsdichtung in sechszeiligen Strophen, welche beginnt „En di son sta en na casa per parlar“, und die interessante poetische Erzählung „El Remit de S. Martin“ („Der Einsiedler von St. Martin im Lagerthal“), eine kleine Geschichte, die unvergessen im Volke geblieben ist und noch jetzt gerne erzählt wird und welche Christian Schneller in seinen „Skizzen und Culturbilder aus Tirol“ wiedergibt.

Die ältesten Gedichte in der Mundart vom Nonenberg, von denen man Kunde hat, und welche von den Ortsbewohnern noch immer mit Wohlgefallen gelesen werden, sind jene, welche im Jahre 1776 zu Ehren des Regierungsantrittes des Fürstbischofs von Trient, Grafen Peter Vigilius von Thunn, verfaßt und herausgegeben wurden. Der Verfasser des ältesten Gedichtes unterzeichnet sich Nardo Leo Circio, was wie ein akademischer Name aussieht.

Ein zweites hat zum Verfasser den Doctor Sieti von Gles und trägt die Überschrift: „Per esser diventà Vescou e Prencip ed Trent e Marchies ed Chiestellara u. s. w. el Sior Cont chialonegh Pero de Thunn. Chiantada selett per Nones dedichiada ai Conti ed Thunn, i Siori suei Fradei. Con la Lussenzia dei Superiori. Al fin d'Ottober gio dal Monauni.“ In demselben werden die seltenen Gaben des Geistes und Gemüthes des neuen Fürsten gepriesen, das Alter des Geschlechtes, die Heldenthaten, die hohen Würden und Ämter, welche die Grafen Thunn zu jeder Zeit bekleideten, erwähnt und der Dichter drückt den Wunsch aus, daß die Regierung des neuen Fürsten lang und glücklich und seine Freude jener gleich sein möge, welche seine Unterthanen durch herrliche Feste, Pöllererschüsse, Glockengeläute u. s. w. in allen Orten seines Fürstenthums und allermeist in seinem Geburtsthal, der Raunia, befundet haben. Ferner sagt der Dichter an

der Stelle, wo er sich von seinem Gedicht verabschiedet, daß, wenn es aus Zufall vor die Herren, an die es gerichtet ist, käme, es zuerst die schuldige Verbeugung mache und dann um Entschuldigung dafür bitte, daß der Dichter, um den Gefühlen seines Herzens Ausdruck zu geben, es gewagt hat, sein Gedicht in der Mundart seiner Heimat zu verfassen, welche er besser kenne als die toscanische oder römische Sprache. Von demselben Dr. Sieli erschien im Jahre 1777 ein hübsch geschriebenes Hochzeitsgedicht unter dem Titel: „Per le nozze del Sur Cont Matteo ed Chiastell Thunn colla Siora Contessa Marianna ed Sinzendorff.“

Nicht geringeres Geschick als Sieli zeigten dann in der Dichtung der Nonsberger: Bartolommeo Tomazzoli, Baron Cristani aus Rallo, Giuseppe Giuliani aus Nano und insbesondere Pietro Scaramuzza aus Oles, der Verfasser der unter dem Titel „El Nones zivilizzà“ 1862 erschienenen Gedichte. Scaramuzza hatte zuerst seine Gedichte echt nonsbergisch geschrieben und dann etwas „civilisirt“, das heißt mit einem gewissen Trienter Anstrich versehen, damit dieselben für weitere Kreise mundgerecht seien.

Von Giuseppe Manincor aus Casez erwähnen wir die „Ciantica en lingua nonesa. Olinda da Caldes“, eine schön geschriebene poetische Erzählung der unglücklichen Liebe Olindas zu einem Troubadour und von Giuseppe Sicher aus Corredo „En viaz attorn la Val de Non“, eine anziehende Beschreibung des Nonsthals in 267 Bierzeilern mit einer Vorrede in Prosa nonesa, wo der Verfasser den Leser ersucht, ihn ja nicht für einen Dichter zu halten, sondern sich zufriedenzustellen mit „cäter versi blotti en dialet nones, e con chesti enparar el migol, che 't sta Val hai volest dirve“.

Eine wahre Perle nonsbergischer Dialectdichtung ist endlich die poetische Epistel, welche Bartolo Sicher aus Corredo von Sardinien aus, wo er damals Lycealprofessor war, im Jahre 1874 an seinen Freund Josef Gilli von Sfruz im Nonsberg gerichtet hat, mit der Überschrift: „Dall' isola 't Sardi, en mez al mar, mandi sta snonesada all' amico Don Beppo da Sfruz“ (Trento, 1884). Unter den achtundvierzig achtzeiligen Strophen sind am rührendsten die dreizehnte und die vierzehnte, welche die Mühsale jener armen Knaben beschreiben, die gezwungen sind, für mehrere Monate des Jahres die Heimat zu verlassen, um in entfernten Gegenden, unter den größten Entbehrungen das Handwerk des Raminfegers zu treiben.

Die mundartliche Prosa seiner Heimat pflegte Giuseppe Pinamonti aus Rallo (geb. 1783), welcher, wie bekannt, auch der Verfasser der italienischen Schrift „La Naunia descritta al viaggiatore“ ist. Von ihm sind das anonym erschienene, für die Kenntniß der heutigen Mundart des Nonsberges wichtige Schriftchen „Le strade e i ponti de la Val de Non. Comedia d'un sol atto e d'una sola sena“, ein Zwiegespräch in verschiedenen Mundarten vom Nonsberg und Sulzberg, worin Männer und Weiber aus allen

Gegenden in ihrer örtlichen Sondermundart ihre Ansichten über die damals in Aussicht genommenen Straßen- und Brückenbauten im Nonsberge aussprechen, und die ebenfalls anonym erschienene rührende Erzählung „El puever balós. Istoriella nonesa“ („Der arme Kerl. Nonsberger Geschichte“).

Eine interessante volkstümliche Sage in der Nonsberger Mundart aus der Feder des Herrn Giovan Battista Luchini aus Cunevo erschien, unter anderen Texten im Nonsberger Dialect, in den „Romanischen Studien“ von Eduard Böhmer (1878) unter dem Titel: „Deologo fra la Trinele e la Menegya sora chel Basalisco che gy' era io sora Mezz-Todes'cy.“

In der Trienter Mundart dichtete Giambattista Chinolt, ein Schlosser aus Aldeno (1834). Auch gegenwärtig gibt es nicht wenige Wälschtiroler, welche zu ihrem Vergnügen in ihrem Dialect schreiben und dichten.

Als ausgezeichnete Kenner ihrer heimatlichen Mundart und als Schriftsteller in derselben sind unter anderen rühmend zu erwähnen: G. Mor für den Trienter Dialect, Roberto Tonoelli für die Roveretaner Mundart, Emanuele Longo aus Castelmuro für die Mundart der Balsugana, N. Bolognini und G. B. Luchini für die Mundart von Judicarien und endlich Ricardo Rasmo aus Carano für die Mundart des Fleimsthal. Vom letzteren sind zwei mit großer Fertigkeit und Natürlichkeit geschriebene Erzählungen unter dem Titel „L Baosadro“ und „L Galantomo“ 1879 in Venedig erschienen.

Dialect und Dialectdichtung der Ladinier in Tirol.

Die ladinische Zone, welche sich, der Curve der Alpen folgend, in einem bald schmäleren, bald etwas breiteren Streifen vom St. Gotthard bis zum Karst erstreckt, wird im Norden ausschließlich vom deutschen Sprachgebiet, im Süden zum größten Theil von lombardisch-venetianischen Mundarten begrenzt und durch das Etschthal und das Piavegebiet in drei von einander mehr oder weniger abstehende Theile geschieden: in einen westlichen vom St. Gotthard bis zur Ortlergruppe, welcher den größten Theil von Graubünden umfaßt, in einen östlichen von den Quellen des Tagliamento bis zum Sionzo, den man kurz Friaul nennen kann, und in einen mittleren vom Etschgebiet bis zum Piavegebiet; letzterer bildet die ladinische Centralgruppe oder das ladinische Sprachgebiet Tirols. Früher dehnte sich das ladinische Sprachgebiet sowohl gegen Norden als auch gegen Süden viel weiter aus; theils aus lautlichen Erscheinungen, theils aus romanischen Namen geht hervor, daß ehemals ein großer Theil des heutigen venetianischen Gebietes, fast ganz Tirol bis nach Borarlberg, der Canton Tessin in der Schweiz zum ladinischen Sprachgebiete gehörten; der Gährungsproceß zwischen den ladinischen

Mundarten und den oberitalischen Dialecten dauert übrigens bis auf den heutigen Tag fort und dürfte bei dem Umstande, daß eine natürliche geographische Grenze zwischen den beiden Dialectgruppen nicht besteht, noch lange seinen endgiltigen Abschluß nicht finden.

Der Übergang vom Ladinischen zum Italienischen oder besser zum Lombardisch-Venetianischen ist kein plötzlicher, sondern ein allmäliger und wird durch gewisse Dialecte vermittelt, welche, ohne sich in ihren lautlichen Erscheinungen ausschließlich zu einer der beiden großen Dialectgruppen zu bekennen, abwechselnd bald mit der einen, bald mit der anderen Abtheilung gehen; derartige Idiome kann man Misch- oder Übergangsdialecte nennen. Von diesen ganz verschieden sind die deutschen Enclaven, namentlich im westlichen, theilweise auch im centralen ladinischen Sprachgebiet, und die slavischen im östlichen Theile, die nur insoferne von Bedeutung sind, als sie zur fortwährenden Sprachgrenzenverschiebung wesentlich beitragen, weniger jedoch die ladinischen Grenzbezirke lautlich oder morphologisch beeinflussen; dagegen läßt sich in letzterer Hinsicht eine mehr latente, aber deshalb um desto sicherer vorschreitende Überwucherung des lombardischen und venetianischen Elementes in den ladinischen Idiomen namentlich von Tirol nicht in Abrede stellen. Am empfänglichsten für die Aufnahme derartiger Erscheinungen zeigt sich in Tirol das Noce- und Sarcagebiet, also Sulzberg und Monsberg einerseits, Judicarien anderseits; die ladinischen Sprachphänomene, welche uns in diesen Thälern in einem nach den einzelnen Gegenden verschiedenen Grade noch jetzt begegnen, stellen es außer Zweifel, daß die Ladinität ehemals auch hier in einem blühenden Zustand war; namentlich läßt sich dies von Monsberg leicht nachweisen, und dennoch hat in allen drei erwähnten Thälern das Lombardische und Venetianische solche Fortschritte gemacht, daß die dortigen Idiome kaum mehr den Namen von Mischdialecten verdienen. Nicht viel anders verhält es sich mit Trient, wo man noch ganz deutliche Spuren ehemaliger Ladinität antrifft. Ungefähr dieselbe Gestaltung zeigt die Mundart des unteren Avisiogebietes; das Cembrathal deckt sich bezüglich seiner lautlichen Erscheinungen fast ganz mit Sulzberg und Monsberg; wie hier überwuchert auch dort venetianisches Element; die Mundart der Bewohner des Fleimsthal's, namentlich die des Hauptortes Cavalese, weicht fast in nichts von dem Idiom ab, welches man in Trient vernimmt; der Handelsverkehr, den die Trientiner mit den Cavalesern stets unterhalten, mag zur Gleichförmigkeit ihres Idioms viel beitragen. Dagegen bekennen sich die Mundarten von Predazzo und Moëna entschieden schon zu den Mischdialecten und vermitteln den Übergang von den südtirolischen Mundarten zum Ladinischen. Je mehr wir uns dann von hier thalaufwärts den Quellen des Avisio nähern, je deutlicher uns die Umrisse der im Hintergrund gewaltig und majestätisch emporstrebenden Sella-Gruppe entgegentreten, desto reiner, desto

blühender werden die ladinischen Sprachverhältnisse. Die Sellagruppe muß überhaupt als jener Stock bezeichnet werden, an dessen Fuße franzörmig rings herum das Ladinische Tirols sich in einem fast ganz reinen und unverfälschten Colorit bis auf die Gegenwart erhalten hat; am Fuße der südlichen Abstürze beginnt das obere Fassaßthal, im Westen Gröden und im Norden das Sprachgebiet der Gader oder Enneberg; in diesen drei Thälern wird das Ladinische am reinsten gesprochen; in Buchenstein dagegen, welches am Fuße der südöstlichen Sellagruppe-Abstürze beginnt und von da in südöstlicher Richtung auf beiden Seiten des Cordevole in Form abschüssiger und steiler Lehnen sich bis zum venetianischen Gebiete hinzieht, zeigt das Idiom, wenn auch im Ganzen ladinische Sprachverhältnisse überwiegen, namentlich rücksichtlich der Flexion und des Wortschatzes schon bedeutende Spuren venetianischen Einflusses; dies gilt vorzüglich von der Mundart von Colle Santa Lucia, welche wie das Idiom des Boitagebietes oder Ampezzos mit den cadornischen Mischdialecten als Übergangsstufe zum Friaulischen bezeichnet werden muß.

Die Zahl der Ladinier Tirols beträgt, wenn man von den Mischdialecten abieht, ungefähr 15.828, von denen 4.000 auf Fassa, 3.679 auf Gröden, 6.067 auf Enneberg und 2.082 auf Buchenstein mit Ausschluß von Colle Santa Lucia entfallen.

Die Alpengegenden Tirols, in denen heute mehr oder weniger rein ladinische Idiome gesprochen werden, bildeten einstens einen Theil der römischen Provinz Rhätia, die nach den hier von den Römern bereits vorgefundenen Bewohnern, den Rhätern, genannt wurde. Über den Zeitpunkt der Romanisirung der heutigen ladinischen Hochthäler Tirols haben wir zwar keine bestimmte Kunde, doch muß dies zur Zeit der Einwanderung der Bajuwaren um die Mitte des VI. Jahrhunderts bereits der Fall gewesen sein. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß infolge der bajuvarischen Invasion die Römer der Hauptthäler Tirols in die rhätischen Hochthäler sich zurückzogen, das dort schon herrschende romanische Element verstärkten und die Überreste der rhätischen Urbevölkerung absorbirten, was umso leichter geschehen konnte, als gleichzeitig Flüchtlinge aus Italien vor den Gräueln der Kriege zwischen Gothen und Byzantinern in den sicheren Bergen Rhätians Schutz und Zuflucht suchten. Daß aber das romanische Element trotz der Fluthen germanischer Invasion in den rhätischen Bergen bis auf die Gegenwart sich erhalten konnte, hat seinen Hauptgrund in der Abgeschlossenheit der Alpenthäler und im starren, unbeugsamen Festhalten der Bewohner an dem Althergebrachten. Damit hängt es aber anderseits auch unstreitig zusammen, daß die ladinischen Idiome, wiewohl alle aus dem Volkslatein hervorgegangen und daher unter einander innigst verwandt sind, dennoch zu keiner einheitlichen Sprachform gelangten, und zwar umsoweniger, als es an einem politischen oder culturellen Centrum diesen kleinen Volksplittern fehlte, die, von numerisch und cultur-

geschichtlich bei weitem überlegenen Völkern umgeben, sich in sprachlicher Hinsicht von diesen große Beeinflussung gefallen lassen mußten.

Das mangelnde Bewußtsein einer einheitlichen Rationalität verhinderte auch die Entwicklung einer selbständigen gemeinladinischen Schriftsprache, denn wenn man auch den ladinischen Mundarten eine literarische Pflege von Seite Einheimischer nicht absprechen kann, so hat sich anderseits doch nur das westliche ladinische Sprachgebiet, das Bündnerische, wohl als eine Folge seiner politischen Unabhängigkeit, ein eigenes Schriftthum geschaffen und bis auf den heutigen Tag mit Erfolg zur Geltung gebracht, während das Friaulische und Tirolische entweder das Italienische als Schriftsprache benützte oder aber sich einer besonderen ladinischen Schreibweise bediente, der eine allseitige Anerkennung bis jetzt versagt wird. Allein gerade dadurch, daß die ladinischen Idiome zu keiner schriftmäßigen Einheit gelangt sind, sondern nach Art eines zügellos dahinrauschenden Wildbaches in freier, uneingeschränkter Weise in abgelegenen Gebirgsthälern entstanden sind und sich, meist nur von einer ungebildeten bäuerlichen Bevölkerung gepflegt, in bizarren und unfertigen Formen fortentwickelt haben, erwecken sie umsomehr das Interesse des Sprachforschers und bieten demselben umsomehr zu anziehenden und lehrreichen Untersuchungen der vielfach von einander abweichenden Mundarten und Untermundarten Gelegenheit dar, als bei aller anscheinenden Zerklüftung und Verwilderung sich auch hier, wie in allen gesprochenen Idiomen eine von jeder Willkür freie Regelmäßigkeit zeigt. Es ist eine Folge dieser fessellosen Entwicklung, daß das Ladinische in vielen phonetischen und morphologischen Erscheinungen nicht mit dem benachbarten Italienischen, sondern mit dem entfernten Französischen und Provenzalischen geht. So deckt sich lautlich ennebergisches *só, fré, sorëdl* mit französischen *soeur, frère, soleil*, nicht aber mit italienischem *sorella, fratello, sole*, und vergleicht man die ladinischen Idiome mit den alt- und neufranzösischen Mundarten, so wird man dort nur wenige sprachliche Erscheinungen finden, die nicht in dieser oder jener Gegend Frankreichs ihr Adäquat fänden; so ist es gewiß interessant zu erfahren, daß der Enneberger, der Grödnner und andere Ladinler bei der Bildung des Präsens gewisser Verba sich ganz von denselben Principien leiten lassen, wie der Bewohner von Lüttich; das wallonische *battheie* (ich taufe) ist rücksichtlich seiner morphologischen Erscheinung genau das ennebergische *batieie*; die Brechung vom geschlossenen *e* zu *ei* oder weiter zu *ai* in gewissen Gegenden Tirols und Graubündens erinnert genau an den französischen Vorgang und, um nur eine Mundart zum Vergleich heranzuziehen, es spiegelt sich ennebergisches *trëi* (*tres*), *parëi* (* *paretem*), *crëi* (*credit*), *sfrëia* (*fricat*), *lëia* (*ligat*), *pëis* (* *pesu*), *mëis* (* *mese*), *bëi* (*bibit*), *nëi* (*nive*), *vëi* (*veru*), ganz genau wieder in altfranzösischem *treis, pareit, creit, freie, leie, peis, meis, beit, neif, veir*; die Entwicklung des offenen gedeckten *e* zu *ie* wie grödnnerisches *piëne* (*pecten*), *sies* (*sex*),

tiéra (terra), fiér (ferrum), iérba (herba) verweist uns wieder anderseits auf rumänisches piepten, sies, tieră, fier, ierbă, auf spanisches tierra, hierro, yerba, auf wallonisches tierre, fier. Gerade in vergleichender Hinsicht sind also ladinische Studien für den Romanisten von einem nicht zu unterschätzenden Werthe.

Das Idiom eines jeden ladinischen Thals hat seine eigenen dialectischen Schätze, ja selbst in einem und demselben Thal kann man oft zwischen den einzelnen Gemeinden verschieden gefärbte Mundarten unterscheiden; besonders gilt dies von dem Thal Enneberg, wo z. B. zu Colfosco und Corvara sich lautliche Abweichungen zeigen, die bei der geringen Distanz beider Gemeinden umso auffälliger sind, so die unveränderte Erhaltung des lateinischen ū in Colfosco, die Wendung nach ü in Corvara; fast möchte man sagen, daß der lombardische Einfluß in seinem Kampfe gegen das reine römische Element in diesem von den großartigsten Dolomiten eingeschlossenen Kessel Sieg und Niederlage zugleich davontrug, daher auf der einen Seite mur (murus), ūa (uva), segú (securus), un (unus), dur (durus), dagegen in Corvara mür, ūa, segü, ün, dür. Die Abweichungen vom Enneberger Dialect, die dem Linguisten in Colfosco ins Auge fallen, dürften zum Theile wenigstens auf Einfluß des benachbarten Grödnertals zurückzuführen sein. Es lassen sich überhaupt im Enneberger Thal drei lautlich bedeutend von einander abweichende Dialecte unterscheiden, die Colfoscker, die Abteier und die eigentliche Enneberger Mundart. Unstreitig muß die erste von diesen als die reinste bezeichnet werden, wenn anders reine Wiedergabe der ursprünglichen Laute, möglichst große Unabhängigkeit von fremdsprachiger Beeinflussung in dieser Hinsicht maßgebend sind. Daß gerade St. Vigil und die Pfarre Enneberg, wo man das reinste und beste Ladinische hat finden wollen, sogar lautlich, also ganz abgesehen vom Wortschatz, vom deutschen Nachbarn in seinem Idiom stark beeinflusst worden seien, wäre leicht nachzuweisen, ein Blick auf die Karte genügt aber, um auch dem Laien jene Gegend zu zeigen, die in Enneberg sich als die Trägerin und Pflegerin des reinsten Ladinismus rühmen darf. Ganz dasselbe gilt vom Grödnertal; es ist unstreitig falsch, wenn behauptet wird, daß die dortige Mundart eine einheitliche sei; erwägt man, daß St. Ulrich, der Hauptort des Thals, 1590 Einwohner hat und daß die meisten der 760 nichtzuständigen Fremden Grödens auf St. Ulrich entfallen, daß der ganze Verkehr mit den Deutschen fast ausschließlich auf den Hauptort beschränkt ist, so wird man schon von vorneherein zugeben, daß das dortige Idiom, namentlich was den Wortschatz betrifft, nicht dasselbe ungetrübte und unverfälschte Colorit aufweisen kann wie dasjenige, welches in St. Christina und noch mehr das, welches in Wolkenstein gesprochen wird; daß jedoch vor mehr als hundert Jahren, wo in Gröden noch kein so reger Verkehr mit Schnitzwaaren bestand und der Zudrang der Fremden ein minimaler war, das Idiom ein in jeder Hinsicht einheitliches war, soll hiermit nicht bestritten werden. Analoge Abstufungen bestehen auch

zwischen den Mundarten von Ober- und Unterfassa, von Buchenstein und Colle Santa Lucia, um von den Mischdialekten im Ampezzo, Fleims, Sulzberg und Monsberg nicht zu sprechen.

Es beziehen sich aber, wie bereits erwähnt wurde, die Abweichungen und Differenzen der einzelnen ladinischen Mundarten unter einander weniger auf Syntax, als auf Phonetik, Morphologie und Wortschatz. Was nun zunächst den ladinischen Wortschatz betrifft, so muß derselbe im Allgemeinen als ein bunter und mannigfaltiger bezeichnet werden. Den Grundstock hierbei bildet natürlich das Bulgärlatein und ist daher dieser Theil ein gemeinromanischer, wie es denn überhaupt nur wenige gemeinladinische Wörter lateinischer Abstammung gibt, die nicht zugleich den anderen romanischen Sprachen gemeinsam wären. Daß auch Wörter aus der lateinischen Büchersprache Aufnahme in den ladinischen Wortschatz fanden, versteht sich von selbst. Wenn das Bulgärlatein namentlich Bestandtheile lieferte, die mit dem gewöhnlichen Leben im engsten Zusammenhang stehen, so beziehen sich die Buchwörter vorzüglich auf Kirche und Rechtswesen. Nicht alle vom Bulgärlatein ins Ladinische aufgenommenen Wörter sind auch zugleich gemeinladinisch, sondern manche sind mehreren Mundarten, manche wenigen gemeinsam, manche auch nur einer eigen. Auch kann es nicht auffallen, daß ein und dasselbe Wort in den verschiedenen Gegenden der ladinischen Zone nicht nur eine lautlich verschiedene Behandlung erfährt, sondern auch der Bedeutung nach wechselt. Haben zwei der drei Sprachgebiete mit Ausschluß des dritten für einen Begriff dasselbe Wort, so gehen, entsprechend der geographischen Lage und äußeren Einflüssen, Graubünden und Tirol zusammen, während in einem solchen Falle das Friaulische sich an das Italienische anschließt; der geographischen Lage entspricht es auch, daß Tirol öfters mit Friaul und Graubünden, dagegen höchst selten Friaul mit Graubünden bei Ausschluß Tirols zusammentrifft. Zum Unterschied von den rein ladinischen Mundarten entlehnen die Mischdialekte gerne Wörter dem angrenzenden italienischen Sprachgebiet.

Einer der wichtigsten Factoren des ladinischen Wortschatzes ist das deutsche oder besser das germanische Element. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Ladinische in der Aufnahme germanischer Sprachbestandtheile numerisch alle romanischen Sprachen übertrifft; hierbei hat man jedoch zwischen Wörtern zu unterscheiden, die gemeinromanisch sind, und solchen, die das nicht sind; erstere stammen aus der älteren Zeit und bei der nicht allzu großen Differenz des romanischen und germanischen Lautsystems bildeten die germanischen Entlehnungen für das Ladinische wie für das Romanische überhaupt keine besonderen lautlichen Hindernisse; wo jedoch die germanischen Laute im Ladinischen keine Entsprechung fanden, wie dies beispielsweise vom germanischen ai, iu, w gilt, half sich der Ladiner entweder durch Reducirung des Lautes, daher vadagné aus waidanjan, oder

aber durch Lautsubstitution wie in *vari* aus *warjan*. Die zweite Kategorie betrifft solche Wörter, welche aus dem Neuhochdeutschen stammen oder aber, wie dies speciell vom Ladinischen Tirols gilt, vom jetzigen Tiroler Dialect eingeschmuggelt werden und, da sie sich den ladinischen Lautgesetzen nicht mehr anpassen können, auch vom Laien sofort als Fremdwörter erkannt werden. Unter den drei ladinischen Sprachgebieten ist aus nahe-
liegenden Gründen Graubünden am reichsten mit Germanismen bedacht, etwas spärlicher Tirol, am wenigsten Friaul, das sich aber dafür durch eine wenn auch nicht geradezu starke Aufnahme von slavischen Bestandtheilen entschädigte, während in Tirol das Slavische fast gar keine Spuren hinterlassen hat. Die Frage, ob in den ladinischen Idiomen sich Spuren einer vorrömischen Sprache vorfinden, muß in Anbetracht der nicht unbedeutenden Zahl etymologisch dunkler Wörter im Ladinischen entschieden bejaht werden, allein dieselben einer bestimmten Sprache, etwa der rhätischen zuzuweisen, geht schwerlich an, da man vom Rhätischen soviel wie gar nichts weiß.

Der Mannigfaltigkeit des Wortschatzes entspricht als zweiter Differenzpunkt die Vielseitigkeit der morphologischen Erscheinungen. Hierzu gehört die Erhaltung von Spuren einer ehemaligen Zweicassustheorie, die sich in einigen Fällen auch in Tirol nachweisen läßt, so ennebergisch *fonz* (*fundus*), *pavël* (*papilio*), gröbnerisch *páster* (*pastor*), welche auf den Nominativ zurückgehen, während sonst der überlebende Kasus im Singular der Accusativ ist; nicht minder wichtig sind die Reste der Kasusbildung unter wechselnder Betonung, wie ennebergisch *lérë* (*latro*), neben dem augmentativen *ladron* (Schächer, Erzdieb), *müt* (Knabe), im Plural *mitóns*, *müta* (Mädchen), im Plural *mitáns*; *só* (*soror*), *sorús* (*sorores*); Ähnliches begegnet uns in Gröden wie auch in Graubünden. Das unpersönliche Pronomen „man“ wird in Tirol und Graubünden durch *unus*, in Friaul aber durch die dritte Person Plural oder das Reflexivum ausgedrückt. Lehrreich und interessant sind die verschiedenen Gestaltungen der Pronomina indefinita der einzelnen Gegenden, wie ennebergisch *inzáo* (*ego-non-sapio-ubi* : irgendwo), *zacó* (*non-sapio-quo* : irgendwie), *zacán* (*non-sapio-quando* : irgend einmal), *insachí* (*ego-non-sapio-quid* : weiß Gott was!), *invalgó* (*in-v-alicubi* : irgendwo). In Tirol lautet die dritte Person Singular und Plural immer gleich, daher ennebergisch *pórta* (lateinisch *portat* und *portant*), *portá* (*portabat* und *portabant*); im Friaul ist dies nur theilweise der Fall.

Bunter als die Erscheinungen auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Morphologie sind unzweifelhaft die lautlichen Verhältnisse der einzelnen ladinischen Mundarten. Sie folgen bestimmten Regeln, die entweder gemeinladinisch sind oder aber nur für einzelne Idiome gelten. Im Gegensatz zum Italienischen zeigt freies lateinisches *a* im Ladinischen die Neigung zu *e*, welches verschiedene Nuancen annehmen kann;

vergleiche ennebergisches chiér (carus), pér (parem), laldé (laudare, laudatum). Die Combination al + d, t, s neigt durch Entwicklung eines u vor l, welches letzteres verharren oder abfallen kann, zur Verdunklung, daher aulter (alter) und oter in Graubünden, aber ater im Münsterthal wie in Enneberg, wogegen Fassa, Buchenstein und Gröden au haben, Ampezzo ou; die Übereinstimmung zwischen Münsterthal und Enneberg liefert wieder einen Beweis für die selbständige, freie Entwicklung der ladinischen Idiome, die oft ganz abweichend von den ihnen benachbarten Mundarten zufällig mit den entferntesten in ihren lautlichen Verhältnissen übereinstimmen; auch ist es wieder bezeichnend, daß das Ladinische hinsichtlich beider soeben erwähnten Erscheinungen $a = e$, $al + t = au(l)t$, mit dem Französischen zusammentrifft, wie dies auch von a vor einer Palatalen gilt, da in diesem Falle sowohl im Ladinischen als auch im Nord- und Südostfranzösischen das Resultat ie ist; vergleiche ennebergisches chie (caput), mangié (manducare), paie (pacare). Die partielle Verdunklung des a zu o vor m und n kommt, wie namentlich in Graubünden, so theilweise auch in Monsberg und St. Vigil und in der Pfarre Enneberg vor, daher in Vigo von Monsberg: on (annus), gront (grandis), giomba (*camba), mon (manus). Hochtöniges lateinisches offenes e wird in Tirol nur theilweise zu ie gebrochen und scheint bedingt durch ein darauffolgendes u oder i, aber meist unabhängig zu sein von der Qualität und der Quantität der folgenden Consonanten; die Brechung findet in Gröden und Buchenstein statt, nicht aber in dem dazwischenliegenden Enneberg, daher einerseits grödnerisch: iüviärn (hibernum), piärder (perdere), anderseits ennebergisch: iüvér, pérdë. Geschlossenes e (lateinisch ē, ì) wird, namentlich frei, wie im Nord- und Südostfranzösischen und Rumänischen mehr oder weniger in ganz Ladinien, jedoch unter verschiedenen Bedingungen nach den einzelnen Gegenden zu ei oder ai gebrochen, wobei jedoch nicht selten eine Reduction zu offenem oder geschlossenem e eintritt, daher ennebergisch avëi (habere), vëi (verum), nëi (nivem), aber avëna (avena), stëla (*stela). Eine besondere Erscheinung ist die Wendung von offenem und geschlossenem e nach o vor mp, nt, ng, nc im nördlichen Enneberg, wie ciont (centum), tomp (tempus), arjont (argentum); dagegen nach offenem e vor nd: vénë (vendere), ténë (tendere), vëndres (veneris), tëndër (tenerum). Offenes o beobachtet offenem e analoge Vorgänge; die Bedingungen der Diphthongirung wechseln nicht nur nach den einzelnen Sprachgebieten, sondern nicht selten nach den einzelnen Thälern und sind die Ergebnisse für Tirol, neben erhaltenem o, Brechung zu uo, ue, oe, wie ennebergisch cur, coeur, cür (cor), joebia (Jovia), iñcù, iñcoe, ñcù (*anc hodie), pórtà (portat). Geschlossenes o (lateinisch ō, ù) bleibt meist unverändert (vergleiche jedoch ennebergisch flu (flore), fürchia (furca), für (furnum). Lateinisches ū wendet sich in Sulzberg, theilweise in Monsberg, Judicarien, Avisiothal bis Predazzo und dem größten Theile

Enneberg's zu ü, also ennebergisch tū (tu), plū (plus), sū (susum), dūr (durum), scūr (ob-scurum).

Schon aus diesen nur skizzenhaft angedeuteten Erscheinungen auf dem Gebiete des Vocalismus im Ladinischen kann man den Mangel gemeinladinischer Lautgesetze ersehen; die lautlichen Sprachverhältnisse wechseln meist von Thal zu Thal, finden aber trotzdem ihre besondere Erklärung in den speciellen phonetischen Lautregeln, welche mit großer Strenge von allen einzelnen Mundarten beobachtet werden. Bezüglich des Consonantismus erwähnen wir vor Allem die dem Französischen und Provençalischen gemeinsame Palatalisirung des romanischen *ca, ga* als eines der wichtigsten Unterscheidungskriterien zwischen dem Ladinischen und Italienischen, doch sind die einzelnen Abstufungen der Palatalisirung (*chia, gia; cia, ya, a*) wieder verschieden nach den einzelnen Thälern und ist in der Regel im Ladinischen der palatale Laut auf den betonten Vocal beschränkt, während im Französischen die Betonung bekanntlich hierbei nicht in Betracht kommt: für Tirol haben wir *ca = chia* in Nonsberg, Bigo, Gröden, Enneberg, Buchenstein, daher ennebergisch *chiasa (casa), chiar (carrus), chiér (carnem und carum)*; *ca = cia* in Oberfassa und Ampezzo, dagegen *ca = ca* in Sulzberg durch italienischen Einfluß; lateinisch * *gattus* ergibt *giat* in Nonsberg, Bigo, Oberfassa, Gröden, Enneberg (doch *yat* im nördlichen Theile), Buchenstein, *žato* in Ampezzo und *gat* in Sulzberg; lateinisch *pacare* heißt *paie* in Enneberg und Buchenstein, *paiä* in Gröden, *paier* in Nonsberg, *paér* in Oberfassa, *pagä* in Ampezzo und *pagár* in Sulzberg; in Graubünden und theilweise in Nonsberg erstreckt sich die Palatalisirung auch auf *cu, coe* wie in Nonsberg *chiurat* (Kurat). Palatalisirung im Auslaut wie *fuóch* und *foech* in Nonsberg ist lombardischer Einfluß, während in den Pluralia *fuch (foci), sach (sacci), sèch (sicci)* von Enneberg der Palatallaut durch Verquickung des morphologischen *i* mit *e* entstanden ist. Ein weiteres charakteristisches Merkmal der ladinischen Idiome im Gegensatz zum Italienischen ist die Erhaltung des *l* in den Gruppen *cl, gl, pl, bl, fl*, daher ennebergisch *tlé (clavis, Assimilirung), glacia und dlacia (* glacia), plëgn (plenum), blastemé, flama*; mehr oder weniger italienischen Einfluß haben Sulzberg: *chiaf*, dagegen *glach, plén, flámo*; Bigo: *kiáf, giácio, pién, biastemar, fiámo*; Oberfassa: *kiéf, yácio, pién, fiámo*; Colle Santa Lucia: *chiéf, yas, pién, fiáma*; Ampezzo: *ciáe, žazo, pién, fiáma*. In Graubünden und Triaul sind die Verbindungen fast durchgehends rein.

Es erübrigt uns nur noch ein Wort über Volksdichtung des ladinischen Theiles Tirols zu sagen. Leider ist in dieser Hinsicht fast nur Negatives zu verzeichnen, und zwar aus einem ganz natürlichen Grunde. Die Volkspoesie ist das *naiv-objective* Product poetischer Eindrücke auf eine bestimmte Gesamtheit, die durch Sprache, Abstammung, Sitten und Nationalität zusammengehalten wird; die Volkspoesie kann nur dort gedeihen,

wo das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit herrscht, dieses Bewußtsein fehlt aber den Ladinern Tirols aus den bereits angedeuteten Gründen. Auch scheint es an Begebenheiten gefehlt zu haben, die sich in historischen Volksliedern hätten spiegeln können; nicht einmal das Liebeslied, welches ja bekanntlich den größten Theil der Volkslieder in anderen Ländern auszumachen pflegt, hat in Ladinien ein Heim gefunden, ebensowenig das Jägerlied. Am meisten zu Ehren sind Gelegenheitsgedichte gekommen; in dieser Hinsicht können einige poetische Versuche gelegentlich des Regierungsantritts des Fürstbischofs von Trient, des Grafen Vigilius Thun, aus dem Jahre 1776 im Monsberger Dialect von einem gewissen Nardoleo Circio und Siet da Cles erwähnt werden; in derselben Mundart besitzen wir einige Hochzeitslieder, darunter eines aus dem Jahre 1777 von Siet da Cles, das Bezug hat auf die Heirat eines Grafen Matthäus Thun. Andere poetische Versuche, theils Primiz-, theils Installationslieder, die sich fast ausschließlich auf Nonsthal und Enneberg beschränken, verdienen höchstens in sprachlicher Hinsicht Erwähnung. Die einzige poetische Erscheinung von einiger Bedeutung auf dem ladinischen Sprachgebiete Tirols sind die 1885 in Innsbruck herausgegebenen „Rimes Ladines“. Der Vers-, Reim- und Strophenbau der erwähnten Versuche lehnt sich an das Italienische an.

Volksleben in Vorarlberg.

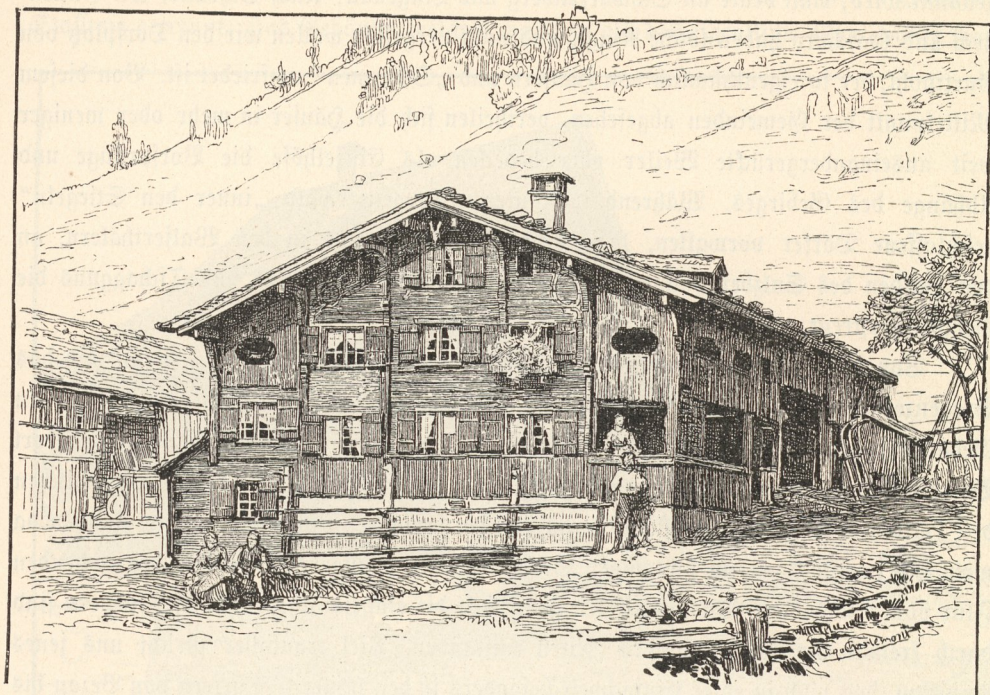
Es ist nicht leicht, den Charakter der Vorarlberger als einen einheitlichen zu kennzeichnen; die Bewohner des kleinen Landes sind ja weder gleicher Abstammung, noch gehörten alle bis in unser Jahrhundert herein dem nämlichen Staate an, überdies erfreuten sich auch die einzelnen Gerichte der österreichischen Herrschaften infolge ihrer mannigfaltig abgestuften Freiheiten und Rechte einer ganz eigenthümlichen Entwicklung. Die Gliederung des Gebietes in Thalschaften, die Gegensätze des Klimas, die Verschiedenheit der Beschäftigung und Lebensweise in den Bergen und im tiefer gelegenen „Lande“ war hier wie überall von einschneidender Wirkung. Und doch läßt sich ein gemeinsames Gepräge des Völkchens nicht verkennen. Das Alamannenthum hat den Romanismus des südlichen Churwalgengaus gänzlich bezwungen; die eingewanderten Walser haben bei diesem Vorgang redlich mitgeholfen und müssen selbst als ein wichtiger Bruchtheil alamannischen Volksthum's gelten. Ist das schwäbische Wesen nichts Anderes als eine Abschwächung des alamannischen, so macht sich diese hier nur im äußersten Norden bemerkbar; im Osten aber hielt eine hohe Gebirgsmauer von je die Einwirkung tirolischer Art fern. Auf den alten Landtagen gab es nur Bürger und Bauern, Adel und Geistlichkeit waren dort unbekannt. Dieser Umstand, reichlich zugemessene Freiheiten, die Möglichkeit einer selbstständigen Ausgestaltung der kleinen Gemeinwesen und die Nachbarschaft vieler Reichs-

städte, der helvetischen Orte Appenzells und Bündens verliehen dem Vorarlberger Selbstbewußtsein und dadurch ein ungezwungenes Benehmen im Verkehr mit Höheren, das er bis heute bewahrt hat. Nehmen wir noch die fortschrittlich betriebene Landwirthschaft und die mächtig herangewachsene Industrie, so erklärt es sich, daß das Ländchen schon auf manchen aufmerksamen Beobachter fast den Eindruck eines Cantons der Schweiz machte. Wie jenseits des Rheins behauptet auch diesseits der Verstand ein gewisses Übergewicht über das Gemüth. Man rühmt immer die schnelle Auffassung und das anstellige Geschick des Vorarlbergers. Das Ländchen hat viele Mechaniker und Baumeister, auch namhafte Bildhauer und Maler, aber nur wenige Dichter und eine noch geringere Zahl von Tonkünstlern hervorgebracht. Des Vorarlbergers Fleiß und Betriebbarkeit verdienen alles Lob; doch tritt die hohe Werthung von Erwerb und Besitz manchmal sehr einseitig hervor. Dem ausgebildeten Verstande entspringen kritische Erwägung und scharfes Urtheil. Seine Meinungen kleidet der Vorarlberger leicht und gern in Worte, daher ist er ein Freund munterer Unterhaltung und weiß dieselbe durch treffenden Wit und heißen Spott zu würzen; es artet aber seine Beredsamkeit nicht selten in Redseligkeit, seine Hänselei in Streitsucht aus. Sein Selbstbewußtsein steigert sich wohl zur Eitelkeit, seine Vorliebe für die Heimat bekommt den Beigeschmack des Cantönligeistes. Der Sinn des Volkes für Gerechtigkeit und Billigkeit und für edle Wohlthätigkeit hat sich oft bewährt. Wenn in den Industriebezirken Hang zum Wohlleben und Aufwand sich zeigt, so finden wir hingegen wieder Sinn für echte Häuslichkeit, für ein behagliches Heim und rühmliche Pflege der Reinlichkeit. Diese letztere tritt namentlich in Mittelberg, im Bregenzerwalde, auf dem Tannberg und im Montavon hervor. Des Vorarlbergers Vaterlandsliebe hat sich im Laufe der Jahrhunderte glänzend bewiesen. Aufrichtige religiöse Gesinnung finden wir zumal in den hohen Thälern — „da dreht sich Alles um Gottesdienst und Tageswerk“, wie schon Ludwig Steub bemerkt.

Die Bewohner der einzelnen Landestheile zeigen besondere Eigenschaften. Im unteren Rheinthal finden wir mehr Lebenslust, mehr Freude an Sang und Klang, mehr Gemüthlichkeit als im oberen. Der Vorderwälder gibt sich offener und mittheilsamer als der Hinterwälder, der bedächtiger und verschlossener seine Wege geht. Außerhalb seiner Marken gilt der Wälder als stolz, aber auch als vorsichtig und stark beeinflusst vom Willen der Gattin. Dagegen sagt der Mittelberger: „As bisle Schnaps und as bisle Wiberroth (Weiberrath) ist guot, aber ja vo keim Theil z'viel.“ Der Mittelberger ist selbstbewußt, gastfreundlich und wohlthätig; wie seinem Better im oberen Walserthal ward ihm viel Mutterwitz verliehen, den er in „Walserreden“ äußert. Den Walsern wird überhaupt Schlaueit zugeschrieben, noch mehr den Montavonern. Sparsamkeit, Fleiß und Ehrliche sind Haupttugenden der letzteren. Die Wanderlust der Vorarlberger zu geschäftlichen

Zwecken erreicht in Montavon den Höhepunkt; die zurückgekehrten Händler und Arbeiter zeigen Schliff und Gewandtheit, nehmen jedoch manchmal den Mund etwas voll. Sie verbrauchen daheim im Allgemeinen nicht viel, schlagen aber wohl im Wirthshaus mit dem vollen Beutel auf den Tisch oder lassen Goldfische auf demselben rollen.

Wir haben bereits der Reinlichkeit gedacht, die in vielen Theilen des Landes herrscht. Besehen wir uns also die Ortschaften, die Wohnungen und Trachten!



Ein Bregenzerwälderhaus.

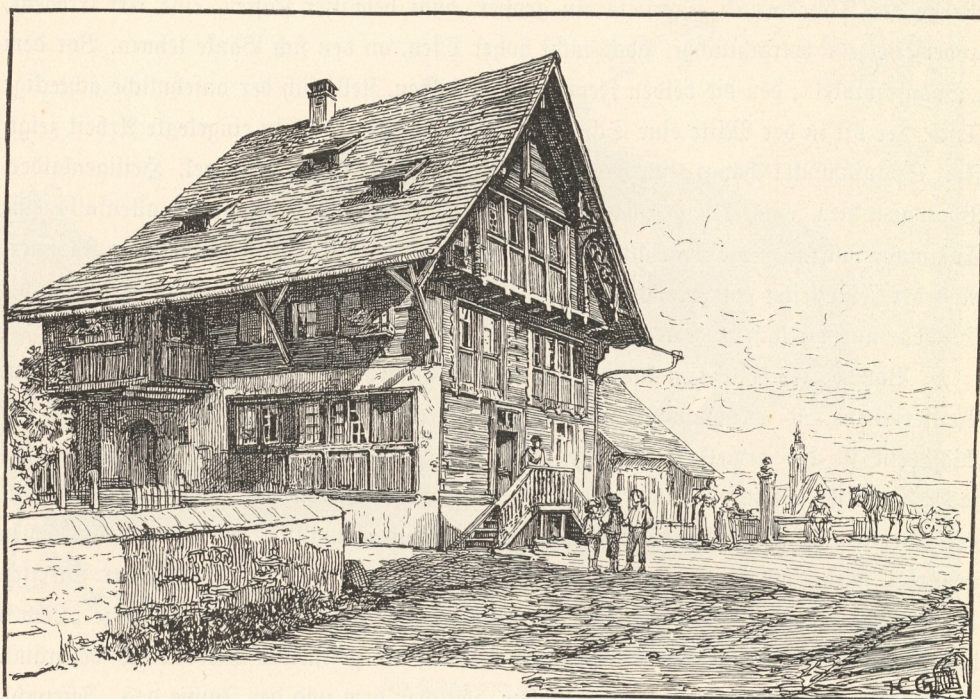
Die kleinen Städte des Landes machen selbst in ihren älteren Theilen einen freundlichen Eindruck. Ihr Grundriß zeigt eine gewisse Regelmäßigkeit. Die Gassen sind zumeist nicht enge, besonders in Feldkirch trefflich gepflastert, rein gefegt und streckenweise mit Laubengängen versehen. Die zwei- oder dreistöckigen Häuser blicken, getüncht oder in einzelnen Fällen bemalt, freundlich in die Welt, tragen aber in ihrem Außern nur selten das Gepräge der Alterthümlichkeit. Einzelne Thürme, Thore und Reste der Stadtmauern ziehen den Blick des Beschauers auf sich. Über Bregenz ragt die Altstadt wie eine weitläufige Burg empor, über Bludenz die Kirche und das Schloß Gayenhofen, über Feldkirch die Schattenburg. Um die Städte haben sich in unserem Jahrhundert Fabriken und Arbeiterhäuser, Villen der Reichen und allerlei ländliche Gebäude erhoben; nur Bregenz hat es zu förmlichen neuen Straßen gebracht. An der Heerstraße, welche vom Arlberg ins

Rheinthäl und an den See führt, haben sich „Straßendörfer“ entwickelt; ihr Stamm ist stark in die Länge gezogen, treibt aber oft nach rechts und links Äste und Zweige. Das größte Wesen dieser Art ist Dornbirn. Auch Ortschaften, die von der gegenwärtigen Hauptstraße abliegen, gehören hieher; so z. B. Ludeſch, das im Volksmund den bezeichnenden Namen „das lange Dorf“ führt. Häufig scharf sich eine Anzahl Häuser, oft nur wenige, in der Nähe der Kirche zusammen und umschließt einen Platz, der manchmal „Hof“ genannt wird; man denke an Schwarzenberg und Lingenau! Auch Schruns, St. Gallenfirch und Gajshurn haben solche Ringe, und nicht vergessen wollen wir den Dorfplatz von Gurtipohl, der so eigenthümlich von Häusern und „Schermen“ umfriedet ist. Von diesem Mittelpunkt der Gemeinden abgesehen, vertheilen sich die Häuser in mehr oder weniger weit auseinandergerückte Weiler oder bedecken als Einzelhöfe die Vorsprünge und Abhänge des Gebirges. Während im hinteren Bregenzerwald „inner den Stiegeln“ geschlossene Dörfer vorwalten, lagern im Vorderwald und in den Wälderthälern, an den Halben des Sulzbergs und auf den Gehängen über Schruns und Tschagguns die Gehöfte zerstreut.

Von den Häusern wollen wir nur wenige Typen hervorheben. Wenn wir das Bregenzerwälderhaus zuerst erwähnen, so geschieht es, weil im Walde die stattlichsten Gebäude ragen. „Man sollte nicht denken“, schrieb vor fast einem halben Jahrhundert Vater Steub, „daß zwischen hölzernen Häusern ein solcher Abstand sein könnte, wie zwischen den Hütten in Dux und den Palästen im Bregenzerwald.“ Vor seinem Geiste standen da wohl die zweistöckigen im schuppigen Schindelpanzer prangenden Gehöfte der lachenden Flur von Andelsbuch. Diese vertreten aber nicht die einheimische Bauweise, sondern sind durch fremde Einflüsse in unsern Zeiten entstanden. Viel traulicher spricht uns jenes Haus an, das noch in edler Einfachheit besonders in den hinteren Dörfern von Bezaun bis Schoppernau gefunden wird. Auf gemauerter Grundlage erhebt sich der einstöckige Bau aus behauenen Blöcken mit sanftanlaufendem, weit ausladendem und steinbeschwertem Schindeldach. An einer, manchmal auch an beiden Langseiten zieht ein „Schopf“ hin, eine Vorhalle, die durch eine Brustwehr und mehrere Säulen, welche die „Laube“ tragen, gegen außen abgegrenzt wird. Ein solcher Schopf ist das eigentliche Merkmal des Wälderhauses; er dient im Sommer als Speise- und Sprechsaal und manche Stickerin sitzt den größten Theil des Tages dort. Durch ihn tritt man auch in das Haus. An älteren Häusern sieht man noch dunkle Bemalung, Sprüche und Jahrszahlen, aber auch von ihnen wurden viele mit einem Schindelpanzer bekleidet. Vom Eingang gelangen wir in die Küche und von ihr in die Stube und den Gaden. Im ersten Stockwerk sind außer der Laube noch Kammer, Hinterkammer und Dille untergebracht. Die Stallung liegt unter demselben Dach wie das Haus. Dies ist auch beim Rheintaler Hause der Fall, dessen

schönste Vertreter in Dornbirn und Umgebung stehen. Aber selbst die einfacheren Gebäude bieten keinen unerfreulichen Anblick. Sie weisen Holz- und Riegelbau, hohe ziegelgedeckte Satteldächer mit Aufschieblingen, die Dreiecksverbindungen von Schwellen und Pfösten beim Auflager der äußersten Giebelsparren auf den Dachsetten, zwei, drei und mehr Fenster nahe aneinandergerückt, geschirmt von Vordächern und geschützt durch Läden, welche meistens von unten nach oben gezogen werden. Der Schindelpanzer ist hier allweg daheim.

In den Walsertälern, auf dem Tannberg und im Montavon stehen Haus und Stallung getrennt. Das Gebäude, welches man jetzt als das eigentliche Montavoner Haus



Ein Rheintaler Haus.

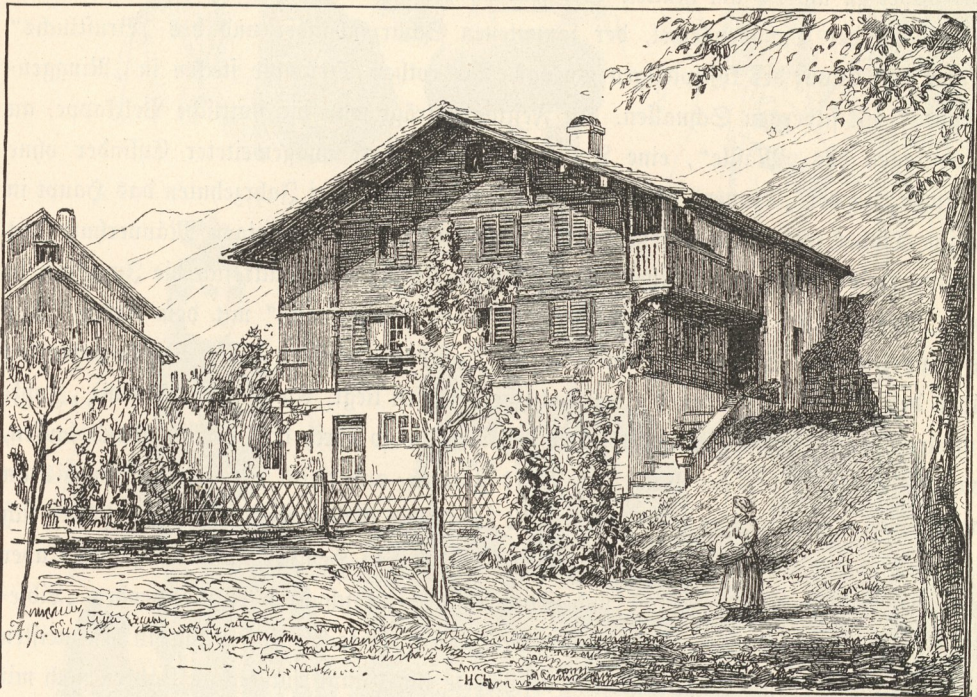
betrachtet, ist wie das Wälderhaus aus behauenen Stämmen „gestriekt“ und mit einem weitvorragenden alpenhaften Schindeldach gedeckt. Die Hausthür befindet sich an der der Sonne zugewandten Trauffseite in einem Winkel, der durch einen Vorsprung des Hintertheils des Hauses gebildet wird. Von der Thür bis an die Stirnseite zieht sich ein Vorplatz, welchen entweder ein kleiner, nur über ihn sich hinziehender Söller oder lediglich das Dach beschattet. Die nicht großen Fenster sind mit geschnittenen Rahmen eingefasst und durch seitwärts angebrachte Läden verschließbar. Über dem Erdgeschoß und dem ersten Stock ziehen zuweilen Würfel- und Bogenfriese oder Zahnstäbe hin und verleihen mit den Ausschnitten des Söllers, der Zeichnung der Fensterrahmen und den

Formen der Fettenköpfe und ihrer Unterzüge, die alle Stufen von der größten Einfachheit bis zu barocker Ausbildung durchlaufen, einen anheimelnden Schmuck. Dazu wirkt gar traulich die rothbraune Farbe, welche das Fichtenholz der Wand mit der Zeit an der Sonne gewinnt. Selten fehlen die Jahrzahl der Erbauung, die Namen der ersten Besitzer, leserliche oder halbverwischte Sprüche. Reicher Blumenflor nicht zumal von den oberen Fenstern und hebt sich gar wunderbar vom dunkeln Hintergrund ab. Durch die Flur gelangen wir in die Küche und daneben in die sauber getäfelte Stube. Diese erhält ihr Licht durch zwei Front- und zwei Seitenfenster, unter denen die befestigte Bank hinläuft. Neben der Thür prunzt einerseits ein großer, bunt bemalter Kasten, eine Art Credenz, anderseits ein beträchtlicher, doch nicht hoher Ofen, an den sich Bänke lehnen. Vor dem „Spauswinkel“, den die beiden Fensterwände bilden, stellt sich der ansehnliche achteckige Tisch, der oft in der Mitte eine Schieferplatte und überdies schön eingelegte Arbeit zeigt. Im Spauswinkel hängt ein Kreuzbild. Einige Stühle, ein Spiegel, Heiligenbilder, Photographien, eine Schwarzwälder Uhr, ein Weihwasserkesselfchen und allenfalls eine Commode vollenden die Einrichtung. Eine Thür führt in die meist einfenstrige Kammer. Aus der Flur leitet eine manchmal recht steile Treppe in das obere Stockwerk, das die Stuben- und die äußere Kammer sammt der „Loba“ umfaßt.

Von Volksstrachten kann heute wohl nur mehr bei den Bregenzerwälderinnen, Wälderinnen und Montavonerinnen gesprochen werden. Das Hauptkleidungsstück der Wälderin ist die ärmellose „Suppe“, die der Hauptsache nach aus schwarzer, vielfach gefältelter Glanzleinwand bestehend, von den Schultern bis auf die Knöchel fällt und über den Hüften durch einen schwarzen, mit Silberschnalle geschmückten Lederriemen gegürtet wird, während etwa in der Höhe der Kniee ein schmaler blauer Streifen ringsherum genäht ist. Um den Hals ist das „Nieder“ (das heißt, der sehr kurze „Leib“) der Suppe etwas ausgeschnitten und mit breitem, oft gesticktem Seidenband verbrämt. Den Hals umschließt das sammtene Goller, zwischen dem und der Suppe das „Türtluch“ eingesteckt wird, dessen allein sichtbaren oberen Rand eine goldene Borte ziert. Die Reichen tragen Ärmel aus schweren farbigen Seidenstoffen. Zum Gang in die Kirche schlüpfen alle Wälderinnen vom zwanzigsten Jahre an in den „Schalk“, eine sehr kurze und sehr enge Jacke aus schwarzer Glanzleinwand. Das in äußerst stramme und um das Haupt gewundene Zöpfe geflochtene Haar verhüllt an Werktagen gewöhnlich eine Pelzkappe, der „Baier“, an Sonntagen eine aus schwarzblauer Wolle gestrickte kegelförmige, ganz oben etwas abgestuzte „Kappe“. Im Sommer tritt an deren Stelle ein schwarzer breitkrämpiger Strohhut mit sehr niederem scharfkantigem Gupfe, um den sich ein breites Seidenband schlingt. Die Jungfrauen setzen bei kirchlichen Umzügen das „Schäppelle“ auf; einem schwarzsammtenen, häufig den gestickten Namen Jesu, seltener den der Holden tragenden

Reife entsteigt eine nach oben kelchförmig geöffnete Krone, eine zierliche Arbeit aus Gold- und Silberdraht und Glitter. Als Zeichen der Trauer dienen die „Stuche“ und der „Leidmantel“. Es sei noch bemerkt, daß in alter Zeit kurze weiße Suppen und weiße Kappen im Schwunge waren. — Das „kurze Häß“ des Wälders ist jetzt fast ebenso verschwunden, wie schon längst der Mantel des alten Wälder Rathsherrn.

Die Walserin des Lujthals bekennt als ihre Lieblingsfarbe feuriges Roth — roth sind „Nieder“, Rock und Strümpfe. Der Rock beginnt über der Brust seiner Trägerin,



Ein Montavoner Haus.

und da dort auch die große Schürze gebunden wird, ist die ganze Gestalt entstellt. Als Kopfbedeckung herrscht die Brämkappe, deren unterer Theil mit einem Pelz verbrämt ist, während der obere, weiter ausgreifende, aus schwarzem Sammt besteht. Aus Sammt ist auch die Masche, welche auf besagten Pelz genäht ist. Aus der Tracht der Walserin hat sich die der Montavonerin gar sehr zu ihrem Vorthail entwickelt. Rock und „Nieder“ haften auch hier aneinander, aber dieses hat seine ordnungsmäßige Länge. Der dunkle Rock zeigt unten inwendig einen rothen Besatz und außen ein schwarzes Sammtband. Das Nieder, aus demselben Wollenstoff wie der Rock oder aus grünem oder rothem Damast, ist um den Hals und vorn um seinen weiten herzförmigen Ausschnitt mit einem breiten schwarzen, fein gesteppten Moiréband eingefast. Aus dem Ausschnitt blickt das seidene Untermieder

und der seiner Form nach dem Ausschnitt entsprechende, aber schmälere und von der „Brisneste“, die durch die zahlreichen Haken des Mieders im Zickzack gezogen ist, festgehaltene Schild des „Brusttuchs“. An den Hals schmiegen sich ein sammtener mit Moiréband gefäumter Kragen, das „Zible“, und ein Atlashalstuch. Der große schwarzseidene Schurz verhüllt den Rock selbst hinten schier völlig. Auch der „Glöcklischopa“ hat um den Hals und vorn, wo er weiter offen steht als das Mieder, jene feine abgesteppte Bandeinfassung, liegt übrigens enge an, reicht so weit nach abwärts als das Mieder und bildet zu unterst am Rücken drei Falten, „Glöckle“ genannt. Die Stickereien der Umschläge der Tschopenärmel, der sammtenen Schürzenbänder und des „Brusttuchs“ bilden den Glanz des kostspieligen Anzugs. Die rothen Strümpfe stecken in „Ringgeschuhen“ mit silbernen Schnallen. An Festtagen trägt man die stattliche Pelzkappe, an Sonntagen das „Mäße“, eine Art hoher, oben stark ausgeweiteter Cylinder ohne Krämpfe. In der „Trauer“ hüllte sich auch hier noch vor drei Jahrzehnten das Haupt in weiße Tücher und darüber setzte man einen niederen breitkrämpigen Männerhut; das nannte man „Sturz und Stuha“. Bei festlichen Umzügen schmückt sich die Jungfrau in der „Außerfratte“ mit dem „Schäppel“, in der „Innerfratte“ mit dem Kranz. Der Schäppel wird in Schruns mit einem rothen Tafftband befestigt, dessen Masche unter den über den Rücken hängenden breit geflochtenen Zöpfen liegt. An diese werden die „Zopfschnüre“, breite gestickte Sammtbänder gehängt, die so durch das Schürzenband laufen, daß sie einerseits bis zur Mitte des Rocks flattern, anderseits mit ihrem Ende bis an dessen Saum reichen. Der „Tschopen“ fehlt bei solcher Gelegenheit. Die Arme hüllen sich lediglich in die weiten, langen Ärmel des schneeweißen Hemdes; an das „Zible“ aber werden die schmalen, in Stoff und Stickerei den Zopfschnüren entsprechenden „Ziblebänder“ gehängt, die unter den Armen durchlaufen. Einfacher ist der Putz in den meisten anderen Gemeinden. Die Bürgerfrau beschwerte ihr Haupt vor sechzig Jahren noch mit der golden gleißenden Radhaube.

Das Volksleben bietet anderwärts oft ein viel farbenprächtigeres Bild, doch begegnen uns auch hier eigen geartete Züge, die freilich je länger, je mehr verbleichen. Das Kind wird nach seiner Geburt so schnell als möglich und stets in der Kirche getauft. Dahin trägt es entweder der Vater oder die Hebamme, auch wohl die „Gotta“ (Pathin), welche ihre Würde mit einem männlichen Partner, dem „Götti“ theilt. Im „Walde“ gehen der „Götte“ und das „Gottle“ mit der Wehmutter und dem Kinde nach der Taufe ins Wirthshaus; jener zahlt die Beche. Ähnlich ist es in Mittelberg. In Blumenegg werden die Pathen im Hause der Eltern des Täuflings bewirthet. Auf dem Tannberg legen die Gevattern je eine durchlöchernte Silbermünze, durch welche ein rothes Band gezogen ist, unter das Kissen. In Mittelberg wird ein Geldgeschenk gleichfalls in den



Trachten aus Vorarlberg: 1. Montavon. 2. Montavonerin in Trauer. 3. Balserthal. 4. Bregenzerwald. 5. Montaboner Schäpplerin. 6. Schäpplerin aus dem Bregenzerwald. 7. Commer- 8. Sonntags-Tracht im Bregenzerwald. 9. Trauerkleidung im Bregenzerwald.

„Pfulba“ gegeben; nicht minder im Walde, wo wie an anderen Orten diese Gabe das „Einstrickgeld“ heißt. Im Montavon schneidet man von einem „Wachsrobel“ ein fußlanges Stück, biegt es in zwei Schenkel und dreht sie übereinander; hier findet nun das „Zstreckgeld“ zwischen den beiden Theilen der gewundenen Kerze seinen Platz. Erhält ein Kind keines, so lernt es stehen oder mißrath in anderer Weise. Die Taufferze soll erst beim Tode des Täuflings wieder angezündet werden. Die Wöchnerin ist, bis sie „vorgesegnet“ wird, der Einwirkung des Doggi und allerlei Unholdenwerk ausgesetzt, wogegen mit Weihwasser und Scapulieren angekämpft wird.

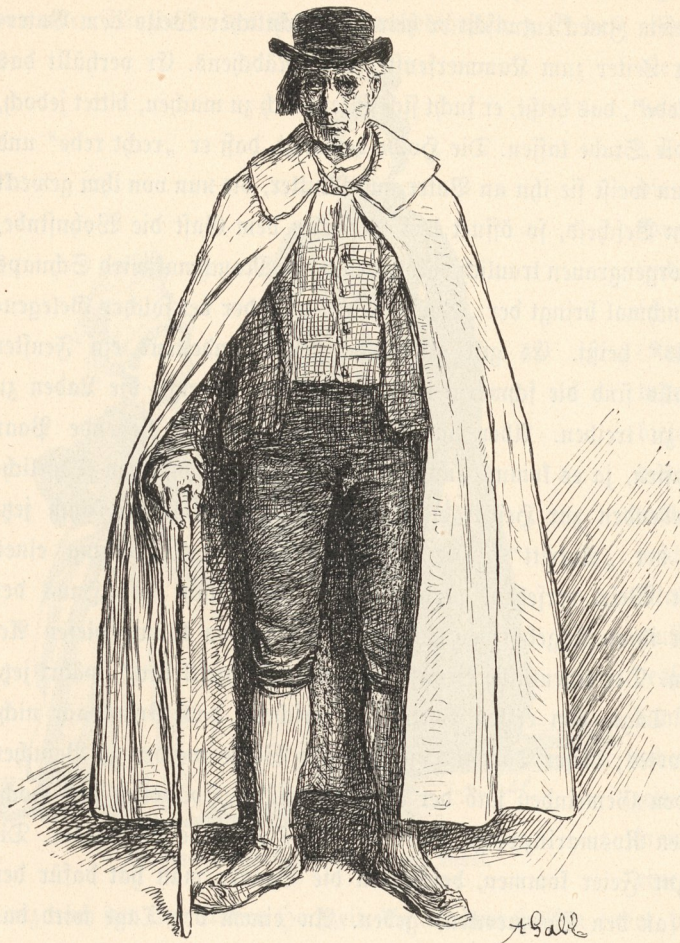
Das Kind wächst auf dem Lande oft in ärmlichen Verhältnissen auf, aber auch das ärmste hat gar manchen Tag der Lust. Als ein solcher muß der Neujahrstag genannt werden. Am Vech bestrebt sich die ganze Jugend schulpflichtigen Alters womöglich in allen Häusern der Gemeinde ein gutes, glückseliges neues Jahr zu wünschen und dafür ein Schärfelein einzuheimen; selbst die Sprößlinge wohlhabender Leute besinnen sich nicht, von Armen ein Geschenk anzunehmen. Im „Walde“ umschwärmen dürstige Kinder schon bei Tagesgrauen die Hausthüren und empfangen Geld oder Brot und Obst. Ähnlich ist das Treiben im Unterlande und im Walgau. Am Neujahrstag beschenken auch die Pathen. Im „Walde“ wurde ehemals ein Eierzopf oder ein scheibenartiger Brotlaib gespendet, jetzt gibt man häufiger ein Geldstück. Hat sich das Pathenkind verhehelicht, so muß es die Pathen beschenken. Im Montavon erhalten die Kinder das „Guotjahr“ in „Migge“ (längliche Brotform), wenigstens bis sie der Schule entwachsen sind, in Blumenegg, bis sie heiraten, dann laden sie die Pathen zur „Hozig“ (Hochzeit).

Der schönste Festbrauch des Jahres für Jung und Alt ist die Frühlingsfeier am Funksontag, dem ersten Sonntag in der Fasten. Sie war einstens über das ganze Land verbreitet, hat sich aber jetzt auf den Walhengau an der Ill zurückgezogen. Den „Funfa“, in Blumenegg „Büscha“, eine junge Tanne, befördert man an manchen Orten unter Trommelwirbel im Geleite einer Schar jubelnder Knaben auf den Festplatz. Am Wipfel wird eine aus Stroh und alten Kleidern gefertigte Hexe befestigt, der man in die rechte Hand einen Besen und in den Kopf eine tüchtige Ladung Pulver gibt. Der Stamm des Baumes verschwindet in einer Umhüllung von Stroh und Scheitern, die durch den Sammeleifer der Schuljugend herbeigeschafft wurde. Beim Anbruch der Nacht werden die Funken entzündet und rings um dieselben von Knaben und Mädchen Fackeln geschwungen. Zaucher und Schüsse wechseln mit Gesang und Musik und in einigen Dörfern erschallt die Strophe:

Flack us, flack us
Über alle Spitz' und Berg' us!
Schmalz i dar Pfanna,
Kara (Korn) i dar Wanna,

Küechli i dar Schüßla,
Pflug i dar Erda;
Gott alls gröta (gerathen) löt (läßt)
Zwüschat alle Stega und Wega!

Aber nicht nur um die Funken werden die Fackeln geschwungen, sondern auch auf Anhöhen in der Nähe einzelner Gehöfte durch die Kinder der Nachbarn. So sieht man im schönen Thalkessel von Schruns etwa zwanzig Funken und unzählige Fackeln auf den hauseerreichenden Gehängen der Berge. Einen anderen sehr passenden Punkt zur Beobachtung



Ein Wälder Rathsmann.

des Schauspiels bietet Maria=Grün bei Feldkirch. In Vandans und in der Innerfratte fristete sich der Brauch des Scheibenschlagens am längsten. Kleine runde Scheiben von dürrer Buchenholz mit einem Loch in der Mitte wurden an die Spitze einer anderthalb Meter langen Haselruthe gesteckt, im Feuer gegläht, herausgerissen, geschwungen und, nachdem sie auf einem Brett aufgeschlagen, hoch durch die Luft als feurige Kugeln und funkensprühend in das Thal geschleudert. Dabei fragte wohl der Bursche, der eine Scheibe schlug: „Schibat, Schibat überin, wem soll die Schibat sin?“ worauf der Name einer Person genannt ward.

Am Funkensonntag werden auch allerlei „Küechle“ gebacken und nicht nur von der Familie verzehrt, sondern auch Besuchern und Gästen vorgesetzt, sowie Armen und Kindern gereicht. Auch im „Walde“ gilt noch diese Sitte, obgleich an die Stelle des Funkens das „Sanct Johannisfeuer“ getreten ist.

Ein anderer Tag der Freude wird durch den heiligen Nikolaus geschaffen. Die Gebräuche der Bescherung sind die gleichen wie anderswo; eigenthümlich ist es, daß der

Heilige in Montavon und Wasserthal zwar an seinem Festtag die Kinder besucht, aber erst am Weihnachtabend „einlegt“. Wie sonst der Storch bringt im oberen Borarlberg er die kleinen Kinder; dabei versetzt er der Mutter einen „Sparz“ (Tritt), so daß sie eine Zeitlang das Bett hüten muß.

Die Liebe sucht ihre geheimen Wege. Der junge „Wälber“ geht „auf den Strich“ oder zur „Stubat“. Zu diesem Zweck entwischt er heimlich nächtlicher Weile dem Vaterhaus und klettert auf einer Leiter zum Kammerfenster des Mädchens. Er verhüllt das Gesicht und „verkehrt die Rede“, das heißt, er sucht sich unkenntlich zu machen, bittet jedoch, die „Motel“ möge ihn in die Stube lassen. Die Holde verlangt, daß er „recht rede“ und sich zu erkennen gebe; sodann weist sie ihn an Vater und Mutter, die nun von ihm geweckt werden. Erhält er günstigen Bescheid, so öffnet das Mädchen dem Gast die Wohnstube, wo das Paar bis gegen Morgengrauen traulich verbleiben mag. Manchmal wird Schnaps oder Kaffee aufgetischt, manchmal bringt der „Buob“ Wein mit, der bei solcher Gelegenheit „Bettler“ oder „Tifis“ heißt. Es gilt als Regel, daß mindestens ein Fenster unverhüllt bleibe, andernfalls sind die schwärmenden Nachtbuben geneigt, die Laden zu zertrümmern und Unfug zu treiben. Aber auch sonst muß sich das liebende Paar manche Neckerei gefallen lassen, ja es kommt auch zu Prügeleien und blutigen Thätlichkeiten. Haben sich die Liebenden zur Heirat entschlossen, so erfolgt häufig auch jetzt noch nach altem Brauch der „Antritt“. Der Bursche besucht in Begleitung eines Freundes, hinlänglich mit Wein versehen, nach Einbruch der Nacht das Haus der Zukünftigen und feiert mit ihren Angehörigen den „Einstand“; man könnte diesen Act die Verlobungsfeier nennen. Der eigentliche Brautstand, das „Hochzeitleben“, währt jetzt im Walde meist nur acht Tage. Am ersten Verkündtag erscheint das Brautpaar nicht in der Kirche des Heimatsortes; dieser Tag und die folgende Woche werden zu Besuchen und Einladungen in fremden Gemeinden und der eigenen benützt. Hochzeiter und Hochzeiterin tragen als Abzeichen Rosmarinzweige, jener auf dem Hut, diese im Nieder. Die Geladenen, welche nicht zur Feier kommen, beschenken die Braut; man hat dafür den Ausdruck: „a d' Wicks“ (an den Spinnrocken) geben. An einem der Tage wird das Brautfuder überführt. Nachbarn und Freunde halten einen mit Inschrift versehenen Kranz oder ein Band über die Straße und der Hochzeiter erkaufte den freien Durchzug. Das künftige Heim findet das Paar mit Kränzen und Inschriften geschmückt und der Einzug wird oft durch Schüsse begrüßt. Zum Kirchgang schließen sich dem Paare gewöhnlich nur die nächsten Verwandten an, doch gibt es auch Brautführer, „Sunfer“ und „Jungfrauen“. Die Braut trägt das „Schäppele“ und den Leidmantel, wenn sie aber Witwe ist, die „Stuche“; findet eine Hochzeit mit Tanzmusik statt, was nicht immer geschieht, so wird dem Tanz eifrig gehuldigt. Jetzt tanzt man im Walde fast nur mehr

die allerorten üblichen Rundtänze, nur geräuschvoller als in den Städten. Ein urwüchsigter Bursche leitet den Tanz mit einem tactmäßigen Stampfen, dem „Doppelsiren“, ein, unter welchem oft die Dielen schwancken. Die alten „offenen“ Walzer und andere Tänze, wie der „die drei ledernen Strümpf“ benannte, welcher aus einer Anzahl Figuren und eingeschobenen Polkas bestand, gehören nun zu den Seltenheiten. Nicht viel besser geht es den alten Tänzen in den übrigen Landestheilen, z. B. dem „Kangger“ im Montavon, und



Bludenzger Bürgerfrau und Tannberger Braut.

die noch an vielen Orten vorhandenen, „Tanzlauben“ und „Tanzhäuser“, in denen einst die öffentlichen Reigen gesprungen wurden, dienen jetzt anderen Zwecken. Der Faschingssonntag, die „Kilbena“ (Kirchweihen), einzelne Markttage und eben die Hochzeiten bieten die Gelegenheiten, bei denen die Tanzwuth sich auslebt. Auf der Hochzeit unterbricht den Tanz das lange Mahl, welches durch die Tafelmusik belebt wird. Am Schluß desselben beginnt nach der Abdanfungsrede das „Holsen“, indem der Wirth und der Hochzeiter die Gaben der Gäste sammeln und der letztere durch einen Händedruck dankt. Der

Tanz nach der eigentlichen Hochzeit, die mit dem Holsen endet, die „Nachhochzeit“, dauert bis in die Frühstunden.

Im Montavon heißt die Braut „Spausa“, der Bräutigam „Späuslig“; jene trägt einen Rosmarinschäppel. Im ganzen Oberland wird beim Mahle der Braut der Schuh gestohlen; der Brautführer („Chrag’sell“) muß dann Lösegeld zahlen und der Schuh wird bekränzt zurückgetragen. Der Ehrengeselle tanzt die ersten drei Tänze allein mit der Braut; im großen Walsertal und auf dem Tannberg kommen dann die übrigen Bursche an die Reihe, die dafür ein Silberstück entrichten. Beim Schenken gibt es verschiedene Bräuche. Im großen Walsertal z. B. setzt die Mutter den „Sevischäppel“ der „G’schbusa“ auf

einen Teller und die Gabe fällt durch eine röhrenartige Öffnung des Schäppels hinab; daher sagt man: „Ins Schäppili helfen“. In Blumenegg wird vor dem heimkehrenden Paare die Hausthür gesperrt und erst nach scherzhafter Wechselrede geöffnet. Einem mißliebigen Späuslig machen im Montavon die Bursche wohl auch eine Ragenmusik. Noch erwähnen wir des früheren Auspuges der Tannberger Braut. Sie trug walsjerische Trauertracht, nur daß das längere „Wieder“ die Büste umschloß: schwarzer Rock, schwarzseidene Schürze und über dem Wieder das „Schalkli“. Um den Hals schlang sich ein großer, schwerer „Rosenkranz“ aus Cocosperlen in Silberfassung, dessen Silberkreuz und Medaillon am „Fürtuch“ auf der Brust befestigt waren; am Busen prangte auch ein Blumenstrauß mit vergoldetem Rosmarinzweig; der „Schappel“, die hängenden Zöpfe und bunten Bänder erinnern uns an die geschilderte Tracht der Montavonerin. In der Hand hielt die Braut ein in Duodez gefaltetes und für diese Form festgenähtes farbiges Taschentuch, das an der oberen Schmalseite mit kleinen vergoldeten Rosmarinzweigen besteckt war.

Wenige Besonderheiten entfalten die Todtenbräuche, sie bestätigen aber durchaus den frommen Sinn des Volkes. Erwähnt möge werden, daß weder am Sarg eiserne Nägel noch am Gewand des Todten metallene Knöpfe, Hasen und dergleichen sich finden dürfen; sie könnten durch heftiges Brennen die Leiden des Verblichenen im Fegfeuer mehren. Diese Meinung und ähnliche früher erwähnte leiten uns hinüber in das Gebiet der Mythe.

Man erzählt noch heute von allerlei geheimnißvollen Wesen, die zumal die höheren Alpengegenden bevölkern, und der Glaube an das Vorhandensein solcher Gestalten ist noch keineswegs geschwunden, so sehr auch Zweifel und selbst Spott in einzelnen Fällen verlauten. Fast allenthalben kennt man das „Nachtvolk“, das im Unterland „Wuethas“, im Walde „Muethas“ heißt. Im Gebiete der Silvretta haufen die „Fenken“, Männer und Weiber mit Haaren bedeckt; sie verdingen sich auch als Hirten und Mägde und gleichen den „wilden Leuten“. In ihnen lebt die Erinnerung an die Ureinwohner fort. Die „Büze“ trennen sich in die beiden Hauptarten der Haus- und Alpenbüze; die ersteren bewähren oft eine gewisse Gemüthlichkeit, die letzteren treiben besonders nach dem Abzug der Hirten von den Hochalpen dort ihr Wesen. Viele Büze unterscheiden sich durch nichts von den „Geistern“; nach der Anschauung der Walser sollen aber einige den gefallenen Engeln angehören; noch andere sind recht eigentlich mythische Wesen, wie das „Doggi“ und der „Schrättlig“: bössartige Hausgeister, dem unheimlichen Geschlecht der Nachtmaren vergleichbar. Die „Benedigermännlein“, angeblich fremde steinkundige Leute, stellen sich zu den germanischen Zwergen. Schatzsagen gibt es fast von allen Burgen des Landes. Riesen werden wegen ihrer Unthaten versteinert oder thun sich als erfahrene Baumeister hervor.

Manche Züge der Riesenjagen begegnen uns wieder in Teufelsgeschichten. Allgemein verbreitet sind die Erzählungen von Hexen. Als Zusammenkunftsorte derselben gelten die Annalpe bei Au, die Wildkirche an der Kanisfluh, die Winterstauden, das Wolsfurter Feld, die Emserreute, der Hexenstein über Bürs und besonders der Jamang im Montavon.

Neben der Mythe hat sich auch die geschichtliche Sage entwickelt. Den ältesten Zeitraum vertreten die Legenden von St. Fridolin vor dem Gericht zu Rankweil, vom heiligen Gallus und von St. Gerold. Die Treue der Vorarlberger, die Liebe zum Herrscherhause empfängt den schönsten Ausdruck im Bericht von der freundlichen Aufnahme des flüchtigen Herzogs Friedel zu Bludenz. Jeder der vier Hauptkriege, die das Land betrafen, wird durch Sagen geschmückt: im Appenzeller Krieg rettet die Bettlerin Guta Bregenz; im Schwabenkrieg hat der Verrath des Uli Marijs den Verlust der Schlacht von Frastanz im Gefolge; gegen die Schweden erringen die Wälderinnen auf wunderbare Weise den Sieg an der „rothen Egg“, nachdem jene durch den Verrath eines später in den „Mushund“ verzauberten Lohauers Bregenz gewonnen; vom Übermuth der Franzosen endlich zengt das geschändete Bildstöcklein auf der Losen.

Weniger ergiebige Ausbeute liefert die Schürfung auf dem Boden des Volksschauspiels und des Volksliedes. Rudolf, der letzte Graf von Montfort-Feldkirch, ergögte sich mit den Bürgern seiner Stadt an vielfacher löblicher Kurzweil; 1389 führten sie auf dem Gottesacker der Pfarrkirche ein Osterspiel auf „schön und kostlich, welches in die drei Tag gewehret“. Das Passionspiel wurde an mehreren Orten gepflegt, z. B. in Bludenz und Schoppernau. Am meisten scheint auf diesem Gebiete Mittelberg geleistet zu haben. Dort wurde als erstes Stück 1722 „Der arme Lazarus und der reiche Prasser“ gegeben. Die Passion wurde zum erstenmal 1724 und dann von 1726 bis 1798 dreißigmal gespielt. Die Feier umfaßte zwei Tage. Am Mittwoch der Charwoche wurde das eigentliche Passionspiel in dem vergrößerten Tanzhaus aufgeführt, am Gründonnerstag die „Kreuzigung“, die Passionsprocession, abgehalten. Viele Zuschauer, die aus Baiern, dem Walde und vom Tannberge herbeikamen, erfüllten den Kirchplatz. Im Festzuge prangten unter andern die drei Kriegsfahnen der Mittelberger. Eigene „Komedevögte“ hatten das Spiel zu leiten. Es wurden auch Stücke von Sebastian Sailer und andere derb komische dargeboten. Die jesuitische und bayerische Zeit erwiesen sich dem Brauche ungünstig. 1820 wurde noch Janns „Sieg der Religion“ gespielt und erst 1890 mit einem „Ägyptischen Josef“ an diese alten Bestrebungen wieder angeknüpft.

Man hört im Volke Vorarlbergs zwar zuweilen vierzeilige „G'säkle“ (Schnaderhüpfeln), sie dürften jedoch allzumal aus Tirol und der Schweiz bezogen und nur sprachlich zurechtgerückt sein. Auch andere Gattungen des Volksliedes fehlen. Dafür hat sich eine ziemlich reiche mundartliche Dichtung entwickelt, die einigermassen als Ersatz der

Volkspoesie gelten kann. Voran steht hierin die Landeshauptstadt Bregenz, denn in ihr erblickten die beiden ältesten und der fruchtbarste und beliebteste dieser Dichter das Licht der Welt. Der Decan Christoph Anton Walser (1783 bis 1855) ragt besonders hervor durch seine Behandlung der Ehrghutafage. Auf ihn folgt Gebhard Weiß (1800 bis 1874), der einzige dieser Gruppe aus dem Handwerkerstand. Er war der Grübel Vorarlbergs und hatte mit dem von Goethe so warm empfohlenen Nürnberger Klemptnermeister nicht nur das Handwerk, sondern auch das geistige Gesichtsfeld gemein, indem er mit Bewußtsein sich als Bregenzer Philister fühlte und von diesem Standpunkt aus politische und unpolitische Ereignisse besang. Kaspar Hagen (1820 bis 1885), weiland Stadtarzt in Bregenz, schuf in unermüdlicher Thätigkeit empfindungsvolle Lieder, ergreifende Balladen, gemüthliche Erzählungen und gelungene Schwänke. Den Bregenzerwald vertritt in unserem Kreise Josef Feldkircher (1812 bis 1851) aus Andelsbuch, der als Geistlicher im Mainzer Sprengel lebte und auf der Heimreise zu Bamberg starb. „Der Wäldarbuob“ und „d' Wäldarschmelg“ sind zwei vorzügliche Charakterbilder, denen sich die „Wäldarfabla“ würdig anschließen. Die verdienstvollste Wirksamkeit entfaltete Dr. Franz Josef Bonbun (1824 bis 1870) aus Laz bei Nüzibers, seit 1850 Arzt in Schruns. Er sammelte die Sagen des Landes und behandelte mehrere derselben sehr glücklich in dichterischer Form. Von seinen vortrefflichen lyrischen Gedichten haben sich leider nur wenige erhalten. Die volksthümliche Weise der Lyrik wußte jedoch am besten Seeger an der Luß (Dr. Ludwig Seeger, geb. 1831 zu Thüringen in Blumenegg, seit 1869 Arzt in Wien) anzuschlagen, besonders durch seine „G'sägale“ und „G'sängle“. Daneben bringt seine Gedichtsammlung „Mit lugg lö“ scherzhafte und ernste Erzählungen; unter ihnen verdienen „der Rolle Hans“ und der „G'spußagang“ als die hervorragendsten genannt zu werden.

Musik und Volksmusik in Tirol und Vorarlberg.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Nachbarländern findet sich, wenn man Kunst- und Volksmusik scheidet. Während Tirol ein eigenes Volkslied hat, entbehrt Vorarlberg desselben. Es hat fast den Anschein, als ob der vorzugsweise auf das Praktische gerichtete Sinn des Vorarlbergers ein Volkslied nicht keimen lasse. Der Tiroler dagegen nimmt das Leben gern von der fröhlichen Seite, besonders in jenen Thälern, wo er nicht gezwungen ist, den Kampf des Daseins mit der Natur zu ringen. So erklärt es sich, daß es im deutschen Tirol kaum ein Thal geben wird, in welchem so laut wie im Zillertal das Volkslied erklingt. Nirgends wird auch der Tanz so leidenschaftlich geliebt. Die Lieder, von sinnreichen, lustigen Köpfen des Thals selbst verfaßt, haben meist irgend ein interessantes Abenteuer zum Gegenstand und sind größtentheils scherzenden, satirischen oder hohnstechenden Geistes. Sie werden nicht nur bei den Zusammenkünften in der Wirthsstube

und bei den Abendunterhaltungen zu Hause (Heimgarten), im Felde und auf dem Berge gesungen, sondern immer auch in den Tanz eingemengt. Volksfeste, Hochzeiten und Kirch-tage werden im Zillertal am lautesten und lebendigsten gefeiert.

Es werden vom Volke Alpenlieder, Jäger-, Schützen- und Kriegslieder gesungen. Rasch entsteht und verschwindet das leichtgeflügelte Volk der Schnaderhüpfeln. Diese Reime mit Musikbegleitung werden meist improvisirt und sind das getreue Spiegelbild des Empfindungs- und Gedankenlebens ihrer Säger. Sie heißen auch Schnaderhaggen, Pössen-, Trutz- und Spitzliedln, Haarbrecher-G'sangln. Diesen Schnaderhüpfeln folgt gewöhnlich ein Jodler, eine auffauchende Gesangsweise, die durch schnellen Übergang aus dem Brustton ins Falset hervorgebracht wird. Meistens bildet der Jodler auch den Schluß der Alpenlieder, häufig ist er aber ein bloßes Moduliren mit der Stimme ohne Text. Alte Volksgefänge bietet der Tag der heiligen drei Könige. In der Zeit vom Weihnachtsabend bis zum heiligen Dreikönigsfest hört man nicht bloß in den Kirchen, sondern auch auf den Straßen Weihnachtslieder erklingen, und im Oberinntal und auch in anderen Gegenden Deutschtirols hat sich auch noch die Sitte des „Sternsingens“ erhalten.

Weihnachtslieder und das Sternsingen kommen auch in Wälschtirol vor. Ein Volkslied aber, wie es im deutschen Tirol blüht, findet sich in den Thälern des italienischen Landestheiles nicht, während die Freude an italienischer Kunstmusik eine sehr lebhafte ist und es sich so erklärt, wenn man am Tage des Vigiliusfestes fast immer Landvolk bei der Oper in Trient erblickt. An Musikinstrumenten, die das Volk benützt, sind zu nennen: die Schwegelpfeife, die Clarinette, die kleine Geige, die Baßgeige, die Trompete, die Hand- und Mundharmonika (erstere das Lieblingsinstrument des Wälschtirolers, letztere in der Sprache des Alplers „Fogghobel“ genannt), die Manteltrommel, im Zillertal vor Allem das Holz- und Strohinstrument, vereinzelt im Unterinntal die Harfe, aber überall im Gebirge, auch in einsamer Almhütte, die Zither.

Sangesfreudige Zillertaler waren es vorzugsweise, welche als Natursänger das tirolische Volkslied in die größten Städte Europas trugen und Beifall und reichlichen Lohn ernteten. Unter diesen ist in erster Reihe Ludwig Rainer (geboren 18. Juli 1821) als Haupt der berühmten Zillertaler Sängerkamilie, die ganz Europa und einen Theil Amerikas durchwanderte, zu nennen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Menge von Naturjärgern, lediglich auf Gelderwerb ausziehend, die Reinheit des Volksliedes nicht mehr wahrte. Um so erfreulicher ist die Thatfache, daß in unseren Tagen ein Tiroler, Dagobert Ratter, ein Verwandter des bekannten Bildhauers Ratter, mit seinem Nationalquartett „Vogelweider“ das tirolische Volkslied nach außen wieder zu Ehren bringt. Ein Unterinntaler, der Hofopernsänger Josef Blechacher in Hannover, hat

im Liederbuch des deutschen und österreichischen Alpenvereins tirolische Volkslieder veröffentlicht.

Fassen wir Gewerbe und Handwerke in Rücksicht auf die Musik ins Auge, so finden wir die fein gesägten Fournierblätter von Dornbirn, welche als Resonanzholz seinerzeit sogar nach Frankreich und England abgesetzt worden sind. Sehr befriedigend waren und sind die Leistungen der Glockengießer zu Habichen im Ötthal, zu Lech im Lechthal, bei Innsbruck in Wilten, bei Brixen und in Trient. Von diesen hat gegenwärtig noch die Glockengießerei in Trient einen guten Ruf, ebenso die Glockengießersfamilie Graßmayr, deren Haupt Johann Graßmayr von Habichen im Ötthal, in Wilten angesiedelt, sich einen klangvollen Namen erworben hat.

Auf dem Gebiete des Instrumentenbaues weist Tirol Namen ersten Ranges auf. Ein Mann aus Wälschtirol, der zu Anfang des XVI. Jahrhunderts nach Bologna wanderte und dort ein berühmter Meister im Bau von Lauten, Violon und Bässen wurde, war es, der das damals noch fehlende begleitende Instrument für den Sopran, die Geige, erfunden hat. Es war dies Kaspar Tieffenbrucker (geboren 1467), in Italien Gaspard Duissopruggar genannt. Bei dem Friedensschluß mit Papst Leo X. berief Franz I. außer den Malern Leonardo da Vinci und Andrea del Sarto auch den Lautenmacher Gaspard Duissopruggar nach Bologna zu sich. Mehrere seiner Instrumente sind mit schönen in Öl gemalten Bildnissen geschmückt, und es liegt die Vermuthung nahe, daß diese von der Hand des Meisters Leonardo da Vinci herrühren, der bekanntlich ein eifriger Violinspieler war. Auf die Geigenbauerfamilie Ruger, gewöhnlich Ruggeri (1640 bis 1730) gehen die in den Instrumenten eingeklebten Zetteln „detto il per“ (vielleicht Brigner nach dem heute noch in der Bischofsstadt am Eisack bestehenden Familiennamen „Peer“) zurück.

Dem XVII. Jahrhundert gehört Jakob Stainer an. Im Innthal zu Absam steht das kleine Bauernhaus, mit dem seit dem 10. October 1880 an der Vorderseite angebrachten Gedenkstein, der folgende Inschrift trägt: „In diesem Hause lebte seiner Kunst Jakob Stainer, der Vater der deutschen Geige, geboren zu Absam 14. Juli 1621, hier gestorben 1683.“ Oft pilgerte er von hier nach dem nahen Innsbruck zu seinem Freunde und Rathgeber, dem Orgelbauer Daniel Herz, dessen Worte er sich oft ins Gedächtniß zurückrief: „Arbeiten und Dulden heißen die zwei Wege, die zur Meisterschaft führen. Nur der vielgeprüfte Jüngling kann ein tüchtiger Mann werden.“ Stainers Jugendjahre fallen in die Zeit, wo der in Innsbruck residirende Erzherzog Leopold V. und seine zweite Gemahlin, die Medicäerin Claudia, häufig musikalische Feste veranstalteten und viele italienische Musiker an ihren Hof zogen. So hatte Stainer Gelegenheit, die italienische Geige kennen zu lernen; er selbst hatte sich an dem Italiener Amati gebildet, allein die Klänge der italienischen Violine sagten seinem deutschen

Gemüth nicht vollkommen zu; er sann und sann, baute und arbeitete und schuf so die deutsche Geige. Mehrere Jahrzehnte nach des Meisters Tode zahlte man für eine Stainer-Geige 300 Ducaten, während der Künstler selbst, auf den Märkten herumwandernd, seine Instrumente um 6 Gulden verkaufte. Im Jahre 1656 war sein Ruf als Geigenmacher aufs höchste gestiegen und Kaiser Leopold I. bestätigte mit Diplom vom 9. Januar 1669 den dem Meister vom Erzherzog Ferdinand Karl verliehenen Titel eines „Hofgeigenmachers“. Von nun an brach eine Reihe von Unglücksfällen über ihn herein. Eine Wucherschuld brachte ihn in arge Bedrängniß und der Verdacht des Verbrechens der Ketzerei ins Gefängniß, aus welchem er erst nach Monaten entlassen ward. All dies Ungemach trübte fortan seinen Geist. Dann nahm er seine Geige und rante hinaus in die Berge, wo er vergebens Ruhe zu finden hoffte, bis ihn endlich (1683) der Tod aus diesem traurigen Zustande erlöste.

Aus dem XVII. Jahrhundert sind weiter zu nennen die beiden Albani Matthias (Vater und Sohn) aus Bozen; der Vater (geboren 1621 zu Bozen, daselbst gestorben 1673), ein Schüler Stainers, der Sohn (geboren 1650, gestorben 1709) zuerst Schüler seines Vaters, dann des Nikolaus Amati. Seine Instrumente stehen an Güte denen seines Lehrers nahe und werden unter dem Namen „Albaneſer Geigen“ von den Virtuosen gesucht und theuer bezahlt.

Der Zeitgenosse und Freund des Geigenmachers Jakob Stainer, der berühmte Orgelbauer Daniel Herz, ein Gemeinde-Angehöriger von Wilten, dessen Werke im In- und Ausland Bewunderung erregten, starb am 5. Juni 1678. Sein Grabstein auf dem Gottesacker zu Wilten hat die Inschrift: „Hier liegt mein Leib und der ist todt. Meine Werke leben und loben Gott.“ Meran nennt Johann Kaspar Hümpel (geboren 1669), einen der größten Orgelbauer, seinen Sohn. Die Orgel in der St. Jakobs-Pfarrkirche zu Innsbruck ist sein Werk. Schließlich sei noch eines musificirenden, componirenden und Instrumente bauenden Mönches gedacht, des Franciscaners Peter Singer, der zu Häfelgehr am 28. August 1810 als Sohn eines Glockengießers geboren, zu Salzburg im Franciscanerkloster lebte und starb. Sein „Pansymphonikon“ ist nach dem Princip der Pphysharmonika nur aus Zungenpfeifen construirt. Tonmeister wie Lachner, Meyerbeer, Spohr staunten ebensosehr über die Schönheit des Klanges, als praktische Orgelbauer über die unbegreifliche Einfachheit der Mittel, wodurch sie erreicht wurde. Als „musikalischer Mystiker“ fand er ein neues System der Harmonielehre in seiner geistvollen Schrift „Metaphysische Blicke in die Tonwelt“. Berühmte Orgeln im Lande sind jene in der bekannten Conciliumskirche Santa Maria Maggiore in Trient und die kleine Orgel aus Cedernholz in der silbernen Kapelle in Innsbruck, angeblich ein Geschenk des Papstes Julius II.

An hervorragenden Sängern hat das deutsche Tirol außer dem bereits genannten Hofopernfänger Blegacher in Hannover noch zwei Namen zu verzeichnen, den im Jahre 1796 zu Innichen geborenen Julius Cornet, einen Schüler Salieris, und Anton Mitterwurzer, dessen Wiege in Sterzing stand. In den Dreißiger- und Vierziger-Jahren galt Cornet als einer der besten Tenoristen in Deutschland; von 1854 bis 1858 war er Director des kaiserlichen Hofoperentheaters in Wien und starb am 29. October 1860 als Director des Victoriatheaters in Berlin. Anton Mitterwurzer, geboren 1818, war in Dresden engagirt, wo er, noch unter Richard Wagner als erster Bariton glänzte. Das vorarlbergische Ländchen zählt zu den Seinen: Salomon Sulzer, geboren 1804 in Hohenems, Obercantor der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, einer der Reformatoren der israelitischen Tempelmusik, der, als ausgezeichnete Sänger und Musiker geschätzt, 86 Jahre alt in Wien starb. Von Sängerinnen glänzten die im Jahre 1800 zu Innsbruck geborene Marianne Rainz und ihre gegenwärtig noch lebende Landsmännin Frau Rosa Luz.

An productiven Künstlern auf dem Gebiete der Musik bietet die Culturgeschichte Vorarlbergs keinen Namen, der sich besonders bemerkbar gemacht hätte, wohl aber jene von Wälsch- und Deutschtirol. Von Wälschtirolern ist aus dem XVII. Jahrhundert zu nennen der Franciscanermönch Tevo Zaccaria, geboren zu Sacco bei Rovereto 1656, Baccalaureus der Theologie und Lehrer der Musik, welcher zu Venedig 1706 ein vorzügliches Werk, betitelt „Il Musico Testore“ herausgab und daselbst 1725 gestorben ist. Den Ruf eines ausgezeichneten Kapellmeisters erwarb sich Dominik Josef Pasqui von Rovereto (1722 bis 1780), Theologe und Organist an der Kirche S. Marco daselbst und Componist von Messen, von denen eine „Santa Maria“ von ihm selbst im Jahre 1765 bei Anwesenheit des kaiserlichen Hofes zu Innsbruck mit großem Beifall aufgeführt worden ist. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts taucht ebenfalls in Rovereto ein ganz bedeutendes Musiktalent auf, Jakob Gottfried Ferrari (geboren 1759). Mit 27 Jahren befand er sich in Paris, als Accompagnateur im „Theater de Monsieur“ angestellt. Er machte, insbesondere in Belgien, Concertreisen als Pianist und ließ sich dann in London als Gesanglehrer nieder, wo er im Jahre 1842 starb. Wir besitzen von ihm neben einer Abhandlung über Gesangs Kunst und einer Sammlung Solfeggien eine große Anzahl Compositionen für die Violine, das Clavier, die Harfe, französische und italienische Romanzen und vier italienische Opern. Fruchtbare ist der deutsche Landestheil Tirols. In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wurde zu Imst der als tüchtiger Contrapunktist bekannte Anton Blasius Ammon geboren (1572), dessen Werke bei dem im XVI. Jahrhundert berühmten Musikalienverleger Adam Berg in München gedruckt erschienen. Um die gleiche Zeit treffen wir einen Tiroler, Leonhard

Lechner aus dem Etshland, als Musikus in der Stadt Nürnberg, später als Hofcomponisten des Herzogs von Württemberg an. Im vorigen Jahrhundert erwarben sich den Ruf tüchtiger Contrapunktisten Peter Madlseder aus Meran (geboren 1730),



Wohnhaus des Geigenmachers Jakob Stainer in
Abjam.

der Schullehrersohn Martin Goller, geboren zu Lahen im Eisackthal am 20. Februar 1764, gestorben zu Innsbruck 13. Jänner 1836 als Chorregent an der dortigen Universitätskirche, endlich der Sohn des Organisten zu Aldein Ignaz Ladurner, geboren 1. August 1766. Letzterer kam 1788 nach Paris, wo er sich als Clavierspieler und Componist einen Namen machte und eine Professur

am Conservatorium erhielt, die er bis zu seinem am 4. März 1839 erfolgten Tode bekleidete. Außer vielen Compositionen für Clavier allein und für Clavier und Violine hielten sich lange Zeit zwei einactige Opern auf dem Repertoire der Opera comique. Am Ende des vorigen Jahrhunderts pflegte der Hofcaplan und Dommusikus zu Brigen Michael Widmann (1757 bis 1797) neben der kirchlichen Musik auch noch die weltliche, und zwar componirte er kurze deutsche Singspiele, die mit vielem Beifall aufgenommen wurden.

Zu Sterzing erblickte am 8. Mai 1778 Johannes Gänzbacher, der „Körner Tirols“, das Licht der Welt. Er kam als Sängerknabe zuerst an die St. Jakobskirche in Innsbruck, später als solcher nach Hall. Als Student an der Innsbrucker Universität mit einem Musikstipendium bedacht, stellte er sich im Kriegsjahre 1796 in die Reihen der Exemten, wie die Studentencompagnie genannt wurde. In dem Gefecht bei Spinges am 2. April 1797 that er sich so sehr hervor, daß ihm ein Commando über mehr als 300 Landesvertheidiger übertragen und die goldene Medaille verliehen wurde. Neuerdings focht er bei Taufers im Vintschgau, wo General Bellegarde den Franzosen heimleuchtete, auf das tapferste mit. Im Jahre 1801 vollendete Gänzbacher die Jura, folgte aber dem Zug seines Herzens, das ihn der Tonkunst in die Arme trieb, und wagte die Reise nach Wien, wo ihn der berühmte Abbé Vogler als Schüler aufnahm und wo er sich mit dessen berühmterem Schüler, Karl Maria von Weber, innig befreundete. Auch nahm er bei Abrechtsberger Unterricht im Contrapunkt. Von Darmstadt, wohin er sich neuerdings zu Abbé Vogler, damals großherzoglichem Hofcapellmeister, begab und wo er mit Meyerbeer und neuerdings mit Karl Maria von Weber zusammentraf, rief ihn das Kriegsjahr 1813 ab. Abermals vertauschte er die Geige mit dem Schwert. In Magensfurt reichte er sich den 1809 und 1810 versprengten Tirolern ein und zog dann als Lieutenant der ersten Tiroler Schützencompagnie im Jenner'schen Corps unter siegreichen Gefechten nach Sterzing, das er bis zur Beendigung des Feldzuges in Tirol besetzte. Die Kriegsjahre 1813 und 1815, in welch letzterem Jahre Gänzbacher Oberlieutenant des neuerrichteten Kaiserjägerregiments war, brachten ihm das Kanonenkreuz und die große goldene Civil-Ehrenmedaille ein. Nach beendigtem Kriege lebte Gänzbacher als Oberlieutenant in Innsbruck. Doch behagte in der Friedenszeit dem mutthigen Kämpfer der Waffenrock nicht mehr. Als daher 1823 der Domcapellmeister zu St. Stefan in Wien J. Preindl starb, kam Gänzbacher, von seinen Wiener Freunden dazu aufgefordert, um die erledigte Stelle ein. Er erhielt sie auch und bekleidete sie bis an seinen am 13. Juli 1844 erfolgten Tod. Zu den Großmeistern der Tonkunst gleich seinen Jugendfreunden Weber und Meyerbeer gehört Gänzbacher nicht. Aber ebenso gewiß gebührt ihm in der Reihe der kleineren Meister ein ehrenvoller Rang, den er nicht nur durch die technische Gediegenheit

eines Stils, sondern auch wegen seiner Originalität vollauf verdient. Die Gänzbacher'sche Musik erfreut sich in den Kirchen Tirols seit Jahrzehnten allgemeiner Beliebtheit. Wenn es sich um kleinere Festmessen handelt, läßt sich Gänzbacher nicht umgehen. Musikalische Abendandachten mit lauretanischer Litanei und Te Deum sind ohne Gänzbacher kaum denkbar, denn er hatte den Localton ganz und gar getroffen; „man lauscht einem lieblich-innigen „Agnus Dei“ mit eben solcher Freude und Befriedigung wie jenem „Regina“, wo das Kaiserjägerregiment triumphirend in den Himmel einzumarschiren scheint,



Johann B. Gänzbacher.

um seiner heiligen Patronin die begeisterte Huldigung der Tiroler Sänger und Schützen darzubringen.“ In seinen Messen und namentlich in dem tiefersten Requiem in Es-dur (1811 der Gräfin Firmian-Althan dedicirt und zu ihrer Todtenfeier in Prag aufgeführt) legte Gänzbacher dem frohen Schwung seines urwüchsigigen Naturells Zaum und Zügel an, aber wo es sich um den Ausdruck einer volksthümlich festlichen Stimmung handelte, da stimmte er solche Töne an, wie sie ihm aus der Tiroler Brust kamen und weder durch Vogler noch durch Albrechtsberger zurückgedrängt werden

konnten. Im Allgemeinen sprechen sich in Gänzbachers Compositionen, die überhaupt mehr männliches Gefühl als überschwellige Phantasie verrathen, auf das entschiedenste aus: treffliche Kenntniß des Sazes, klarer und runder Stil, volle, doch nie überladene Instrumentirung, in welcher Gänzbacher seinem Mitschüler Weber verwandt ist.

In dem freundlich gelegenen Dörfchen Zams, eine kleine Stunde unter Landeck am Inn, wurde der Componist Josef Nezer am 18. März 1808 als Sohn des dortigen Schullehrers geboren. Auch er kam später nach Wien, wo ihn in der Compositionslehre Gänzbacher, im doppelten Contrapunkt der berühmte Theoretiker Simon Sechter unterrichtete.

Als Tonbildner begründete Neher seinen Ruf durch die Oper „Mara“, welche im Frühjahr 1841 in Wien einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Vom August 1844 bis gegen Ende des Jahres 1845 leitete Neher zugleich mit Vorzang die Leipziger Oper. Im Jahre 1849 ging er als Kapellmeister nach Mainz. Als ihn der steiermärkische Musikverein 1853 zu seinem Kapellmeister ernannte, zog Neher nach Graz, wo er 1864 starb. Zu Münster, einem Dorfe Unterinnthal, wurde am 24. October 1815 Matthäus Nagiller geboren. Er wurde im Wiener Conservatorium ein Schüler Preyers. 1842 zog er nach Paris und wurde dort ein gesuchter Musiklehrer. Kalkbrenner übergab ihm seinen Sohn; der Sänger Stockhausen, der berühmte Clarinettist Ivan Müller wurden seine Schüler. Aus Freunden und Schülern bildete sich ein Kreis, und so ward in Paris der „Mozart-Verein“ gegründet, an dessen Spitze Nagiller stand. Vier Jahre später dirigierte er Compositionsconcerte in Köln, München und Berlin. In den Sechziger-Jahren kam er wieder in sein Heimatsland als Kapellmeister des Musikvereins in Bozen, welche Stelle er mit der des Directors des Musikvereins Innsbruck am 1. Jänner 1867 vertauschte. In dieser Eigenschaft wirkte er bis zu seinem im Jahre 1874 erfolgten Tode. Nagiller schrieb außer zwei Opern („Herzog Friedrich von Tirol“ und „Rausikaa“) noch Kirchenmusiken, Symphonien, Ouverturen und Lieder, von welchen letzteren einige geradezu volkstümlich geworden sind. Ein nicht unbedeutender, aber wenig bekannter tirolischer Meister ist der in Bozen geborene, im Jahre 1869 zu Innsbruck verstorbene Privatier Anton von Mairl. Ein Miserere im Palestrina-Stil, ein solches als Oratorium mit Orchester, ein schönes Stabat mater für Frauenstimmen und Streichinstrumente, ein großes Oratorium „Der Fremdling auf Golgatha“ sind seine bedeutendsten Werke, aber sämmtlich Manuscript.

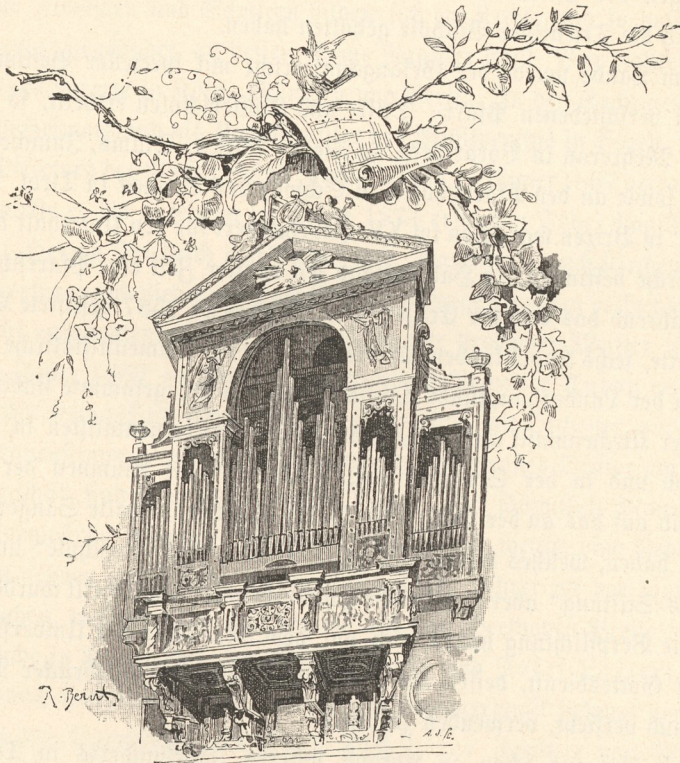
Von gegenwärtig lebenden Tonbildnern aus Tirol, welche eine Bedeutung erlangt haben, sind zu nennen aus Bozen Ludwig Thuille, Lehrer an der königlichen Musikschule in München, welcher unter anderen ein mit dem Beethoven-Preise der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien gekröntes Sextett schrieb, und Josef Lazzari, der in Paris lebt und sich durch Composition von Liedern und Kammermusik bekannt gemacht hat. In Innsbruck lebt der Operncomponist Ernst Tschiderer Freiherr von Gleisheim. Von seinen Werken ist die komische Oper „Die Lady von Gretnagreen“ (Text von Mosenthal) zuerst in Salzburg, zuletzt in Breslau mit vielem Beifalle gegeben worden. Der gegenwärtig als Director des Innsbrucker Musikvereins thätige und verdienstvolle Tonbildner Josef Pembaur ist ebenfalls ein geborener Innsbrucker. In der Musikschule zu München, wo Willner und Rheinberger seine Lehrer waren, gebildet, erhielt er bald darauf die durch Nagillers Tod erledigte Directorstelle im Innsbrucker Musikverein. Als Componist hat er sich ein umfangreiches Arbeitsfeld gewählt und ganz Hervorragendes in der Lied- und Chorcomposition geleistet.

Musikunterricht und Musikausübung erfreuen sich in Tirol und Vorarlberg einer gesunden und regen Pflege. Bis gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts war allerdings der gregorianische Choral die einzige Kunstmusik in den Kirchen von Tirol und Vorarlberg und hat sich die „Currende“ durch die Bestrebungen der seit dem XVII. Jahrhundert in Feldkirch angesiedelten Jesuiten bis zum Jahre 1805 in dem genannten vorarlbergischen Städtchen unter dem Namen „Gregorisingen“ erhalten. Bei Hoffesten machten die Hoftrumpeter und Pauker den erforderlichen Lärm. So wurden in Brigen, als die Bischöfe noch souveräne Fürsten waren und einen ausgedehnten Hofstaat hielten, namentlich Bläser bevorzugt wegen der Entraden in der Domkirche beim Einzug des Bischofs. Ähnlich werden es auch die Trientiner Bischöfe gehalten haben.

Auf dem Lande wurde der Gesangsunterricht mit specieller Bestimmung für die Kirche an den verschiedenen Pfarr-, Stift- und Klosterschulen ertheilt, so in dem Benedictiner-Stift Mehrerau in Vorarlberg, zu Fiecht, Wilten, Stams, Innichen, Marienberg und Neustift, sowie an den Pfarrschulen zu Schwaz und Bruneck in Tirol. Die Domschule „Cassianum“ in Brigen war schon im XV. Jahrhundert für den Unterhalt der Chorknaben in der Domkirche bestimmt. In Hall bestand seit uralter Zeit eine Pfarrschule mit Musikunterricht, während das von der Erzherzogin Magdalena 1587 gestiftete Ratharinenhäus den Zweck hatte, sechs Kapellknaben für die Musik in der Damenstiftskirche zur Verfügung zu stellen. In der Landeshauptstadt Tirols scheint sich der gesammte stabile Apparat zur Versehung der Kirchenmusik auf einige Sänger und Instrumentalisten in der Pfarrkirche zu St. Jakob und in der Servitenkirche, sowie auf acht Alumnen der „Nicolaihaus-Stiftung“ und auf das an der Pfarre St. Jakob bestehende uralte Sängerknaben-Institut beschränkt zu haben, welches letztere seit 1831 in die „Pfarrsingschule“ umgewandelt, die „Nicolaihaus-Stiftung“ aber in jährliche Handstipendien aufgetheilt wurde, deren Besitzer heute noch die Verpflichtung haben, sich auf dem Musikchor der Universitätskirche beim akademischen Gottesdienst, dessen musikalischen Theil der Innsbrucker Musikverein seit seinem Bestand versieht, verwenden zu lassen.

Es gab übrigens schon zu Anfang unseres Jahrhunderts in Tirol viele kleine Musikschulen, aber keine von Bedeutung. Erst der Innsbrucker Musikverein, der als Schul- und Concertinstitut im Jahre 1818 (2. Juni) ins Leben trat, wuchs trotz manchen ungünstigen Umständen allmählig zu segensbringender Bedeutung für das musikalische Leben im Lande heran. Seit dem Jahre 1856 steht der Innsbrucker Musikverein unter dem Protectorat Seiner kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig. Er war meist auch Vorschule oder Muster der anderen in Tirol und Vorarlberg bestehenden Musikgesellschaften und Gesangsvereine, so des im Jahre 1854 gegründeten Musikvereins in Bozen mit vorwaltend classischer Richtung, des Männergesangsvereins in Brigen und

der philharmonischen Gesellschaft in Trient, die ein Lyceum für Musik unterhält und auch die Musikaufführungen in der Kathedrale unterstützt. In Vorarlberg unterhält gegenwärtig der Musikverein in Feldkirch eine Gesang- und Instrumental-Schule, und während dieser in früheren Jahren pausirte, war Dornbirn der musikalische Vorort des Ländchens. Von tirolischen Gesangsvereinen nimmt die „Innsbrucker Liedertafel“ den ersten Rang ein, welche die große goldene Medaille „Literis et artibus“ von Seiner Majestät dem Kaiser (im Jahre 1884 verliehen) besitzt.



Orgel der Kirche Santa Maria Maggiore in Trient.